

DIE ANTIKE KULTUR



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Tafel I



STATUE EINER GÖTTIN · BERLIN

DIE ANTIKE KULTUR IN IHREN HAUPTZÜGEN DARGESTELLT VON FRANZ POLAND · ERNST REISINGER RICHARD WAGNER

MIT 118 ABBILDUNGEN IM TEXT,
SECHS EIN- UND MEHRFARBIGEN
TAFELN UND ZWEI PLÄNEN



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

1922

Additional material to this book can be downloaded from <http://extras.springer.com>.

ISBN 978-3-663-15564-5

ISBN 978-3-663-16136-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-16136-3

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1922

ALLE RECHTE EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS VORBEHALTEN

VORREDE

Wer nicht von dreitausend Jahren
sich weiß Rechenschaft zu geben,
bleib' im Dunkeln, unerfahren,
mag von Tag zu Tage leben.

Goethe.

Im Dunkel einer schweren Zeit zu leben, ungewiß, was der nächste Tag uns bringen wird, — das ist jetzt das Los unseres Volkes. Was uns Trost und Hoffnung spenden könnte, müssen wir in uns suchen, in Gütern, die uns kein Feind rauben kann, wenn wir nicht selber sie preisgeben. Daher ist es uns jetzt doppelt heilige Pflicht, die von den Vätern ererbte Kultur unseres deutschen Volkes achtsam weiterzugeben und schöpferisch fortzubilden. Wer aber an der Lösung dieser Aufgabe mitwirken will, die schwerer und verantwortlicher ist als je, der muß diese deutsche Kultur verstehen, muß ihre Entwicklung rückwärts verfolgen können bis zu den lebenspendenden Quellen, aus denen sie entsprungen ist, und aus denen sie in guten und bösen Tagen immer wieder neue Kraft geschöpft hat.

Die Kultur der meisten modernen Völker geht aus von der Kultur der Antike, die von den Griechen geschaffen und von den Römern über die Provinzen ihres Weltreichs verbreitet worden ist. Wieviel vor allen das den Griechen innerlich verwandte deutsche Volk ihr verdankt, dafür sei das Wort eines gewiß nicht voreingenommenen Zeugen angeführt. Ferdinand Lassalle schreibt: „Der manchesterlichen Staatsidee kämpft in Deutschland zum Glück mächtig entgegen die antike Bildung, die nun einmal die unverlierbare Grundlage des deutschen Geistes geworden ist.“ Zu dieser abendländischen Kulturgemeinschaft aber gehören auch die Völker, die uns zur Zeit noch feindselig gegenüberstehen: auch sie müssen und werden sich über kurz oder lang darauf besinnen, daß sie noch vor wenigen Jahren im friedlichen Wettbewerb mit uns an der Weiterbildung dieser Kultur und an der gemeinsamen Erforschung des Altertums gearbeitet haben.

Die antike Kultur und ihre Bedeutung für die Gegenwart darzustellen, war das Ziel zweier von dem Teubnerschen Verlag angeregten und mit liebevoller Sorgfalt ausgestatteten Werke¹⁾. Beide sind vergriffen, und die Ungunst der Zeiten verbietet es, sie jetzt wieder neu aufzulegen. Deshalb hat die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen, beide zu einer kürzeren Schilderung der antiken Kultur zu vereinigen, die zunächst von den Anforderungen des Gymnasiums ausgeht²⁾, aber auch für jeden Gebildeten les-

1) Baumgarten, Poland, Wagner: Die hellenische Kultur, 3. Auflage 1913. Die hellenistisch-römische Kultur, 1913.

2) Gesichtspunkte für die Auswahl des Stoffes und Winke für seine Ausnützung enthält ein Aufsatz von Wagner: „Das Wissen vom Altertum im Gymnasium“, in Ilbergs Neuen Jahrbüchern 1917, II. S. 114—137.

bar sein soll. Außerlich ist beiden Zwecken dadurch Rechnung getragen, daß griechische und lateinische Bezeichnungen und Zitate durchweg auch in deutscher Übersetzung dargeboten werden. Wird durch diese Beschränkung die vollständige Darstellung der Antike auch ausgeschlossen, so bietet dafür die gewählte Anordnung den Vorteil, daß die einzelnen Gebiete wie Philosophie, Religion, Staat und Kunst, die in den größeren Werken über die verschiedenen Zeiträume verteilt waren, jetzt im Zusammenhang behandelt werden und daß überall Griechen und Römer einander unmittelbar gegenüberstehen. Besonderer Wert wurde natürlich auch hier darauf gelegt, die Beziehungen zwischen Altertum und Gegenwart ins Licht zu setzen.

Nachdem unser treuer Mitarbeiter, Direktor Dr. Fritz Baumgarten, dessen lebensvolle Schilderung der hellenischen und römischen Kunst verdiente Anerkennung gefunden hatte, unmittelbar vor dem Erscheinen der 3. Auflage der Hellenischen Kultur gestorben war, ist Direktor Dr. Ernst Reisinger in Schondorf am Ammersee an seine Stelle getreten. Die Verteilung des Stoffes ist in der Weise erfolgt, daß Wagner die Literatur, Philosophie und Religion, Reisinger die bildende Kunst sowie die Beschriftung sämtlicher Abbildungen, Poland das Privatleben, Heerwesen und Staatsrecht sowie die weiter vorn eingefügten Abschnitte über das Bühnenwesen und über die Kultformen und Spiele verfaßt hat. Für gütige Hilfe bei der Beschaffung von Abbildungen sowie beim Lesen der Korrekturen schuldet Dr. Reisinger besonders den Herren Geheimräten Franz Studniczka und Paul Wolters herzlichen Dank.

Die Verlagsbuchhandlung hat alles daran gesetzt, trotz der schwierigen Verhältnisse dem Buche einen reichhaltigen, zum Teil ganz neuen Bilderschmuck beizugeben, um die unvergänglichen Schöpfungen der antiken Kultur dem Leser auch sichtbar vor Augen zu stellen.

Weihnachten 1921.

Dr. RICHARD WAGNER,
Oberstudiendirektor
in Dresden.

Dr. ERNST REISINGER,
Leiter des Südd. Landerziehungs-
heimes Schondorf am Ammersee.

Dr. FRANZ POLAND,
Oberstudiendirektor
in Dresden.

INHALTSVERZEICHNIS

I. DIE LITERATUR

Von R. Wagner

	Seite
A. DAS BUCHWESEN	1
B. DIE GRIECHISCHE SPRACHE	2
C. DIE GRIECHISCHE LITERATUR	3
DIE EPISCHE DICHTUNG	3
Homer	4
Die homerische Frage. Die Ilias. Die Odyssee. Die epische Kunst. Die Nachwirkung Homers.	
Der epische Kyklos	11
Die homerische Welt	12
Weltbild. Religion und Lebensanschauung. Staat und Gesellschaft. Das Haus. Kleidung und Nahrung. Das Kriegswesen. Die Schifffahrt.	
Hesiodos	19
DIE LYRIK	20
Elegie und Epigramm. Kallinos. Tyrtäos. Solon. Theognis. Mimnermos. Das Epigramm. Der Jambus. Archilochos. Hipponax. Die Liederdichtung. Skolien. Alkäos. Sappho. Anakreon. Die Chorlyrik. Arion. Ibykos. Stesichoros. Simonides. Bakchylides. Pindaros.	
DAS DRAMA	23
Die Tragödie	23
Thespis. Phrynichos. Aeschylos. Die Perser. Der gefesselte Prometheus. Die Orestie. Sophokles. König Oedipus. Oedipus auf Kolonos. Antigone. Aias. Philoktetes. Elektra. Die Trachinierinnen. Die Spürhunde. Euripides. Medea. Hippolytos. Iphigenie in Aulis. Iphigenie bei den Tauriern.	
Die alte Komödie	29
Epicharmos. Aristophanes. „Die Ritter“. „Die Wolken“. „Die Wespen“. „Der Friede“. „Die Vögel“. „Die Frösche“.	
Bühnenwesen. (Von Fr. Poland).	30
Die Dionysien. Äußere Bedingungen. Bauliche Anlage. Die Schauspieler. Das römische Theater.	
DIE GESCHICHTSCHREIBUNG	34
Die Logographen. Hekataös. Hellanikos. Herodotos. Thukydidēs. Xenophon. Die Anabasis. Die Hellenika. Die Kyropädie. Die Apomnemoneumata. Ephoros.	
DIE RHETORIK UND DIE BEREDSAMKEIT	39
Anfänge. Die Einteilung der Rede. Die Rhetorik. Gorgias. Isokrates. Die zehn attischen Redner. Lysias. Demosthenes. Die Philippischen und Olynthischen Reden. Die Friedensrede. Die Kranzrede. Aeschines.	
DIE LITERATUR DES HELLENISMUS	45
Überblick. Die hellenistische Poesie. Die Elegie. Kallimachos. Das Epigramm. Das Epos. Die bukolische Dichtung des Theokritos. Die Mimiamben des Herondas. Die neue Komödie. Menander. Die hellenistische Prosaschriftstellerei. Die Rhetorik. Die Geschichtschreibung. Polybios. Lokalgeschichtschreibung. Unterhaltungslektüre.	
D. DIE LATEINISCHE SPRACHE.	51
Charakteristik. Die kulturelle Bedeutung. Die Volkssprache.	

	Seite
E. DIE RÖMISCHE LITERATUR	52
DIE LITERATUR DER ÄLTEREN REPUBLIK	52
Nationalrömische Anfänge. Das Zwölftafelgesetz. Geschichtliche Aufzeichnungen. Reden. Der Saturnier. Die Einwirkung der Griechen. Livius Andronicus. Naevius, Ennius. Tragödie und Komödie. Plautus. Miles gloriosus. Menaechmi. Aulularia. Captivi. Terentius. Hautontimorumenos. Adelphi. Das römische Nationallustspiel. Geschichtsschreibung und Beredsamkeit. Fabius Pictor. Die Annalisten. Cato. Die älteren Redner.	
DIE CICERONIANISCHE UND AUGUSTEISCHE ZEIT	57
Einleitung. Cicero. Leben. Charakter. Schriften. Reden. Rhetorische Schriften. Philosophische Schriften. Briefe. Die Bedeutung Ciceros. Caesar. Bellum Gallicum. Bellum civile. Sallustius. Bellum Catilinae. Bellum Jugurthinum. Cornelius Nepos. Livius. — Lucretius. Vergilius. Bucolica. Georgica. Aeneis. — Catullus. Horatius. Epoden. Oden. Satiren. Episteln. Die Elegiker. Tibullus. Propertius. Ovidius. Amores. Heroides. Ars Amatoria. Metamorphosen. Fasten. Tristia. Epistulae ex Ponto.	
F. DIE GRIECHISCH-RÖMISCHE LITERATUR DER KAISERZEIT 69	
Einleitung. Einfluß auf die Kultur des Abendlandes.	
DIE POESIE	70
Die Satiren. Persius. Juvenalis. Petronius. Das Epigramm. Martialis. Die Tragödie. Seneca. Die Fabel. Phädrus. Babrios. — Ausonius.	
DIE PROSA	71
Tacitus. Dialogus. Agricola. Germania. Historiae. Annalen. Andere Geschichtsschreiber. Flavius Josephus. Suetonius. Plutarchus. Curtius Rufus. Arrianus. Die silberne Latinität. Senecas Prosaschriften. Quintilianus. Plinius der Jüngere. Plinius der Ältere. Archaismus und Attizismus. Lukianos.	
DIE CHRISTLICHE LITERATUR	75
Die Evangelien. Die Offenbarung Johannis. Paulus. Die Kirchenväter. Augustinus. Die christliche Poesie.	

II. DIE PHILOSOPHIE UND WISSENSCHAFT

Von R. Wagner

A. DIE PHILOSOPHIE	77
Die ionischen Naturphilosophen. Thales. Anaximenes. Anaximandros. Pythagoras. Die Eleaten. Herakleitos. Empedokles. Anaxagoras. Demokritos. Die Sophisten. Protagoras. Gorgias. Prodikos. Hippias. Sokrates. Persönlichkeit. Lehre. Platon. Leben. Ideenlehre. Seele. Staat. Schriften. Bedeutung für die Nachwelt. Aristoteles. Leben. Lehre. Schriften. Die Kyniker. Antisthenes. Die Stoiker. Zenon. Die Hedoniker. Aristippos. Die Epikureer. Epikuros. Die Skeptiker. Pyrrhon. Die spätere griechisch-römische Philosophie. Der Eklektizismus. Panätios und Poseidonios. Cicero. Seneca. Epiktetos und Marcus Aurelius. Die Neuplatoniker. Plotinos. Julianus. Philosophie und Christentum.	
B. DIE WISSENSCHAFT UND DIE TECHNIK	90
Einleitung. Entwicklun Terminologie. Aristoteles. Erdkunde und Astronomie. Anaximandros. Die Pythagoreer. Aristarchos von Samos. Ptolemäos. Hekatäos. Pytheas. Eratosthenes. Strabon. Die Mathematik und Technik. Die Pythagoreer. Die Schule Platons. Eukleides. Archimedes. Apollonios. Diophantos. Die Mechanik. Die Heilkunde. Hippokrates. Die ärztliche Wissenschaft in Alexandria. Spätere Schulen. Die Rechtswissenschaft. Griechische Gesetzgebung. Das Stadtrecht von Gortyn. Das Zwölftafelgesetz. Die römischen Juristen. Das Corpus iuris Romani. Die Philologie in Alexandria. Aristophanes von Byzanz und Aristarchos von Samothrake. Pergamon. Rom.	

III. DIE RELIGION

Von R. Wagner

	Seite
A. DIE GRIECHISCHE RELIGION	95
Die Anfänge. Der Seelenglaube. Der Ahnenkultus. Der Fetischdienst und Tierdienst. Der Anthropomorphismus bei Homer. Die Volksreligion. Der Kultus. Die Eleusinischen Mysterien. Die Orphiker. Die Philosophen. Der Rationalismus. Einwirkung des Orients. Die ägyptischen Geheimkulte. Der Herrscherkultus. Die Magie und Astrologie. Mithrasdienst. Verhältnis zum Christentum.	
DIE KULTFORMEN. DIE SPIELE. (Von Fr. Poland).	101
Der Staatskultus. Asklepios. Der Heroenkult. Die Mystik. Orgien. Die Orphiker. Die Eleusinischen Mysterien. Die Vereine. Kultstätten. Priestertum. Seher. Orakel. Delphi. Reinigung. Zauber. Gebet. Weihgeschenke. Opfer. Orchestik. Festzüge. Agonistik. Nationalfeste. Preise. Einheit der Hellenen.	
B. DIE RÖMISCHE RELIGION	107
Die nationalrömische Religion. Die Sondergötter. Der Seelenglaube. Die Staatsgötter. Eindringen fremder Götter. Verfall der Religion. Augustus. Kaiserkult.	
RÖMISCHE KULTFORMEN. DIE FESTE UND SPIELE. (Von Fr. Poland).	108
Festhalten am Alten. Hellenisierung. Kult des Ostens. Kaiserkult. Kultstätten. Tempelbau. Priester. Pontifices. Flamines. Vestalinnen. Auguren. Haruspices. Sibyllinische Bücher. Die Bruderschaften. Reinigung. Gebet. Devotion. Opfer. Suovetaurilia. Prozessionen. Tänze. Feste. Supplikationen. Spiele. Zirkus. Bühnenspiele. Amphitheater. Gladiatoren. Tierhetzen. Naumachien. Die Spieltage.	

IV. DIE KUNST

Von E. Reisinger

A. DIE KRETISCH-MYKENISCHE KUNST	113
Die altkretischen Paläste. Minos. Kretische Malerei und Plastik. Vasen. Beziehungen zu Ägypten. Mykenä. Tiryns. Troja.	
B. DIE GRIECHISCHE ARCHITEKTUR	117
DIE FORMENLEHRE	117
Tempel. Arten des Tempels. Stile. Aufbau. Ornament. Profanbauten. Theater. Stadion. Privathäuser. Buleuterion. Gymnasion.	
DIE BAUGESCHICHTE	121
Dorische Bauten. Heraion. Aphaiatempel. Theseion. Parthenon. Ionische Bauten. Erechtheion. Tempel der Athena Nike. — Die Propyläen. Das Artemision. Maussolleum. Lysikratesdenkmal. Die Prachtbauten der hellenistischen Zeit. Steigerung der Bautätigkeit unter den Diadochen. Olympieion. Turm der Winde. Stadtanlagen. Piräus. Die Provinzstädte. Pergamon. Zeusaltar.	
C. DIE RÖMISCHE ARCHITEKTUR	125
DIE FORMENLEHRE	125
Baustile. Fassadenbau. Gewölbebau. Ornament. Bauten. Tempel. Theater. Zirkus. Basilica. Thermen. Ehrenbögen.	
DIE BAUGESCHICHTE	127
Bauten in Rom. Brunnenanlagen. Tempel. Ara Pacis. Grab der Caecilia Metella. Maussolleum Augusti. Cestiuspyramide. Neros Palast. Colosseum. Titusbogen. Trajanssäule. Pantheon. Moles Hadriani. Ehrensäulen und Ehrenbögen. Thermen des Caracalla. Basilica des Maxentius und Konstantin. Bauten in den Provinzen. Italien. Istrien. Österreich-Ungarn. Griechenland, Syrien. Afrika. Gallien. Rhein- und Donauländer.	

	Seite
D. DIE GRIECHISCHE PLASTIK.	133
Die Darstellung des menschlichen Körpers. Die Götterbilder. Die archaische Zeit. Der geometrische Stil. Rundskulpturen. Statuen des 7. und 6. Jahrhs. Apoll von Tenea. Porosskulpturen. Holz. Erz. Marmor. Die Koren aus dem Perserschutt. Selinunt. Die Grabstele des Aristion. Die Giebelgruppen von Aegina. Thronende Göttin in Berlin. Reliefs vom Altar Ludovisi. Der strenge Stil. Gruppe der Tyrannenmörder. Myron. Discobolus. Wagenlenker. Zeustempel von Olympia. Phidias. Leben. Athena Promachos. Lemnia. Athena Parthenos. Der olympische Zeus. Parthenon-Skulpturen. Kresilas. Koren des Erechtheions. Balustrade des Niketempels. Attische Grabreliefs. Nike des Paionios. Polyklet: Doryphoros. Mädchen aus Beröa. Die griechische Plastik des 4. Jahrhs. Kephisodotos. Skopas. Niobiden. Praxiteles: Hermes aus Olympia. Knidische Aphrodite. Leochares. Porträts. Alexandersarkophag. Lysippos: Apoxyomenos. Schule des Lysippos. Die hellenistische Zeit. Allgemeine Charakteristik. Pergamenische Skulpturen. Gallier. Barberinischer Faun. Zeusaltar. Laokoongruppe. Nike von Samothrake.	
E. DIE RÖMISCHE PLASTIK.	157
Die ältere Zeit. Kopisten. Porträts. Reliefs. Ara Pacis Trajanssäule. Konstantinsbogen. Provinzialkunst.	
F. DIE MALEREI.	159
Wand- und Tafelmalerei. Polygnot. Apelles. Alexandermosaik. Vasenmalerei. Geometrischer Stil. Schwarz- und rotfigurige Technik. François-vase. Meister des strengen Stils. Weißgrundige Vasen. Keramik des 4.—1. Jahrhs.	
G. DAS KUNSTGEWERBE.	163
Münzen. Cameen. Gemmen. Gemma Augustea. Tafelgeschirr. Terrakotten. Terra Sigillata. Gläser.	
H. TOPOGRAPHIE.	165
Athen. Die Akropolis. Die Unterstadt. Priene. Stadtanlage. Rom. Entwicklung Roms: Urbs quadrata. Septimontium. Vierregionenstadt. Die „Servianische“ Stadt. Stadtteile Roms. Das Forum. Die Kaiserfora. Der capitolinische Hügel. Der Palatin. Das Marsfeld. Trans Tiberim. Pompeji. Gründung. Schicksal. Grundriß. Forum. Häuser. Gräberstraßen.	
 V. DAS PRIVATLEBEN Von Fr. Poland	
A. DIE WOHNUNG.	175
Griechen. Rundhütte. Bauernhaus. Stadthaus. Dekoration. Königsschlösser. Parks. Römer. Rundhütte. Altitalisches Haus. Römisches Normalhaus. Landhaus.	
B. DAS HAUSGERÄT.	179
Griechen und Römer. Sessel. Kline. Lectus. Tische. Beleuchtung. Beheizung. Gefäßformen.	
C. DIE KLEIDUNG.	181
Griechen. Männer- und Frauentracht. Haartracht. Hut. Fußbekleidung. Ring. Schmuck der Frauen. Römer. Männer- und Frauengewänder. Haartracht.	
D. DAS TÄGLICHE LEBEN.	185
Griechen. Allgemeine Beschäftigung. Hauptmahlzeiten. Trinkgelage. Gasthäuser. Sklaven. Römer. Häusliches Leben. Jentaculum. Prandium. Cena. Trinkgelage. Unterhaltungen. Sklaven.	
E. HANDEL UND GEWERBE.	190
Griechen. Weltkolonisation. Warenaustausch. Industrie. Geldhandel. Römer. Ausbreitung des Handels. Geldaristokratie. Industrie. Zünfte.	

	Seite
F. DIE FAMILIE	193
Griechen. Stellung der Frau. Eheschließung. Römer. Familienleben. Pater familias. Mater familias. Entartung. Schließung der Ehe.	
G. DIE ERZIEHUNG	196
Griechen. Unterricht. Körperliche Ausbildung. Gymnasium und Palästra. Sophisten. Die hellenistische Zeit. Ephebie. Staatliche Schulen. Mädchenunterricht. Römer. Elterlicher Unterricht. Elementarlehrer. Grammaticus. Redelehrer. Antike Universitäten.	
H. DIE BESTATTUNG	200
Griechen. Religiöser Grundzug. Ausstellung. Leichenzug. Bestattung. Begräbnisstätten. Grabschmuck. Trauerfeiern. Römer. Ausstellung. Leichenzug. Bestattung. Spenden. Totenfest. Denkmäler. Kaiserbestattung.	

VI. DAS HEERWESEN

Von Fr. Poland

A. GRIECHENLAND	204
Wehrverfassung. Sparta. Gliederung des Heeres. Führung. Athen. Gliederung des Heeres. Bewaffnung. Kriegführung. Schlacht. Söldner. Hellenistisches Heer. Belagerungskunst. Flotte. Triere. Schiffstypus der hellenistischen Zeit.	
B. ROM	210
Bürgeraufgebot. Caesars Heer. Marius. Das Werbesystem. Die Legion und ihre Führer. Reiterei. Kampf. Marsch. Belagerungskrieg. Lager. Dienst und Disziplin. Sold. Beute. Belohnungen und Ehren. Triumph. Ovation. Heer der Kaiserzeit. Stärke. Grenztruppen. Prätorianer. Führung. Sold. Ehren. Flotte.	

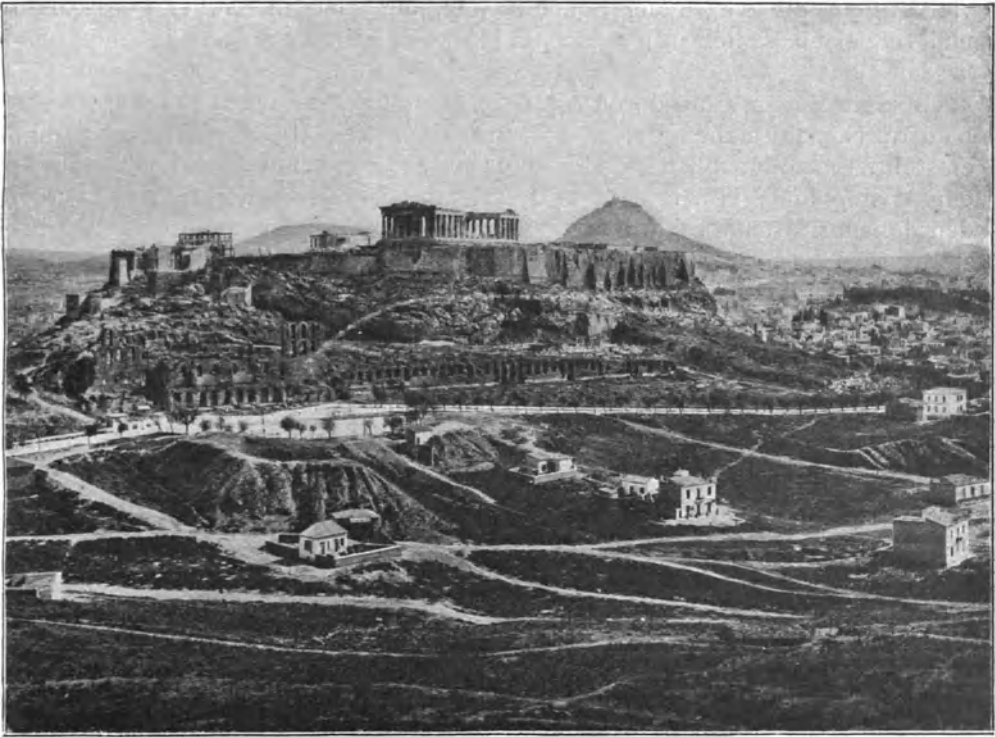
VII. DAS STAATSRECHT

Von Fr. Poland

A. GRIECHENLAND	218
Das Königtum. Die Adelherrschaft. Die Tyrannis. Die Demokratie. Sparta. Einteilung der Bevölkerung. Erziehung der Jugend. Zeitgenossenschaft. Mahlzeiten. Krieg. Könige. Gerusie. Ephoren. Athen. Gliederung der Bürgerschaft. Behörden. Volksversammlung. Beamte. Demokratische Entwicklung. Gerichtswesen. Finanzverwaltung.	
B. HELLENISTISCHES STAATSWESEN	227
Königtum. Volksversammlung. Staatsrat. Städtegründung. Beamtentum. Griechenstädte. Hellenisierung. Bundesstaaten. Hellenistisches Recht. Finanzverwaltung.	
C. ROM	229
Der Stadtstaat. Bürgerrecht. Gliederung der Bürgerschaft. Namengebung. Freigelassene. Volksversammlung. Komitien. Senat. Senatssitzung. Befugnisse des Senats. Magistrate. Imperium. Potestas. Wahl. Ehren. Konsulat. Prätur. Ädilität. Quästur. Zensoren. Volkstribunen. Plebejische Ädilen. Diktator. Der Kaiser und seine Beamten. Vereinigung aller Amtsgewalten in der Person des Kaisers. Legaten. Prokuratoren. Präfekten. Das Finanzwesen. Staatseinnahmen. Abgaben. Direkte Steuern. Ausgaben. Finanzverwaltung. Steuerpächter. Rechtswesen. Zivilrecht. Kriminalrecht. Einfluß des Kaisers. Prätor. Statthalter. Municipale Behörden.	

TAFELN- UND KARTENVERZEICHNIS

	Seite
Umschlagbild. JÜNGLING MIT SPRUNGEWICHTEN (HALTEREN). Von einem Vasenuntersatz aus Pomarico. Attisch; strenger Stil. Berlin. Vasensammlung 2325. Nach Photographie von Langlotz. Text S. 105.	
Titelbild DIONYSOS IM SCHIFF. Innenbild einer Schale des Exekias. München. Ende des 6. Jahrs. v. Chr. Text S. 162.	
Tafel I. STATUE EINER GÖTTIN. Berlin. Nach Antike Denkmäler III, Taf. 41. Text S. 138.	I
Tafel II. THESEUS AUF DEM MEERESGRUND. Innenseite einer Schale des Euphronios. Paris. Nach Furtwängler-Reichhold, Griech. Vasenmalerei, Taf. 5. Text S. 22; 162.	22
Tafel III. MÄDCHEN MIT HAUBE AUS BERÖA. Bronze. München. Nach Photographie. Text S. 147	134
Tafel IV. GRABMAL DER MNÉSARETE. München. Nach Photographie. Text S. 145	150
Tafel V. KOPF DES BARBERINISCHEN FAUNS. München. Nach Photographie. Text S. 156	166
Tafel VI. ODYSSEUS UND DIE LÄSTRYGONEN. Wandbild vom Esquilin. Nach Wörmann. Text S. 7; 160; 209	206
Karte I. ATHEN UND UMGEBUNG. Text S. 165 ff.; 121 ff.	
Karte II. ROMS ENTWICKLUNG BIS ZUR KAISERZEIT. Text S. 168 ff.; 127 ff.	



1. BURG (AKROPOLIS) VON ATHEN IM HEUTIGEN ZUSTAND

Nach einer Phot. der Preuß. Meßbildanstalt.

Südabhang von S.W. aus gesehen. Beherrschend der Parthenon, r. erhebt sich der Hügel Lykabettos, l. das niedrige Erechtheion, am Westrand die Propyläen, zu deren Füßen unten das Odeion des Herodes Attikos liegt. An dieses schließt nach O. die lange Halle des Eumenes, die bis zum Dionysostheater am Südostabhang reichte.

I. DIE LITERATUR

A. DAS BUCHWESEN

Die Texte der antiken Schriftsteller sind uns meist in mittelalterlichen Pergamenthandschriften (*codices*) erhalten, die in den Klöstern geschrieben wurden. Erst in den letzten Jahrzehnten sind zahlreiche Reste antiker „Bücher“ aus dem trockenen Sandboden Ägyptens ausgegraben worden. Es sind Papyrusrollen, deren nebeneinander geschriebene Kolumnen man beim Lesen allmählich aufrollte. Das Papier wurde aus dem Mark der Papyrusstaude gewonnen; erst später begann man, namentlich in Pergamon, aus Tierfellen Pergament herzustellen. Zu alltäglichen Aufzeichnungen bediente man sich neben den vielverwendeten Tonscherben (*ὄστρακα*) vor allem wachstüberzogener Täfelchen (Diptycha), auf denen man die mit einem Griffel eingeritzte Schrift alsbald wieder austilgen konnte. Sie dienten auch als Schulhefte, wie einige erhaltene Reste zeigen. Urkunden wurden nicht selten auf Holztafeln geschrieben (wie die Solonischen Gesetze), meist aber in Stein oder Erz eingegraben. Viele Tausende von Inschriften aller Art sind uns erhalten.

Ein Buch war somit ein verhältnismäßig kostbarer Gegenstand; jedoch entwickelte sich in Athen, besonders aber später in Alexandria und Rom ein reger Buchhandel. Zahlreiche Sklaven, die nach Diktat schrieben, ver-

vielfältigten die Texte der Schriftsteller, die dann in sauber geglätteten und verzierten Rollen in den Buchläden (z. B. bei den Sosiern in Rom) auslagen.

Bei der Verbreitung durch Abschreiben wurde natürlich ein Schriftwerk bald durch zahlreiche Fehler, willkürliche Zusätze (Interpolationen) u. dgl. entstellt. Erst die großen Philologen des 3. und 2. Jahrhunderts in Alexandria, ein Aristophanes von Byzanz und Aristarchos von Samothrake, denen in den alexandrinischen Bibliotheken die verschiedensten Exemplare der Schriftsteller zur Hand waren, haben mit unendlicher Mühe die maßgebenden Texte hergestellt und in zahlreichen Abhandlungen und Kommentaren erläutert, deren Reste uns z. B. bei Homer in den an den Rand der Handschriften geschriebenen Anmerkungen, den Scholien, erhalten sind. Diese Texte sind dann wieder über anderthalb Jahrtausend abgeschrieben worden, bis die Erfindung der Buchdruckerkunst seit dem 15. Jahrhundert eine mechanische Vervielfältigung ermöglichte. Aber erst der aufopfernden Kleinarbeit der neueren Philologie verdanken wir die gereinigten, lesbaren Texte, die wir heute um mäßigen Preis kaufen können.

B. DIE GRIECHISCHE SPRACHE

Das Griechische gehört ebenso wie das Lateinische und die germanischen und slawischen Sprachen zur indogermanischen Sprachgemeinschaft. Gleich dem Sanskrit, der heiligen Sprache der Inder, hat es sich aus der Ursprache namentlich im Verbum (Dual, Aorist, Optativ, Medium) einen überraschenden Reichtum von Formen erhalten, die es gestatten, die feinsten Abstufungen und Unterschiede der Gedanken kurz und klar auszudrücken.

Von Anfang an sehen wir die Sprache in zahlreiche Dialekte gespalten. Von ihnen gewannen der ionische, zu dem der attische gehört, der dorische und der äolische besondere Bedeutung für die Literatur. Denn die einzelnen Gattungen der Dichtung hielten die Mundart, in der sie zuerst ausgebildet worden waren, dauernd fest. Für Prosadarstellung war anfangs das Ionische die herrschende Schriftsprache, so noch bei Herodot. Erst im letzten Viertel des 5. Jahrhunderts v. Chr. wurde es durch das Attische ersetzt. Aus diesem ist dann seit 300 die griechische Gemeinsprache (*ἡ κοινὴ*) hervorgegangen, in der auch das Neue Testament geschrieben ist.

Der Vergleich zwischen älteren und jüngeren Schriftdenkmälern gewährt einen (auch für das Deutsche) lehrreichen Einblick in die Entwicklung einer Sprache. Homer zeigt noch die offenen ionischen Formen, aus denen durch Kontraktion die uns geläufigen attischen entstanden sind. Viele Wörter haben noch ihre ursprüngliche sinnliche Bedeutung, die später durch die abstrakte verdrängt wurde. Die Sätze werden meist kunstlos aneinandergereiht; die Unterordnung und die dazu erforderlichen Konjunktionen und Pronomina beginnen sich bei Homer erst auszubilden.

Die griechische Schrift beruht auf dem aramäischen Konsonantenalphabet von 22 Buchstaben. Die Griechen haben es von den Phönikern übernommen und in verschiedener Weise weitergebildet. Dieses griechische Alphabet (*ἄλφα βῆτα*) ist zum wichtigsten Kulturträger der Welt geworden; denn aus ihm sind alle Schriftarten des Abendlandes hervorgegangen, so vor allem die lateinische Schrift aus dem westgriechischen Alphabet. Man

schrieb, wie an den Inschriften zu sehen ist, in großen Buchstaben ohne Worttrennung. Die jetzt üblichen Lesezeichen, Akzente und Spiritus, sind erst von den griechischen Grammatikern eingeführt worden.

C. DIE GRIECHISCHE LITERATUR

Die ältere griechische Literatur hat sich mit einer wunderbaren Regelmäßigkeit, ja Naturnotwendigkeit entwickelt. Auf die Blüte des Epos folgt die Entfaltung der Lyrik, und aus beiden ging im 5. Jahrhundert die attische Tragödie hervor, während die Prosa erst mit dem allmählichen Verfall des Epos und der naiven Weltanschauung, von der es beherrscht war, hervortritt.

Diese ganze Entwicklung geht nicht vom Mutterlande aus, das noch lange nach der Dorischen Wanderung in engen Verhältnissen und Anschauungen befangen blieb, sondern von den östlichen Kolonien an und vor der Westküste Kleinasiens. Dort hatten namentlich die geistig regsamen Ionier in lebhaftem Handelsverkehr mit dem orientalischen Binnenland und den Küsten des Mittelländischen und Schwarzen Meeres ihren Horizont stetig erweitert und auch geistige Anregungen aller Art in sich aufgenommen. Athen war bis zur Gesetzgebung Solons (594) und dem glänzenden Hofhalt des Peisistratos und seiner Söhne (560—509) eine wenig bedeutende Landstadt. Erst seine gewaltigen Erfolge in den Perserkriegen (490—479) haben mit dem vollberechtigten Selbstbewußtsein auch die reichen geistigen Anlagen des kleinen Volkes erweckt, und Athen wurde als Hauptstadt des attischen Seebundes (477—404) auch „die Bildungsstätte für Hellas“ (Thukydides), ja für die ganze Welt. Noch in der römischen Kaiserzeit, als seine Schaffenskraft längst erloschen war, blieb es eine berühmte Universität, die von bildungseifrigen Jünglingen und wißbegierigen Reisenden aus dem ganzen Reich aufgesucht wurde.

DIE EPISCHE DICHTUNG

An die ältesten Hymnen, die man den Göttern anstimmte, erinnern nur noch die Namen mythischer Sänger wie Orpheus und Linos. Hervorragende Persönlichkeiten und denkwürdige Ereignisse wurden, da jede schriftliche Aufzeichnung fehlte, alsbald zur Sage und damit zum Gegenstand des Heldenanges, der in balladenartigen Einzelliedern, ähnlich dem deutschen Hildebrandslied, Helden und Götter feierte. Gedichtet wurden diese Lieder von berufsmäßigen Sängern (*αοιδοί*), wie es Demodokos und Phemios in der Odyssee sind. Sie bildeten den kunstvollen Bau des daktylischen Hexameters aus, der für das ganze Altertum das Versmaß des Epos blieb, und schufen eine feste Kunstsprache und Technik der Erzählungskunst. Diese Dichtungen wurden dann durch die Rhapsoden, die sie rezitierten, über die ganze hellenische Welt verbreitet.

Die ersten Anfänge der Epik müssen in die mykenische Zeit hinaufreichen, an die sie deutliche Erinnerungen aufbewahrt hat. Ihre Heimat war das äolische Mutterland, namentlich Thessalien, von wo sie mit den Kolonisten nach Asien wanderte, um dort von den Ioniern weitergepflegt zu werden. Deshalb erscheint die ionische Sprache Homers mit zahlreichen äolischen Formen durchsetzt. Erst in Asien trat neben den heimischen Stoffen vom Krieg der Sieben gegen Theben, der Argonautenfahrt u. a. die

Sage vom Trojanischen Krieg in den Vordergrund. Sicher lag ihr ein historisches Ereignis zugrunde. Denn Troja ist ähnlich am Hellespont gelegen wie Byzanz-Konstantinopel am Bosphorus, und Schliemanns Ausgrabungen haben in dem Burghügel von Hissarlik neun übereinanderliegende Niederlassungen aufgedeckt, deren älteste bis ins 3. Jahrtausend hinaufreicht. Erst in der sechsten Schicht haben wir, wie Wilhelm Dörpfeld nachgewiesen hat, das homerische Troja zu erblicken (s. u. Kunst).

HOMER

Der Kampf um Troja weitete sich nach und nach zu einem großen Sagenkreis aus, in den Helden und Sagen aus ganz Griechenland verflochten wurden. Im Mittelpunkt aber steht die Ilias. Sie behandelt weder den ganzen Krieg, noch die Eroberung der Stadt, sondern mit bewußter Kunst hat der Dichter aus dem weitschichtigen Stoff eine fesselnde Episode des 10. Jahres, den Zorn des Achilleus, herausgegriffen. Neben sie trat später die Odyssee, welche, aus verschiedenen Sagen zusammengewachsen, die Irrfahrten und die Heimkehr des Odysseus erzählte, und zahlreiche Schiffermärchen, die bei den seefahrenden Ioniern umliefen, in sich aufgenommen hat.

In Ilias und Odyssee erblickte das ganze Altertum Werke des blinden Sängers Homeros (vgl. Abb. 2). Herodot setzt ihn in das 9. Jahrhundert, und mehr als sieben Städte, unter denen Smyrna den berechtigtesten Anspruch hat, stritten sich um den Ruhm, ihn hervorgebracht zu haben. Für die moderne Wissenschaft bildet die homerische Frage, d. h. die Frage, wie Ilias und Odyssee entstanden sind, eines der schwierigsten, aber auch anregendsten Probleme, dessen restlose Lösung kaum je gelingen wird.

Natürlich dürfen diese ältesten großen Dichtungen nicht an dem Maßstab eines modernen Dichterverkes gemessen werden. Denn sie stellen den Niederschlag einer Jahrhunderte lang geübten Sangeskunst dar, die vom Einzellied allmählich zu umfangreicheren, schriftlich aufgezeichneten Epen fortgeschritten war. Die Ilias aber kann so, wie sie uns in 15693 Versen vorliegt, unmöglich von einem Dichter verfaßt sein. Denn wenn auch die Grundidee, den Zorn des Achilleus, seine Entstehung, seine Folgen und seine Lösung, darzustellen, das Ganze zusammenhält, so wird doch dieser Zusammenhang durch umfangreiche Episoden, durch Wiederholungen und mancherlei teils entschuldbare, teils unverzeihliche Widersprüche vielfach gestört. Entweder lag eine kürzere, einheitliche Urilias zugrunde, die durch zahlreiche Ein- und Umdichtungen erweitert und schließlich von einem Redaktor in die uns erhaltene Form gebracht wurde. Oder ein späterer Dichter hat mit Benutzung der umlaufenden Gesänge das Werk gedichtet. Sicher aber stammen Ilias und Odyssee nicht von demselben Verfasser. Denn die Odyssee zeigt in Sitte, Recht und Gefühlsleben, in Gesellschaft und Staat gegenüber der Ilias einen fortgeschrittenen Kulturzustand.

DIE ILIAS. Die Handlung der Ilias schreitet trotz der Eindichtungen geradlinig fort. Sie vollzieht sich in 50 Tagen, von denen jedoch das 1. Buch 20 und das letzte 13 umfaßt. Besonders treten als die vier Schlachttage hervor: der 21. (II—VII), der 24. (VIII) und die entscheidenden Kämpfe am 25. (der von XI—XVIII reicht) und am 26. (XIX—XXII). Älter als die Einteilung in 24 Bücher sind die Überschriften, die deshalb nicht immer genau den Inhalt der Bücher angeben. Einige von ihnen sind unten eingefügt.

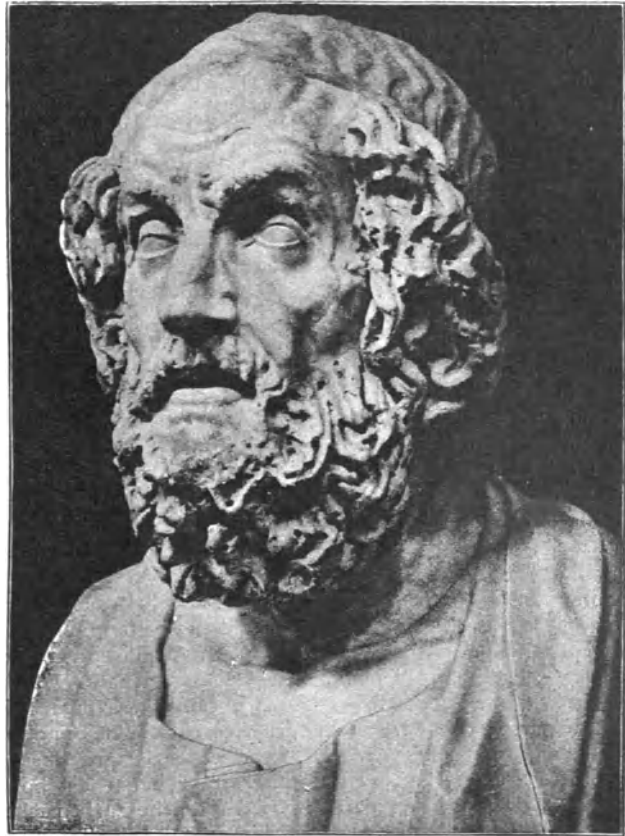
Inhalt: 1. Die Entstehung des Zornes. Der Heerkönig Agamemnon hat dem Apollo priester Chryses die Lösung seiner kriegsgefangenen Tochter Chryseis verweigert. Deshalb sendet Apollon eine Pest, die neun Tage im Heere wütet. Am zehnten beruft Achilleus eine Heeresversammlung und verlangt die Herausgabe der Chryseis. Unwillig fügt sich Agamemnon, fordert aber als Ersatz für sich das Ehrengeschenk Achills, die von diesem selbst erbeutete Briseis. Nach scharfem Wortstreit schwört Achill, daß er fortan nicht mehr am Kampfe

teilnehmen werde. Briseis wird fortgeführt. Dem Achilleus aber verspricht seine Mutter Thetis, die in der Meerestiefe seine Klagen gehört hat, ihren Beistand. Sie erwirkt darum im Olymp von Zeus das Versprechen, daß er, um die Achäer zu strafen, den Troern Sieg verleihen werde (I).

2. Der erste Schlachttag. Von Zeus durch einen erfolgverheißenden Traum getäuscht, will Agamemnon das Heer zur Schlacht führen. Seine List, durch scheinbare Aufforderung zur Heimfahrt die Kampflust der Achäer zu entflammen, mißlingt, und nur dem klugen Eingreifen des Odysseus, der den frechen Schwätzer Thersites züchtigt, gelingt es, sie zum Bleiben zu bewegen. Das Heer stellt sich in Schlachtordnung auf. Es folgt im Schiffskatalog die Aufzählung der Streitkräfte: bei den Achäern 1186 Schiffe mit etwa 100 000 Mann aus 29 Landschaften, bei den Troern und ihren Bundesgenossen 50 000 Mann (II). Beim Vorrücken der Heere fordert Alexandros (Paris) den Menelaos, vor dem er zuerst zurückgewichen war, zu einem Zweikampf heraus, der über den Krieg entscheiden soll. Zum Abschluß des Vertrages wird der greise König Priamos, der von einem Mauerturm aus mit Helena und den Ältesten der Troer das Schlachtfeld beobachtete, herausgeholt (*Τειχοσκοπία*). Im Kampf behält Menelaos die Oberhand, aber Aphrodite entrückt den Paris nach Troja (III). Da bricht der Lykier Pandaros, von Athene verleitet, den Vertrag, indem er Menelaos durch einen Pfeilschuß verletzt, Agamemnon hält darauf eine Musterung des Heeres, um die Soldaten und ihre Führer zum Streit anzufeuern (IV).

Jetzt erst beginnt die Schlacht, in der Diomedes den Pandaros tötet, ferner die Aphrodite und schließlich, von Athene ermutigt, sogar den Ares verwundet (*Διομήδους ἀριστία*, V). Auf den Rat seines Bruders, des Sehers Helenos, eilt Hektor in die Stadt, um seine Mutter Hekabe zu veranlassen, Athene um Beistand gegen Diomedes anzuflehen. Draußen treffen inzwischen Diomedes und der Lykier Glaukos zusammen, verzichten aber in Erinnerung an die alte Gastfreundschaft ihrer Ahnherrn auf den Zweikampf und tauschen ihre Rüstungen. Hektor treibt unterdessen in der Stadt den lässigen Paris zum Kampfe an; am Skäischen Tore findet er seine Gemahlin Andromache mit ihrem kleinen Sohn Astyanax und nimmt von beiden rührenden Abschied (VI). Er fordert dann den Telamonier Aias zum Zweikampfe heraus, der unentschieden bleibt. Nach erfolglosen Beratungen und Verhandlungen wird eine Waffenruhe zur Bestattung der Toten geschlossen. Die Achäer aber befestigen ihr Schifflager durch Mauer und Graben (VII).

3. Der zweite Schlachttag. Sühneversuch. Zeus verbietet den Göttern die Teilnahme am Kampf. Infolgedessen werden die Achäer zweimal zurückgeworfen, und die Troer lagern als Sieger auf dem Schlachtfeld (VIII). In der nächtlichen Beratung der Fürsten erklärt sich Agamemnon auf Nestors Rat bereit, dem Achilleus die Briseis mit reichen Sühne-



2. HOMER.

Marmorbüste in Neapel. Nach Photographie.

Idealporträt aus späthellenistischer Zeit, das die Blindheit wie das Seherische des Dichters gleich gut zum Ausdruck bringt. Kopie der römischen Kaiserzeit.

geschenken zurückzugeben. Als Gesandte gehen Odysseus, der Telamonier Aias und des Achilleus Erzieher, der alte Phönix, zu Achilleus. Er empfängt sie freundlich, aber alle Vorstellungen und Bitten scheitern an seinem edeln Stolz, dem die äußerliche Wiedergutmachung durch Geschenke nicht genügen kann (*Προσβεία*, IX). In derselben Nacht unternehmen Diomedes und Odysseus eine Späherfahrt nach dem troischen Lager. Sie töten den feindlichen Kundschafter Dolon und erbeuten die Rosse des Thrakerfürsten Rhesos (*Δολώνεια*, X).

4. Der dritte Schlachttag. Tod des Patroklos. Agamemnon erlegt viele Troer, wird aber zuletzt verwundet, ebenso andere achäische Helden. Achill, der dem Kampfe zusieht, entsendet seinen Freund Patroklos, um sich nach einem von Nestor fortgeführten Verwundeten zu erkundigen. Nestor bittet ihn dringend, wenn Achill weiter zürne, so solle wenigstens er mit den Myrmidonen den bedrängten Achäern zu Hilfe kommen. Auf dem Rückwege verweilt Patroklos lange bei dem verwundeten Eurypylos (XI). Unterdessen drängen die Troer die Achäer zurück und stürmen gegen die Mauer an. Schließlich sprengt Hektor das Tor des Lagers (*Τειχομαχία*, XII). Mühsam widerstehen die Achäer, von Poseidon ermutigt, dem Anstürmen gegen die Schiffe (XIII). In dieser Not eilt Hera zu Zeus, der vom Ida aus die Schlacht beobachtet, und es gelingt ihr mit Hilfe der Aphrodite und des Hypnos ihn einzuschläfern (*Διός ἀπάτη*). Jetzt treiben die Achäer die Feinde von den Schiffen zurück, und Hektor wird von Aias schwer verwundet (XIV). Da erwacht Zeus und verleiht den Troern Sieg. Hektor, von ihm geheilt, wirft die Achäer zurück und dringt wieder bis zu den Schiffen vor, die der Telamonier Aias mit letzter Kraft verteidigt (XV).

Jetzt endlich ist Patroklos zu Achilleus zurückgekehrt und erwirkt von ihm die Erlaubnis, in der Rüstung des Achilleus mit den Myrmidonen das Verderben von den Schiffen abzuwenden. Inzwischen muß Aias vor Hektor weichen, und die Troer werfen Feuer in die Schiffe. Alles scheint verloren, und Achill selbst mahnt seine Mannen zur Eile. Die Troer fliehen vor Patroklos, den sie für Achilleus halten, in die Ebene. Dort tötet Patroklos den Lykier Sarpedon. Als er aber gegen des Achilleus Verbot die Stadt zu stürmen versucht, fällt er, von Apollon betäubt, durch Hektors Hand (*Πατρόκλεια*, XVI). Im Kampf um die Leiche widerstehen Menelaos und Aias hartnäckig dem Hektor, der die Rüstung des Achilleus angelegt hat (XVII). Von Menelaos entsendet, bringt Antilochos, der Sohn Nestors, die Trauerbotschaft dem Achilleus. Seine lauten Klagen rufen Thetis mit ihren Meerfrauen aus der Tiefe herauf. Sie verspricht ihrem rachedürstenden Sohn eine neue Rüstung. Währenddessen ist Hektor nahe daran, sich der Leiche zu bemächtigen, aber der waffenlose Achill schreckt auf Göttergeheiß durch sein Geschrei die Troer zurück. An der Leiche des Freundes, die in seine Hütte getragen wird, gibt sich Achill seinem fassungslosen Schmerze hin. In der Nacht schmiedet ihm Hephästos auf Bitten der Thetis eine neue Rüstung. Beschreibung des Schildes (*Ὀπλοποιία*, XVIII).

5. Versöhnung. Vierter Schlachttag. Hektors Tod. Nachdem Thetis ihrem Sohne die Waffen gebracht hat, erfolgt die feierliche Aussöhnung zwischen Achill und Agamemnon. Achill wappnet sich (XIX). Eingeleitet durch eine Götterschlacht, beginnt der entscheidende Kampf. Äneas stellt sich dem Achilleus entgegen und wird besiegt, aber auf Befehl des Zeus entruckt (XX). Achill treibt die fliehenden Troer in den Skamander, wo er den jungen Priamiden Lykaon trotz seines Flehens tötet. Der über das Morden erbitterte Flußgott bedrängt und verfolgt den Helden durch seine Fluten, bis ihn das Feuer des Hephästos in sein Bett zurückschreckt. Die Troer fliehen in die Stadt (*Μάχη παραποτάμιος*, XXI). Hektor entschließt sich zum Kampfe, flieht aber vor dem furchtbar heranstürmenden Gegner. Von Athene betört, hält er ihm endlich stand und fällt durch Achilleus, den er vergeblich um Bestattung anfleht. Achill schleift die Leiche ins Lager (*Ἐκτορος ἀναίρεσις*, XXII).

6. Bestattung des Patroklos und Hektor. Nun erst wird die Leiche des Patroklos auf einem gewaltigen Scheiterhaufen verbrannt. Am nächsten Tage veranstaltet Achilleus prächtige Leichenspiele, deren Preise die besten Helden gewinnen (XXIII). Zwölf Tage nach Hektors Tode beschließen die Götter, daß die Troer die von Achill mißhandelte Leiche Hektors zurückerhalten sollen. Von Hermes geleitet, wagt sich Priamos in das Lager der Feinde. Sein Anblick und seine Bitten rühren das Herz des Achilleus, so daß er die Leiche herausgibt. In Troja halten Andromache, Hekabe und Helena dem Helden die Totenklage, und nach neuntägigen Vorbereitungen wird er feierlich bestattet (*Ἐκτορος λήτρα*, XXIV).

DIE ODYSSEE. Die fortgeschrittene Technik der Dichtung zeigt sich in der kunstvollen Gruppierung des Stoffes. Die Erzählung setzt erst im 10. Jahre der Irrfahrten des Odysseus ein und umfaßt nur 40 Tage. Sie zer-

fällt in drei Teile: 1. Die Telemachie, die einleitend die Verhältnisse in der Heimat schildert, wie sie sich infolge der Abwesenheit des Odysseus entwickelt haben (I—IV). 2. Die Heimkehr des Odysseus von der Insel der Kalypso bis zu den Phäaken (V—VIII), denen der Held selbst in besonders wirkungsvoller Weise seine Irrfahrten erzählt (IX—XII). 3. Odysseus auf Ithaka: seine Ankunft, die Vorbereitungen und die Ausführung des Freiermordes, endlich die Erkennungsszenen (XIII—XXIV).

Inhalt. 1. Die Telemachie. Die Götter beschließen in Abwesenheit Poseidons, der dem Odysseus wegen der Blendung seines Sohnes Polyphem grollt, die Heimsendung des Odysseus. Athene kommt in der Gestalt des Mentos nach Ithaka und rät dem Telemachos, der ihr das schamlose Treiben der Freier seiner Mutter Penelope schildert, sich bei der Volksversammlung darüber zu beschweren und nach Kunde vom Vater auszuziehen (I). In der Versammlung erreicht Telemachos nichts; die Freier tadeln das Zaudern der Penelope (Leichengewand des Laertes) und verlangen, er solle sie zur Entscheidung drängen. Telemach fährt, von Athene als Mentor begleitet, ab (II). Er landet in Pylos, wo ihm Nestor von der Rückkehr der Achäer und der Ermordung Agamemnons erzählt. Von Odysseus weiß er nichts (III). Telemach fährt darauf nach Sparta zu Menelaos. Dieser berichtet über seine Irrfahrten und sein Abenteuer mit dem weissagenden Meergreis Proteus in Ägypten, den er inmitten seiner Robben überlistet hat. Von diesem hat er gehört, daß Odysseus bei Kalypso weile (IV).

2. Die Heimkehr des Odysseus. Beauftragt von einem zweiten Götterrat, fordert Hermes von der Nymphe Kalypso die Heimsendung des Odysseus. Seit sieben Jahren hält sie ihn wider seinen Willen auf der Insel Ogygia fest, in der Hoffnung, ihn sich zum Gemahl zu gewinnen. Odysseus erbaut sich jetzt in vier Tagen ein Blockschiff und fährt fröhlich ab. Als er nach 17 Tagen schon die Küste von Scheria erblickt, erkennt ihn der heimkehrende Poseidon und zerschmettert sein Fahrzeug. Umgürtet mit dem Schleier der hilfreichen Meergöttin Leukothea, erreicht er endlich in einer Flußmündung das Gestade der Phäaken, wo er nach Schicksalspruch dem Zorne Poseidons entrückt ist (V). Am nächsten Morgen fährt auf Veranlassung der Athene (Traum) Nausikaa, die Tochter des Königs Alkinoos, nach demselben Flusse, um große Wäsche zu halten. Als sie sich darnach mit ihren Mägden am Ballspiel vergnügt, erwacht Odysseus durch das Geschrei der Mädchen aus tiefem Schlaf. Er gewinnt das Zutrauen der lieblichen Königstochter und wird von ihr mit Kleidern versorgt (VI). Athene geleitet ihn selbst zum Palast des Alkinoos, der ihn mit seiner Gattin Arete freundlich aufnimmt (VII). Am nächsten Tage beschließen die Phäaken die Heimsendung des Gastes. Beim Festmahle rührt ihn der Sang des blinden Demodokos über Troja zu Tränen. In den Kampfspielen zeigt er, von einem jungen Phäaken taktlos herausgefordert, seine Meisterschaft im Diskuswurf (VIII).

Beim Abschiedsmahle gibt sich Odysseus zu erkennen (Lied des Demodokos vom hölzernen Pferd, VIII) und erzählt seine Irrfahrten. Nach der Abfahrt von Troja hatte er mit den Kikonen gekämpft und war mit seinen 12 Schiffen bis zum Vorgebirge Malea gelangt. Von dort verschlägt ihn ein Sturm ins Märchenland. Nach 12 Tagen landet er bei den Lotophagen. Dort muß er seine Gefährten, die beim Genuß der süßen Lotosfrucht (Dattel?) des Vaterlandes vergessen, mit Gewalt fortführen. Dann kommt er zur Ziegeninsel und fährt mit seinem Schiff hinüber nach der Insel der Kyklopen. Der einäugige Riese Polyphemos, in dessen Höhle er unvorsichtigerweise geblieben war, frißt sechs seiner Genossen und wird von ihm mit Wein betäubt und geblendet. Mit List entkommt er aus der Höhle und verhöhnt den Kyklopen. Seinen Steinwürfen entgeht er, aber sein Rachegebet erhört Poseidon (IX). Äolos, der Beherrscher der Winde, nimmt Odysseus gastlich auf und entsendet ihn nach Ithaka. Aber als er nach neun Tagen bereits die heimischen Berge erblickt, öffnen die Gefährten den Schlauch, in den ihm Äolos die widrigen Winde eingeschlossen hatte, und er wird aufs neue verschlagen. Im Hafen der riesigen menschenfressenden Lästrygonen verliert er elf seiner Schiffe. Er landet dann auf Aäa, wo Kirke seine auf Kundschaft ausgesandten Gefährten in Schweine verwandelt. Von Hermes gefeit, widersteht er ihrem Zauber und bleibt ein Jahr bei ihr (X). Vor der Abfahrt fährt er auf ihr Geheiß an den Eingang der Unterwelt. Dort kündet ihm die Seele des Sehers Teiresias die Zukunft. Von seiner toten Mutter Antikleia erhält er die erste Kunde aus der Heimat und sieht seine troischen Kampfgenossen wieder (*Nérvia*, XI). Bei der Weiterfahrt entgeht er dem Zaubergesang der Sirenen und kommt glücklich zwischen der Charybdis und der



3. ROTFIGÜRIGER ATTISCHER TRINKNAPP. Berlin.

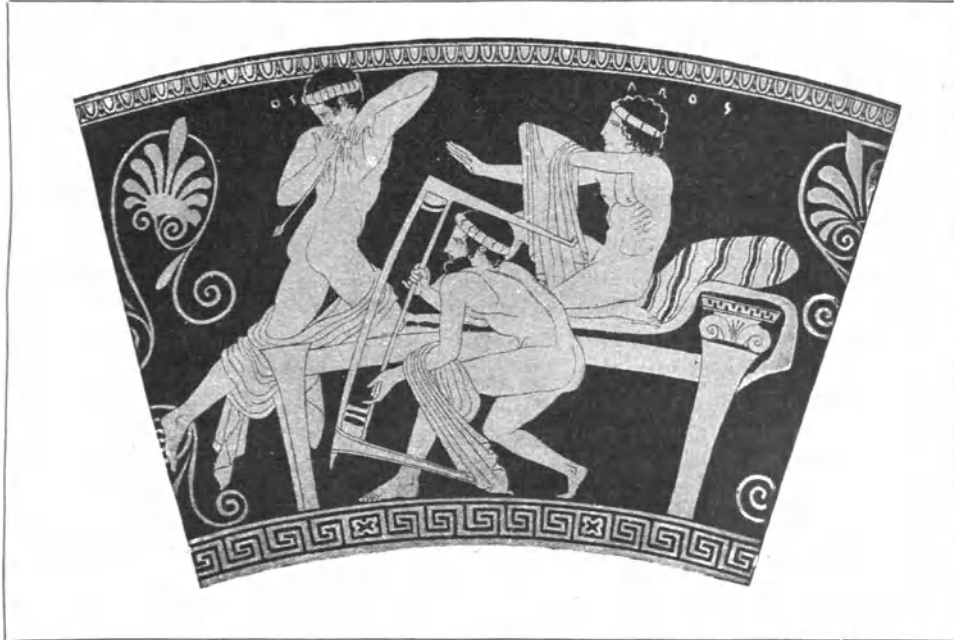
Nach Furtwängler u. Reichhold, Griech. Vasenmalerei. F. Bruckmann, A.-G. München phot.

Odysseus schießt auf die Freier, hinter ihm zwei Mägde.

Skylia, die ihm sechs Gefährten raubt, hindurch. Aber auf Thrinakia, wo die Rinder des Helios weiden, erfüllt sich das Verhängnis: von Hunger getrieben, schlachten die Gefährten gegen den Spruch des Teiresias die Rinder. Deshalb vernichtet nach der Abfahrt ein Sturm das Schiff. Odysseus allein bleibt am Leben und rettet sich aus dem Strudel der Charybdis. Nach neun Tagen wird er in Ogygia ans Land geworfen (XII).

3. Odysseus auf Ithaka. In einer Nacht führt den Schlummernden das Phäaken-schiff in die Heimat, die er nicht erkennt, bis Athene ihm hilfreich naht. In einen alten Bettler verwandelt (XIII), kehrt er bei seinem treuen Sauhirten Eumäos ein, in dem er vergebens Hoffnung auf die Rückkehr seines Herrn zu erwecken sucht (XIV). Inzwischen veranlaßt Athene die Heimkehr Telemachs aus Sparta. Er kommt zunächst zu Eumäos (XV). Dort gibt sich ihm Odysseus zu erkennen, und sie beraten über die Bestrafung der Freier (XVI). Am Morgen geht Telemach zur Stadt, und Odysseus folgt ihm. Er wird in seinem Hofe von seinem sterbenden Hund Argos erkannt und von den Freiern mißhandelt (XVII). Im Faustkampf besiegt er den Bettler Iros und beobachtet ingrimmig das freche Treiben der Freier (XVIII). In der Nacht unterredet er sich mit Penelope und schwört ihr, daß Odysseus morgen heimkehren werde. Bei der Fußwaschung erkennt ihn seine alte Amme Eurykleia. Penelope beschließt den Bogenwettbewerb, dessen Sieger sie heimführen soll (XIX). Die Vorbereitungen dazu werden getroffen, und die Freier verhöhnen Odysseus aufs neue (XX).

Der Wettkampf mit dem Bogen des Odysseus beginnt. Weder Telemach noch die Freier vermögen ihn zu spannen. Odysseus gibt sich draußen dem Eumäos zu erkennen. Dann erbittet er sich den Bogen und erhält ihn trotz dem Widerspruch der Freier. Nachdem Penelope den Saal verlassen hat, spannt Odysseus den Bogen und schießt durch die aufgestellten Äxte (XXI). Mit dem nächsten Pfeil durchbohrt er den frechen Antinoos. Im Kampfe mit den Freiern, denen von draußen heimlich Waffen zugeführt werden, gerät er mit seinen wenigen Getreuen in schwere Bedrängnis. Erst als ihm Athene als Mentor zur Seite getreten ist, erlegt er die letzten Freier (XXII, Abb. 3 u. 4). Jetzt weckt Eurykleia die Penelope und führt sie in den Saal; aber zweifelnd sitzt sie dem Gatten gegenüber, und erst als sie ihn in seiner wahren Gestalt wieder vor sich sieht und er sich als der wirkliche Odysseus ausgewiesen hat, gibt sie sich ganz der Freude hin. In der Nacht erzählt er ihr seine Abenteuer und Leiden (XXIII). Hermes führt die Seelen der Freier in die Unterwelt. Am Morgen



4. ROTFIGURIGER ATTISCHER TRINKNAPF. Berlin.
 Nach Furtwängler u. Reichhold, Griech. Vasenmalerei. F. Bruckmann, A.-G. München phot.
 Die Freier suchen sich vor den Pfeilen des Odysseus zu schützen.

sucht Odysseus auf dem Landgut seinen alten Vater Laertes auf. Dahin folgen ihm die erbitterten Angehörigen der Freier; aber Athene tut dem sich entspinrenden Kampfe Einhalt und stiftet Frieden (XXIV).

DIE EPISCHE KUNST. Das Epos hat seinen einheitlichen, fest ausgeprägten Stil. An ihm fällt zunächst das Formelhafte auf: die stehenden Beiwörter (*epitheta ornantia*), welche Dingen und Personen auch ohne besondere Beziehung auf den jeweiligen Zusammenhang beigelegt werden, und die festen Formeln, in denen häufig wiederkehrende Vorgänge, wie Anrede, Frage und Antwort, Opfer und Mahlzeiten, Wappnung und Kämpfe, Sonnenaufgang und -untergang, geschildert werden. Sie sind das Erbe der alten Sängerschulen; sie boten dem mündlichen Vortrag eine Gedächtnisstütze und erleichterten den Hörern das Verständnis. Auch neuere Epen, wie Vossens Luise und Goethes Hermann und Dorothea, erhalten durch sie ihr besonderes Gepräge. Ebenso durch das Versmaß; denn durch Homer ist der Hexameter schlechthin zum epischen Metrum geworden. Trotz tausendfacher Wiederholung wirkt er nie einförmig. Dafür sorgen die verschiedenen Verseinschnitte (Cäsuren) und der Wechsel zwischen leichten Daktylen (⌊ ∪ ∪) und schweren Spondeen (⌊ —), der auch dazu dient, Form und Inhalt in harmonischen Einklang zu bringen.

Die vorbildliche Technik des Epos beruht auf der schlichten, sachlichen Erzählung der Ereignisse, die meist äußerlich kunstlos aneinandergereiht sind. Je mehr man sich aber hinein vertieft, desto mehr bewundert man die feinsinnige Kunst des Dichters: er weiß die einzelnen Szenen oft recht wirkungsvoll zu gruppieren, die lebendige Anteilnahme der Hörer sofort zu erwecken und zu erhalten und auch wunderbaren Vorgängen in-

ne Wahrheit zu verleihen. Staunenswert ist der scharfe Blick, mit dem er das äußere Gebaren und das Seelenleben der Menschen beobachtet, und die Sicherheit, mit der er die Umwelt, die Natur und das Tierleben, schildert. Beachtung verdient dabei auch, wie er oft durch die Betonung kleiner, scheinbar nebensächlicher Züge den Hörer geradezu zwingt, sich die Vorgänge lebendig vorzustellen. Neben der „epischen Breite“ findet sich nicht selten wirkungsvolle Kürze der Darstellung, z. B. im Eingang der Ilias. Auch Beschreibungen, z. B. vom Bogen des Pandaros (Il. IV) und vom Schild des Achilleus (Il. XVIII), setzt der Dichter in Handlung um, wie Lessing (im Laokoon) erkannt hat. Zur Veranschaulichung der Vorgänge dienen die zahlreichen kunstvoll ausgeführten Gleichnisse (178 in der Ilias, 29 in der Odyssee). In scharf gezeichneten Augenblicksbildern führen sie uns das Treiben und die Beschäftigungen der Menschen, das Leben der Tiere und ihre Kämpfe untereinander und mit dem Menschen vor Augen und versetzen uns mitten in die Natur des hellenischen Landes und Meeres hinein. — Die Gefühle der Helden werden ebenfalls nicht geschildert, sondern treten in ihren Reden zutage, die oft wunderbar ihrem Charakter und der Situation angepaßt sind (vgl. z. B. die erste Heeresversammlung der Ilias, die berühmte Unterredung Hektors mit Andromache, die Bittgesandtschaft bei Achilleus, oder das Gespräch zwischen Odysseus und Nausikaa).

Die Helden selbst sind nicht schablonenhaft, sondern kraftvoll gezeichnete Typen, in denen die verschiedenen Eigenschaften, welche der Grieche bewunderte, scharf ausgeprägt sind. In Achilleus ist das edelste Heldentum verkörpert. Die Maßlosigkeit seiner jugendlichen Leidenschaft wird durch die schweren Schicksale, die auch dem Sohne der Göttin nicht erspart bleiben, gebändigt und geläutert. Der Heerkönig Agamemnon ist reizbar und nicht frei von Selbstsucht, der gewaltige Telamonier Aias stolz und hochfahrend, Diomedes schlicht und bescheiden. Hektor geht auf in der Sorge für die Vaterstadt und die Seinen, Paris ist liebenswürdig, aber schwach. In der Odyssee steht der Dulder Odysseus im Vordergrund, der mit zäher Ausdauer, mit List und Gewalt alle feindlichen Mächte überwindet, die sich seiner Heimkehr und der Wiedervereinigung mit seiner treuen Gattin entgegenstellen. So werden überall die allgemein menschlichen Züge, die noch heute dieselben sind wie vor dreitausend Jahren, mit unvergleichlicher Treue und Anschaulichkeit geschildert.

Als echter Epiker tritt der Dichter ganz hinter seinem Werke zurück. Er will nur erzählen und unterhalten; aber eine Fülle von Lebensweisheit, von klugen Lehren in Wort und Beispiel liegt in seinen Gesängen verborgen. Darum hat er auch einen so unbegrenzten Einfluß auf die Hellenenwelt ausgeübt, obwohl seine ritterlichen Epen zunächst nur für die herrschenden Geschlechter Ioniens gedichtet waren. „Diesem Dichter verdankt Griechenland seine Bildung“, sagt Platon. Seine Gedichte wurden bei den großen Staatsfesten (z. B. bei den Panathenäen bereits unter Peisistratos) vorgetragen und schon im 6. Jahrhundert in den Schulen gelesen. Aus ihnen lernte die Jugend, die ja keinen Religionsunterricht erhielt, fromme Sitte, Glauben an die Götter und alle menschlichen Tugenden. Für die ganze Epik des Altertums, auch für die der Römer, für Ennius und Virgil, war und blieb Homer das unerreichbare Vorbild. Er hat dann seit dem 18. Jahrhundert den Engländern und den Deutschen (Herder, Goethe, Schiller) das Ver-



5. ATTISCHE HYDRIA (VIVENZIO-VASE) AUS NOLA. Neapel. Um 500 v. Chr.
Nach Furtwängler u. Reichhold, Griech. Vasenmalerei. F. Bruckmann, A.-G. München.

Das Schulterbild stellt die Eroberung Trojas (Iliupersis) dar. In der Mitte tötet Neoptolemos den greisen Priamos, der auf einem Altar sitzt mit der blutigen Leiche des Astyanax auf den Knien. Rechts kämpft Andromache mit einer Mörserkeule, links zerrt Aias die Cassandra vom Weihebild der Athena weg.

ständnis für wahre, unverkünstelte Dichtkunst wieder erschlossen und ist durch die Übersetzung von J. H. Voß fast zu einem deutschen Dichter geworden.

DER EPISCHE KYKLOS

An die Ilias, die etwa um 700, und die Odyssee, die um 600 in der Hauptsache vollendet war, schlossen sich ergänzend und weiterführend andere Epen an. Die Kyprien (*τὰ Κύπρια*) erzählten die Vorgeschichte des Krieges, den Schönheitsstreit der Göttinnen und den Raub der Helena, den Auszug mit der Opferung der Iphigenia und die Kämpfe der ersten Jahre. Die Äthiopis führte dann die Erzählung der Ilias weiter: die Kämpfe der Achäer gegen die Amazonenkönigin Penthesilea (vgl. H. v. Kleists Penthesilea) und den Äthiopienfürsten Memnon, die beide dem Achilleus erliegen, den Tod des Achilleus am Skäischen Tor durch den Pfeil des Paris und den Streit um seine Waffen zwischen Odysseus und Aias, der, unterlegen, sich selbst tötet. Die endliche Eroberung und die Zerstörung Trojas (Abb. 5) schilderten die Iliupersis und die jüngere Kleine Ilias (vgl. Virgils Äneis II). — Die Nosten

behandelten im Anschluß an die Odyssee die Abenteuer, welche andere Helden auf oder nach der Heimfahrt erlebten, z. B. die Ermordung Agamemnons durch seine Gemahlin Klytämnestra. Daneben gab es Gedichte, welche die thebanischen Sagen von Ödipus und dem Krieg der Sieben gegen Theben zum Gegenstande hatten.

Alle diese Epen, die früh verloren gingen und nur in Prosaauszügen weiterlebten, faßte man später unter dem Namen des epischen Kyklos zusammen. Aus ihnen entnahmen die Lyriker und besonders die Tragiker gern ihre Stoffe. Auch die bildenden Künste verdankten ihnen viele wirkungsvolle Szenen und Gestalten.

DIE HOMERISCHE WELT

Ilias und Odyssee schließen sich, einander ergänzend, zu einem anschaulichen und scheinbar einheitlichen Gesamtbild der homerischen Welt zusammen. Die Ilias schildert, abgesehen von den Gleichnissen (S. 10), hauptsächlich den Krieg, die Odyssee dagegen die Seefahrt und die friedlichen Verhältnisse in der Heimat. Inwieweit sich dabei wirkliche Erinnerungen und Überbleibsel der Sagenzeit vor der Dorischen Wanderung, die der Dichter wieder lebendig machen will, mit Zuständen seiner eigenen Zeit vermischen, ist nicht immer festzustellen. Vielfach läßt sich beobachten, wie er die Verhältnisse, unter denen er selber lebt, geflissentlich von seiner Darstellung ausschließt, um einen altertümlichen Eindruck zu erwecken. Zu beachten ist aber, namentlich für die Ilias, daß Homer nicht für das ganze Volk, sondern ein höfisches Epos für den Adel dichtete und daher dessen Anschauungen wiedergab.

Die kulturgeschichtliche Periode, in die er uns einführt, ist die Bronzezeit; das schwer zu bearbeitende Eisen wird nur beiläufig erwähnt.

Die Erde stellt sich als eine vom Okeanos umflossene Scheibe dar, in deren Mitte das Ägäische Meer liegt. Kypros und Phönikien sind bekannt; von Libyen und Ägypten und von dem Fabelreich, das sich südlich und westlich von Griechenland ausbreitet, hat die Odyssee, wohl durch phönikische Seefahrer, eine dunkle Kunde. Erst später sind die Irrfahrten des Odysseus, die ursprünglich in das Schwarze Meer zu weisen scheinen, in Libyen (Lotophagen), Sizilien (Kyklopen) und Korfu (Phäaken) lokalisiert worden. Darüber, ob die Odysseusinsel, wie das ganze Altertum annahm, das heutige Ithaka oder das benachbarte Leukas ist, wird heutzutage lebhaft gestritten. Die Ortsangaben der Ilias aber stimmen im allgemeinen zu der jüngst wieder umkämpften troischen Ebene mit dem Burghügel von Hissarlik (s. u. Kunst).

RELIGION UND LEBENSANSCHAUUNG. Die Götterwelt Homers, die für die späteren Griechen und damit auch für unsere Vorstellung von griechischen Göttern maßgebend geworden ist, hat sich bereits weit von den Anfängen der Religion entfernt. Aus den mächtigen Naturgewalten, deren Wesen nur ab und zu noch durchbricht, sind lebendige Persönlichkeiten geworden, nach dem Bilde des Menschen vom Dichter geschaffen und darum mit menschlichen Vorzügen und Fehlern ausgestattet. Eigentlich haben sie vor den großen Helden nur die Unsterblichkeit voraus, die sie dem Genuß der Götterspeise, Ambrosia und Nektar, verdanken. Denn sie sind weder allmächtig noch allwissend: auch über ihnen steht das Schick-

sal, die Moira, deren Willen sie höchstens erforschen, aber nicht abwenden können (Seelenwägung vor Hektors Tod). Wie sie sich untereinander lieben und hassen, so nehmen sie auch für Griechen oder Troer Partei. Unmittelbar greifen sie, unsichtbar oder in Menschengestalt, in das Schicksal von Völkern und Menschen ein; sie beschirmen ihre Schützlinge, bestrafen die Übeltäter, verleiten aber auch, wenn es ihren Zwecken dient, selber die Menschen zu bösem Tun. Auf dem Olympos, der in der Ilias noch nicht den „Himmel“, sondern den schneebedeckten Berg bedeutet, hausen sie zusammen. Zeus herrscht über sie wie ein König auf Erden; doch nur widerwillig fügen sie sich zuweilen seinem Machtspruch, und es fehlt nicht an Zwiespalt und Hader auch in der Götterversammlung.

Trotzdem glauben die Menschen Homers fest an diese Götter und spüren in allen außergewöhnlichen Vorgängen oder Leistungen ihre unmittelbare Einwirkung. Daher geschieht auch der Größe eines Helden kein Abbruch dadurch, daß ein Gott ihm ratend und helfend zur Seite steht: es ist dies nur der naive Ausdruck dafür, daß die kühnen Taten eines Achill und Diomedes oder die klugen Anschläge eines Odysseus sonst unbegreiflich wären.

Der Kultus der Götter vollzieht sich meist noch nicht in Tempeln, sondern im Freien. Die Priester haben nur geringe Bedeutung, denn auch jeder Hausvater, König oder Feldherr kann für die Seinen Opfer darbringen. Durch Gebete und Gelübde, Weihgeschenke und Opfer sucht man die Götter sich günstig zu stimmen, glaubt aber damit auch ein bestimmtes Anrecht auf ihren Beistand zu erlangen.

Vor einer heiligen Handlung wäscht man sich die Hände, um rein vor die Gottheit zu treten. Opfer werden vor jedem wichtigen Unternehmen, z. B. vor der Schlacht und beim Antritt einer Reise, gebracht; ja sogar jede Fleischmahlzeit wird durch ein Opfer geweiht. Besonders eindrucksvoll war das große Festopfer, die Hekatombe, mit ihren uralten Bräuchen: den Opfertieren wurden die Stirnhaare abgeschnitten und ins Feuer geworfen und ihnen Opfergerste zwischen die Hörner gestreut. Dann schlachtete man sie und verbrannte die zwiefach mit Fett umwickelten Schenkelknochen, auf die noch Fleischstücke gelegt wurden, und, während der den Göttern angenehme Fettdampf zu ihnen emporstieg, rüstete man das Festmahl. Beim Trankopfer goß man einen Teil der Flüssigkeit auf den Boden. Auch die feierliche Eidesleistung war mit der Opferung eines Tieres verbunden, von dem aber nichts gegessen werden durfte. Man schwur bei verschiedenen Gottheiten; selbst die Götter leisteten einander den unverbrüchlichen Eid beim heiligen Wasser des Styx.

In Ansehen stand die Kunst der Weissagung und ihre Vertreter, die Seher (Kalchas). Um den Willen der Himmlischen und die Zukunft zu erforschen, beobachtete man Vorzeichen aller Art, namentlich den Flug und das Verhalten der Vögel oder einen Blitzschlag aus heiterem Himmel; auch das Niesen galt schon damals als gute Vorbedeutung.

Ein tieferes religiöses Gefühl und eine gottesfürchtige Moral konnte aus der mehr äußerlichen Verehrung dieser menschenähnlichen Götter an sich nicht hervorgehen; nur bei Achilleus finden wir einmal eine Ahnung, daß „Gehorsam besser sei als Opfer“. Aber das Bewußtsein, ganz in der Hand dieser mächtigen Wesen zu stehen, und die Sorge, durch Überhebung (*ὑβρις*) oder Verblendung (*ἄρνη*) ihrem Zorn zu verfallen, mahnt zur Frömmigkeit, und die gesunde Sinnlichkeit erzeugt eine gesunde Sittlichkeit.

Denn Freude am Leben ist das Kennzeichen der homerischen Welt, wenn auch trübe Gedanken über die Hinfälligkeit, die Vergänglichkeit und die Verblendung der Sterblichen nicht fehlen. Wir befinden uns — so seltsam es für diese Frühzeit klingen mag — bereits in einem Zeitalter der „Aufklärung“.

Keine Angst vor unheimlichen Dämonen und Mächten der Tiefe, kein spukhafter Aberglaube, keine böse Zauberei beengen und umgarnen den Menschen, wie es vor Homer und nach Homer unzweifelhaft der Fall war. Daher können sich alle Kräfte frei entfalten, in unbefangenen Lebensgenuß ebensogut wie in kühnem Tatendrang, und dem untergehenden Helden bleibt der letzte Trost, daß er „für kommende Geschlechter zum Gesang wird“. So leuchtet „die Sonne Homers“ in unvergänglichem heiteren Glanz über dieser Welt. Herzerfrischend wirkt, zumal auf uns moderne Menschen, die homerische Naivität: offen und ohne Verstellung spricht jeder, wie es ihm ums Herz ist, und kennt dabei keine Hintergedanken, weder gegen seine Mitmenschen noch gegen sich selbst. Wie weit sind wir doch heute von diesem natürlichen Zustande entfernt!

STAAT UND GESELLSCHAFT. Im Staate herrscht ein König „von Gottes Gnaden“ (*διοτρεφής, διογενής*) als oberster Richter, Priester und Heerführer. Es ist dem Namen nach das alte patriarchalische Königtum. Da aber zur Zeit des Dichters überall in den Städten bereits die Aristokratie gebot (*οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος ἔστω*. Nicht gut ist die Vielherrschaft; nur einer soll Herr sein), so erscheint die Macht des Königs durch den Adel stark beschränkt, wie die unsichere Stellung des Heerkönigs Agamemnon und das freche Treiben der Freier im Hause des Odysseus beweisen. Der König erhält, abgesehen von Beiträgen des Volkes, die Einkünfte des königlichen Kronguts (*τέμενος*). Dafür muß er die zur Sitzung bei ihm versammelten Edeln bewirten und Fremde gastlich aufnehmen (Odysseus bei Alkinoos).

Die Adligen, die vornehmen Grundbesitzer, die selbst gelegentlich *βασίλῃες*, „Könige“, genannt werden, beraten mit dem König gemeinsam alle wichtigen Angelegenheiten und leisten ihm Heeresfolge. Sie führen auch das Wort in der Volks- oder Heeresversammlung; die Menge gibt nur ihrem Beifall oder Mißfallen Ausdruck und spielt keine Rolle, wie die abschreckende Beschreibung und Züchtigung des einzigen auftretenden „Volksredners“, des Thersites, zeigt.

Neben den Gemeinfreien, den kleinen Grundbesitzern, gibt es auch geringgeachtete Hörige (*μετανάσται*) und Lohnarbeiter (*θήτες*) ohne eigenen Landbesitz. Die meiste Arbeit besorgen die Sklaven, die entweder Kriegsgefangene oder durch Kauf oder Raub erworben sind (Sklavenraub der phönikischen Schiffer). Sie werden gut gehalten und zur Familie gerechnet (daher die Bezeichnung *οἰκέυς*, später *οἰκέτης*) und können, wie Eumaios und Eurykleia, zu Aufsehern und Vertrauenspersonen ihrer Herren emporsteigen.

Fremde und Schutzfliehende, die sich dem Herde des Hauses nahen, ja sogar die Bettler stehen unter dem Schutze des Zeus und dürfen auf freundliche Aufnahme rechnen. Die festgefügte, sogar erbliche Gastfreundschaft, die dadurch auch zwischen entfernt voneinander lebenden Geschlechtern geknüpft wurde, war um so wertvoller, als sonst der reisende Fremde schutz- und rechtlos war, ja sogar leicht als Feind angesehen wurde.

Die Familie beruht auf der festen Grundlage der Einehe; nur der asiatische König Priamos hat viele Frauen. Sie zeigt ein inniges Zusammenleben von Gatten und Kindern voll Liebe und zarter Rücksichtnahme (Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope, Telemachos). Mag auch die Kunst des Dichters das Bild des homerischen Familienlebens verklärt haben,

jedenfalls hat die Hausfrau damals in Ionien eine weit würdigere Stellung eingenommen als später in Athen.

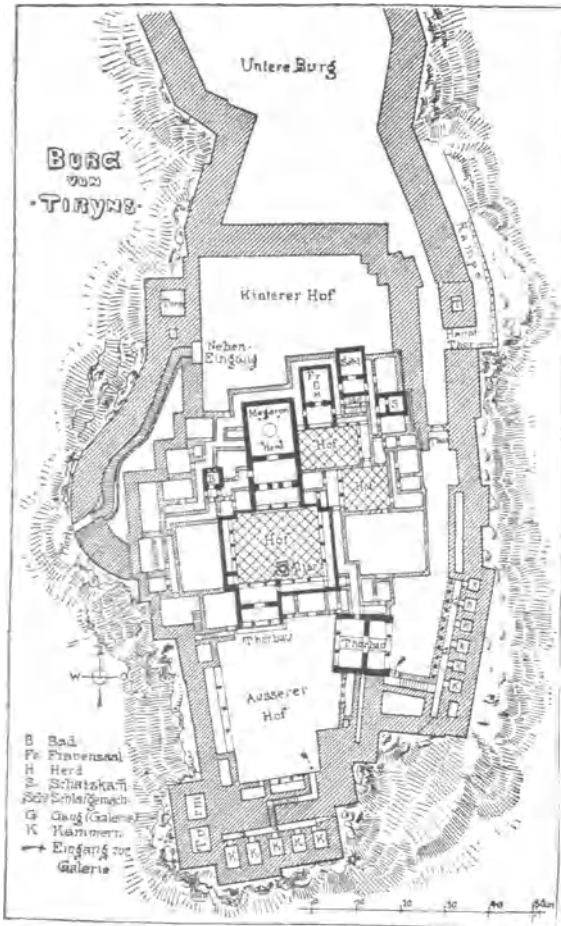
Erwerbsquellen sind fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht; doch werden auf den felsigen Inseln meist nur Schweine, Schafe und Ziegen gehalten. Die Feldbestellung ist einfach und zweckmäßig, auch sorgfältig gepflegte Baumgärten fehlen nicht, und bemerkenswert ist die wohlgeordnete Milchwirtschaft Polyphems. Wer aber nicht Besitzer eines Landgutes ist, zählt nicht mit. Fast alles, was man an Geräten und Kleidungsstücken braucht, wird im Hause von den Sklaven verfertigt (Naturalwirtschaft); aber auch die Könige halten es nicht unter ihrer Würde mit zuzugreifen, und ihre Frauen und Töchter spinnen, weben und waschen die Gewänder. Abgesonderte Berufsstände fangen erst an sich zu bilden: es sind die „für die Gemeinde arbeitenden“ *δημιόεργοι*, und zwar nicht bloß Handwerker, wie Zimmerleute, Schiffsbauer und Schmiede, sondern auch Ärzte, Herolde und Seher. Kostbare Kunstgegenstände, Waffen, goldene Becher und Prunkgewänder, sind meist aus dem Auslande eingeführt. Der Handel, mit dem sich nicht selten Seeraub verbindet, wird von den phönikischen Seefahrern betrieben, und zwar ist es Tauschhandel, bei dem das Rind als Wertmesser dient, obwohl die Edelmetalle bereits hoch geschätzt werden.

Trotz dieser einfachen Verhältnisse sind die Helden stolz auf ihre Zivilisation, und sie dürfen es sein; denn neben vereinzelt Resten alter Barbarei und Ausbrüchen ursprünglicher Roheit finden wir fest ausgeprägte Umgangsformen mit manchen überraschenden Zügen edler Ritterlichkeit (Verhalten gegen Eltern und Ältere, Empfang des Gastes, Unverletzlichkeit der Herolde). Ähnlich ist es ja auch in unserem Nibelungenlied.

DAS HAUS. Große und kleine Behausungen lernen wir bei Homer kennen: den Palast des Alkinoos, das Haus des Odysseus, die Hütte des Eumaios und die Lagerbauten vor Troja. Ihr Verständnis ist durch die Ausgrabung der säulengeschmückten Königspaläste aus mykenischer Zeit (s. u. Kunst u. Abb. 6) wesentlich gefördert worden, jedoch nicht so weit, daß man z. B. vom Hause des Odysseus einen klaren Grundriß entwerfen könnte.

Den Kern des Herrenhauses bildete der große rechteckige Saal (*μέγαρον*), in dessen Mitte sich, von vier Säulen umgeben (Tiryns), der Herd erhob. Durch Dachluken und die große Tür zog der Rauch ab und drang das Licht ein. Davor lag die Vorhalle (*αιθουσα*) und der Hof (*αύλη*) mit dem Altar des *Ζεὺς ἐρκείος*. Das Megaron war wohl in ältester Zeit der einzige Wohnraum. Denn in seinem hinteren Winkel (*μυχός*) stand das Ehebett, und Gästen wurde in der Vorhalle das Lager bereitet. Hinter dem Saal lagen, durch Gänge (*ὄδος*, *λάτρη*) vom Hof aus zugänglich, die Gemächer (*θάλαμοι*) für die Familienangehörigen, Rüstkammer, Schatzkammer (*θησαυρός*) und die Wirtschaftsräume; auch ein Badezimmer fehlte nicht. Eine Treppe (*κλιμαξ*) führt im Hause des Odysseus in das Obergeschoß (*ὑπερφῶν*), in dem sich Penelope gern aufhält. Eine Mauer (*τοιχος*) umschließt das Grundstück, hinter dem sich bei Alkinoos die umsichtig angelegten Gärten ausbreiten. Daß die ganze Anlage nicht bloß Herrensitz, sondern auch Rittergut war, zeigt der Düngerhaufen (*κόπρος*) im Hofe des Odysseus.

Das Hausgerät war auf das Notwendige beschränkt, aber in einem reichen Hause geschmackvoll ausgestattet. Es gab kleine Tische (*τράπεζαι*), die man vor die Gäste hinstellte,



6. BURG VON TIRYNS.

Grundriß nach Luckenbach, Abb. z. Gesch. I. Vgl. S. 116.

und vor allem Sitzgelegenheiten verschiedener Art: Schemel (*δίφοροι*), Lehnstühle (*κλισμοί*) und hohe Armessel (*θρόνοι*), über die man Polster (*θήγεια*) und Decken (*πέπλοι*) breitete, mit einer Fußbank (*θρήνυς*). Denn die Sitte bei Tische zu liegen gehört erst einer späteren Zeit an. Die Lagerstätten (*λέγεια, λέκτρα*) bestanden aus dem Bettgestell (*δέμνια*) und dem Unterbett (*θήγεια*), auf dem ein Bettuch (*τάπης*) lag. Zum Zudecken benützte man Wolldecken (*χλαίνας*). Die Stelle unserer Vorrats- und Kleiderschränke vertraten große Truhen (*χηλοί*).

KLEIDUNG UND NAHRUNG. Die Kleidung bestand bei den Männern aus zwei Gewändern, dem genähten, hemdartigen Chiton (*χιτών*), meist aus Leinwand, und dem wollenen Mantel (*χλαίνα*), den man beim Ausgehen trug. Es war ein viereckiges Stück Zeug, das man umwarf, dann über die Schulter nach vorn zog und mit einer Spange (*περόνη, πόρπη*) festhielt. Bei feierlichen Gelegenheiten legte der König ein reichverziertes Obergewand (*φᾶρος*) an. Ein mannshoher Stab (*σκήπτρον*) dient als Stütze und zugleich als Herrschaftszeichen.

Das lange, ärmellose Frauengewand (*πέπλος*) wurde vorn auf der Brust und unten an der linken Seite durch Heftnadeln (*περόνας*) geschlossen, während es in der Mitte der oft kostbar mit Gold verzierte Gürtel (*ζώνη*) zusammenhielt. Über diesem bildete es einen faltigen Bausch (*κόλπος*), der auch als Tasche diente. Darüber trug die Frau in Gegenwart von Männern und beim Ausgehen das linnene Schleiertuch (*κρηθμενον*), das vom Kopf über die Schultern herabhing und beim Gespräch mit Männern vor das Gesicht gehalten wurde. Um das Haupt legte die vornehme Frau ein goldenes Diadem (*στεφάνη*); andere Schmuckstücke waren lange Halsketten (*δρμοι*), Spiralbroschen (*ἔλικες*) und Ohringe (*ἔρματα*). Im allgemeinen hat man sich die Tracht der Frauen und auch der Männer nicht bloß weiß, sondern größtenteils farbig vorzustellen. Jedenfalls stach sie in ihrer Einfachheit wohltuend von den barocken Moden und Toilettenkünsten der Damen auf den mykenischen und kretischen Denkmälern einer weit früheren Zeit ab (vgl. u. Kunst). An den Füßen trugen Männer und Frauen Sandalen (*πέδιλα*); der Kopf blieb auch im Freien meist unbedeckt.

Die Nahrung. Jedem Leser Homers sind die gewaltigen Mahlzeiten gegenwärtig, bei denen das am Spieße gebratene Fleisch mit Brot (*σίτος*),

das man in geflochtenen Körbchen hinstellte, verzehrt wurde, während der Herold den reichlich mit Wasser vermischten Wein in die Becher goß. Trotzdem wäre es nicht richtig deshalb anzunehmen, daß man sich damals hauptsächlich von Fleisch nährte: der Dichter hielt es nur für angemessen, daß seine Könige immer „Braten“ aßen. Die Kost wird schon damals, wie noch heute im Süden, beim Volke vorwiegend vegetarisch gewesen sein. Auch Fische, welche die Helden verschmähen, wurden gern gegessen, wie aus Gleichnissen hervorgeht, in denen der Fischfang beschrieben wird. — Außer dem Frühstück (*ἄριστον*) gab es, wie bei uns, zwei Mahlzeiten, das Mittagessen (*δείπνον*) als die Hauptmahlzeit und das Abendessen (*δούρον*). Man langte mit den Fingern zu, die vor dem Mahl zu waschen schon deshalb erforderlich war.

DAS KRIEGSWESEN. Die kampferfüllte Ilias gibt uns, wie es scheint, über das Kriegswesen erschöpfende Auskunft. Aber es ist, wenn man näher zusieht, kein einheitliches Bild: auch hier sind verschiedene Entwicklungsstufen zu einer nicht immer zusammenstimmenden Einheit verbunden.

Bewaffnung. In den ältesten Zeiten diente als Schutz ein umgehängtes Tierfell, als Waffe*Keule und Bogen. So sehen wir Herakles noch in der Kunst dargestellt, aber auch die Ägis, die Zeus und Athene führen, ist eigentlich, was ihr Name besagt, ein Ziegenfell. Bei Homer tragen nur noch die Leichtbewaffneten, namentlich die Bogenschützen, die keine entscheidende Rolle spielen, diese Bedeckung. Die mykenischen Denkmäler zeigen den Krieger bewehrt mit der Lanze und mit dem großen zylindrisch gekrümmten Turmschild (*σάκος ἢ τε πρόργος*), wie ihn in der Ilias nur die Könige, besonders der Telamonier Aias, führen. Aus mehreren Lagen von Rindsfell bestehend, außen mit Bronze beschlagen und verziert (*ὀμφαλός* Schildnabel), deckte er den ganzen Mann vom Hals bis zu den Beinen herab. Ihn zu handhaben erforderte besondere Gewandtheit. Er hing an einem Riemen (*τελαμών*) über die linke Schulter und war so schwer, daß daneben das Tragen eines Panzers unmöglich und auch überflüssig war. Darüber war sich Homer nicht mehr klar, da zu seiner Zeit schon längst der kleinere runde Armschild (*ἀσπίς*) in Verbindung mit dem Panzer üblich war, wie wir ihn bei den gewöhnlichen Kriegern voraussetzen haben.

Auch der aus dem Orient stammende Streitwagen (*ἄρμα*) wird bei Homer fast nirgends mehr zum Streite selbst verwendet, sondern dient nur noch den Führern mit ihrem schweren Schilde zur Fortbewegung. Er ist zweirädrig und zweispännig und trägt auf dem runden Wagenstuhl (*δίφρος*) den Helden und seinen Rösselenker (*ἡμιοχεύς*). Das Joch (*ζυγόν*) erhob sich vorn auf der Deichsel (*ῥυμός*) und lag den Pferden, die nur dadurch, nicht durch Stränge, an den Wagen gebunden waren, auf dem Hals. — Das Reiten ist dem Dichter bekannt; trotzdem fehlt es in dem homerischen Kampfbild vollständig, und die scheinbar darauf hinweisenden Ausdrücke (*ἱππότης, ἱππῆες, ἀφ' ἵππων ἀποβάντες* u. dgl.) beziehen sich nur auf den Wagen.

Der Helm (*κόρυς, τροφάλεια, πῆληξ*) war ursprünglich eine Fellhaube (*κυνέη*). Auch bei Homer besteht er nicht selten aus Leder mit Metallbuckeln (*φάλαρα*), häufig aber aus Metall, und ist mit dem Helmbusch (*λόφος*) aus Roßhaaren geschmückt. Er reichte bisweilen so weit über das Gesicht herab, daß dieses unkenntlich wurde. — Der Panzer (*θώραξ*) war meist aus starkem Leder und mit Metallstreifen beschlagen; den Unterleib deckte, an den Brustpanzer sich anschließend, der lederne Leibschurz (*ζῶμα*), während man in mykenischer Zeit nur den Unterleib durch eine mit Wolle gefütterte Blechbinde (*μίτροη*) schützte. — Die Bein-

schielen (*κνημιδες*), in den ältesten Zeiten nur Ledergamaschen, waren aus Zinn verfertigt und wurden durch Bänder (*επισφύρια*) an den Knöcheln festgehalten.

Angriffswaffen waren Lanze und Schwert; den Bogen führen fast nur noch einzelne gute Schützen, wie Paris und Pandaros. Die Lanze (*ἔγχος, αἰχμή*), die zu Wurf und Stoß diente, war ein 4—5 m langer Holzschaft (*δόνον, μελίη*) mit eherner Spitze (*αἰχμή*). — Das Schwert (*ξίφος, φάσγανον*) aus Bronze war lang und zweischneidig (*ἀμφήκης*) und wurde mehr zum Hieb als zum Stoß verwendet. Der Griff (*κόπη*) war oft mit silbernen Nägeln beschlagen (*ἀργυρόηλον*) oder sonst verziert, ebenso die Scheide (*κοσμιόν*). Man trug es auf der linken Seite an einer über die rechte Schulter laufenden Koppel (*τελαμών, κορτήρ*). Daneben führte man auch den Dolch (*μάχαιρα*). Der Bogen (*τόξον*) wurde aus Horn hergestellt. Die Sehne (*νευρή*) war nur an dem einen Ende befestigt; vor dem Gebrauch wurde sie am anderen Ende in einen Ring (*κορώνη*) eingespannt, was bedeutende Kraft erforderte (Bogen des Odysseus). Die Pfeile (*διστός, ἰός*) waren aus Rohr (*δόναξ*) mit einer metallenen Spitze und wurden in dem Köcher (*φασέτη*) aufbewahrt. Die Verwendung von Pfeilgift (Pfeile des Herakles) war noch bekannt, galt aber als barbarisch.

Die Schlacht. Den Kern des Heeres bildeten, wie in der klassischen Zeit, die Schwerebewaffneten; die Leichtbewaffneten (*πεζοί*) traten zurück. Nach Opfer und Gebet wurden die Scharen, mehrere Glieder tief, in langen, geraden Reihen (*στίχες*) aufgestellt. Vor ihnen hielten die Führer zu Wagen, aber von einer einheitlichen Leitung der Schlacht war keine Rede. Denn sobald die Heere geschlossen aufeinander losgerückt waren, begann, wenn nicht Zweikämpfe vorausgingen, das Ringen Mann gegen Mann. Doch waren diese Massenkämpfe nie ausschlaggebend. Die Entscheidung wurde durch Zweikämpfe der Führer (*πρόμοι, πρόμαχοι*) herbeigeführt, denen ihre Mannen mit lebhafter Spannung, aber meist untätig zuschauten, und denen auch der Dichter fast ausschließlich seine Teilnahme zuwendet. Die Helden springen von den Wagen und, nachdem sie sich durch aufreizende Worte herausgefordert haben, gehen sie, vorsichtig mit dem Schilde sich deckend, einander zu Leibe, bis sie den günstigen Augenblick zum Speerwurf erspäht haben. Sind die Lanzen verschossen, so greifen sie wohl zu riesigen Feldsteinen, und endlich folgt der Nahkampf mit dem Schwert. Ist ein großer Held gefallen, so entspinnt sich ein erbitterter Massenkampf um die Leiche und ihre Rüstung, die zu retten Ehrensache für seine Landsleute ist.

DIE SCHIFFFAHRT. Die Küsten Griechenlands und Kleinasiens mit ihren tiefeingeschnittenen Buchten und vorgelagerten Inseln haben schon in frühester Zeit die Griechen aufs Meer hinausgeführt. Trotzdem empfanden die Alten es auch später noch als ein kühnes Wagnis, sich auf gebrechlichem Fahrzeug den stürmischen Wogen anzuvertrauen (Sophokles Antig. 334 ff., Horaz, Carm. I 3, 9 ff.). Die kühnen Entdeckungsreisen und Handelsfahrten, welche namentlich die kleinasiatischen Ionier, den Phönikern nacheifernd, unternahmen, finden schon in der Sage ihren Niederschlag (Odyssee, Argonautenfahrt). Doch von Seeschlachten weiß sie noch nichts zu berichten; auch die Flotte der Achäer vor Troja dient nur zur Fortbewegung des Heeres, nicht zum Kampf. Dafür aber waren die Schiffe, trotz ihres für unsere Begriffe geringen Umfangs, zweckmäßig und haltbar gebaut.

Der Schiffskiel (*τροπις*), der gleichsam das Rückgrat des Schiffes bildete, lief vorn und hinten in die aufwärts gekrümmten und verzierten Steven (*στειρα*) aus; daher heißen die Schiffe gekrümmt (*κορωνίς*) und doppelgeschweift (*ἀμφιέλισσα*). Aus dem Kielbalken wuchsen rechts und links die nach außen gebogenen Schiffsrippen oder Spanten (*δρόοχοι*) hervor, auf welche die Planken (*πίνακες*) der Schiffswand aufgenagelt wurden. Oben waren die Enden der Spanten durch Querbalken verbunden, die dem Schiffskörper festen Halt gaben und zugleich als Ruderbänke (*ζυγόν*) dienten. Auf diesen saßen die Ruderer — etwa 50 an der Zahl —

und handhabten die Ruder (*ἔρετμόν*), die mit einer Lederschlinge an den Ruderpflocken (*κλήϊς*, daher *ναῦς πολυκλήϊς*) festgebunden waren. Der Sitz des Steuermanns auf dem Hinterdeck, von dem aus er das Steuerruder (*πηδάλιον*, *οἰήριον*) lenkte, war erhöht. Ein Verdeck (*ἕκρη*) aber hatte nur das Vorderschiff (*πρόρη*) und das Hinterschiff (*πρόμνα*). Die Schiffswand war am Vorderteil rot oder blau angestrichen (*μυλοπάρρηος*, *κνανόπερρος*).

Der Mastbaum (*ἰστός*), aus einem Tannenstamm bestehend, ruhte in dem Mastschuh (*ἰστοπέδη*) und konnte nach hinten umgelegt werden, so daß er auf der Mastgabel (*ἰστοδόκη*) am Hinterdeck auflag. War er aufgerichtet, so hielten ihn zwei vom Top nach vorn gespannte Taue (*πρότονοι*). Die einzige Segelstange (Rahe *ἐπίριον*) wurde mit dem Segel (*ἰστίον*) am Mastbaum durch ein besonders starkes Tau (*ἐπίκονος*) aufgezogen, das am Top nach dem Hinterdeck geleitet und dort festgemacht wurde. Ebendahin liefen von den Enden der Rahe die beiden Brassens (*ὑπέραι*), durch die man das Segel nach dem Winde stellte, während die unteren Enden des Segels an den beiden Schoten (*πόδες*) straff angezogen oder gelockert werden konnten.

Statt der Anker dienten in offenem Wasser Senksteine (*εὔναί*), die man an Tauen ins Meer versenkte. Am Lande hielt man das Schiff durch Seile (*πέισματα*, *πρυμνήσια*) fest, wo für es im Hafen bereits Lochsteine (*λίθοι τρητοί*) gab. Vor Troja hatte man die Schiffe natürlich ans Land gezogen und durch Stützen (*ἔρματα*) gesichert. Lange Stangen (*κοντοί*) brauchte man, um das Schiff ans Land zu lenken oder abzustoßen.

Boote werden nicht erwähnt. Das Blockschiff (*σχεδίη*), das sich Odysseus in vier Tagen zimmerte, setzte sich aus dicht nebeneinandergestellten Spanten zusammen. Jedes bestand aus vier durch Bänder (*ἀρμονίαι*) und Pflocke (*γόμοφοι*) festverbundenen geraden Hölzern, von denen die beiden unteren einen stumpfen Winkel bildeten, während sich auf ihren Enden die beiden anderen senkrecht erhoben. Von außen benagelte er das Fahrzeug mit langen Brettern und versah es dann mit Segel und Steuerruder.

HESIODOS

Im Mutterlande herrschten nach der Dorischen Wanderung enge kleinbürgerliche Verhältnisse. Aus ihnen ist die Lehrdichtung hervorgegangen, die, obwohl sie sich des homerischen Hexameters bedient, in bewußten Gegensatz zu der ionischen Heldendichtung tritt. Geschaffen wurde sie um 700 in dem böotischen Askra am Helikon von Hesiodos. Seine „Werke und Tage“ (*Ἔργα καὶ ἡμέραι*) richtete er tadelnd und mahnend an seinen trägen Bruder Perses, mit dem er in Streit lag. Sie schildern in ungeschminkter Wahrheit das von harter Arbeit ausgefüllte Leben der kleinen Ackerbürger; sie geben Anweisungen für den Ackerbau in den verschiedenen Jahreszeiten, ebenso für die Schifffahrt, und predigen in trefflichen Sprüchen eine nüchterne, aber gesunde und fromme Lebensweisheit. So stehen darin die berühmten Verse:

*τῆς ἀρετῆς ἰδρῶτα θεοὶ προπάρουθεν ἔθηκαν
ἀθάνατοι· μακρὸς δὲ καὶ ὄρθιος οἶμος ἐς ἀτήν
καὶ τρηχὺς τὸ πρῶτον· ἐπὴν δ' εἰς ἄκρον ἔκηται,
ῥημδίη δὴ ἔπειτα πέλει, χαλεπή περ εὐδῶσα.*

(Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt. Lang und steil ist der Aufstieg zu ihr und rauh zuerst. Wenn du aber auf die Höhe gekommen bist, dann wird er leicht, so beschwerlich er auch war.)

Unter den eingefügten Mythen erscheint zum ersten Male die später auch von Ovid behandelte Sage von den vier Weltaltern.

In der Theogonie (*Θεογονία*) versuchte Hesiod die zahlreichen Sagen von der Entstehung der Welt aus dem Chaos, von den Kämpfen der Göttergeschlechter und Naturgewalten bis zur Einsetzung einer festen Weltordnung durch den olympischen Zeus zu sammeln und zu ordnen (S. 98).

DIE LYRIK

Kunstlosen, jedenfalls formelhaften Volksgesang bei der Arbeit und bei Festen aller Art finden wir schon bei Homer.

Eine wirkliche Lyrik aber (benannt nach der siebenstimmigen Lyra), die den subjektiven Gefühlen des einzelnen Menschen Ausdruck verleiht, konnte erst entstehen, als in Bürgerzwist und Kriegen ebenso wie auf gefährlichen Handelsfahrten die Persönlichkeit des einzelnen Mannes sich kraftvoll über seine Volksgenossen erhob. Das geschah wiederum in den ionischen und äolischen Kolonien, und zwar während des 7. Jahrhunderts. Eine überraschende Menge von neuen Versmaßen und sangbaren Strophen bildete sich damals aus, wohl geeignet zum Ausdruck der verschiedensten Stimmungen und Gefühle. Leider ist uns die ältere Lyrik nur in spärlichen Bruchstücken (und römischen Nachdichtungen) erhalten, die durch Papyrusfunde jetzt manche erfreuliche Bereicherung erfahren haben.

ELEGIE UND EPIGRAMM. Ihr Versmaß, das elegische Distichon, verbindet mit dem Hexameter des Epos den daktylischen Pentameter zu einer kleinen Strophe. In Ionien entstanden, hielt es auch später ionische Sprachformen fest. Zuerst soll *Kallinos* von Ephesos um 660 seine Landsleute durch Elegien zum Kampfe aufgerufen haben. Dasselbe tat *Tyrtäos* in Sparta während des zweiten Messenischen Krieges (um 640). Das kriegerische Wesen der Spartaner, ihre Tapferkeit und Kampfeslust fand in seinen Gedichten kräftigen Ausdruck:

Τεθνάμεναι γὰρ καλὸν ἐνὶ προμάχοισι πεσόντα
ἄνδρ' ἀγαθὸν περὶ ἧ πατρίδι μαρνάμενον.

Schön ja ist's für den Tapfern im vordersten Gliede zu fallen,
Wenn er, den Seinen ein Hort, kämpft für den heimischen Herd.

(E. Geibel, Klassisches Liederbuch.)

Auch *Solon* hatte die Athener in einer berühmten Elegie zur Wiederoberung von Salamis aufgefordert; nach seiner Gesetzgebung (594) aber legte er in Elegien und Jamben (s. u.) die maßvollen Grundsätze dar, die ihn bei der Ordnung des Staates geleitet hatten, und suchte seine Athener zu politischer Einsicht und vernünftiger Lebensführung zu erziehen. Er hat bis ins hohe Alter gedichtet — *γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* (Ich altere, indem ich immer Neues hinzulerne). Der Hauptvertreter dieser „gnomischen Elegie“ war *Theognis* von Megara (um 500), der als leidenschaftlicher Parteimann seine aristokratische Lebensanschauung rücksichtslos vertrat. Solche belehrende Elegien trug man gern beim Symposion zur Flöte vor. Auch die Liebeselegie, die später von den Alexandrinern und Römern besonders gepflegt wurde, ist bereits im 6. Jahrhundert von dem Ionier *Mimnermos* in Kleinasien geschaffen worden.

Im 7. Jahrhundert begann man auch die kurzen „Aufschriften“ auf Grabmälern, Weihgeschenken u. dgl. in Versen und zwar am liebsten in Distichen abzufassen. Diese Epigramme waren anfangs schlicht und kunstlos, wie die berühmte Grabschrift der Thermopylenkämpfer (480):

Ὁ ξεῖν', ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῆδε
κείμεθα, τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι.

Wanderer, meld' es daheim Lakedämons Bürgern: erschlagen
Liegen wir hier, noch im Tod ihrem Gebote getreu. (E. Geibel.)

Aber unter der Hand bedeutender Dichter wie Simonides (s. u.) wurde das Epigramm zu einem geistreichen Spiel des Witzes und Verstandes und hat seinen Platz in der Weltliteratur bis auf unsere Zeit behauptet. Die meisten griechischen Dichter und Denker haben Epigramme gedichtet, die dann freilich oft nicht mehr wirkliche „Aufschriften“ waren. Tausende sind uns auf Steinen und in später angelegten „Anthologien“ erhalten.

DER JAMBUS nähert sich in Form und Ausdruck am meisten der Umgangssprache. Er eignet sich daher am besten zur Schilderung des wirklichen Lebens, die leicht zu einer Verspottung der menschlichen Torheiten wird. Diese Richtung gab den Jamben *Archilochos* von Paros (um 650). Mit grimmigem Spott verfolgte er z. B. den Lykambes, mit dessen Tochter er verlobt gewesen war. Aber ebenso schonungslos enthüllt der leidenschaftliche Mann, der als Glücksritter und Söldner umherzog und schließlich im Kampfe fiel, seine eigenen Gefühle. Als genialer Erneuerer der Poesie, der auch Elegien dichtete und die Epoden (vgl. Horaz) und andere Strophen erfand, wurde er sogar mit Homer verglichen. — Im leidenschaftlichen persönlichen Spott war *Hippanax* von Ephesos sein Nachfolger. Er bildete aus dem jambischen Trimeter den Hinkjambus (*χωλλάμβος*), indem er den letzten Jambus (∪ ∪) in einen Trochäus (∪ ∪) umschlagen ließ. In dieses Versmaß hat später Babrios (um 100 n. Chr.) die alten Tierfabeln des Äsopos umgedichtet, der wohl im 6. Jahrhundert auf Samos lebte.

DIE LIEDERDICHUNG (Melik von *μέλος*). Das Lied wurde stets gesungen, und zwar zu der viersaitigen Zither (*κithára*). Wort und Weise gehören ebenso eng zusammen wie im mittelhochdeutschen Minnesang; eine Leselyrik gab es noch nicht. Von den Volksliedern geben uns fast nur die vierzeiligen Skolien, die wie unsere Kommerslieder verwendet wurden, eine Vorstellung. Das kunstvolle Lied wurde um 600 auf der Insel Lesbos in äolischer Mundart ausgebildet von Alkäos und Sappho, nach denen die aus Horaz bekannten logaödischen Strophen benannt sind. *Alkäos* kämpfte als Aristokrat mit Waffe und Lied gegen den Tyrannen Myrsilos, der seine Vaterstadt Mytilene unterjochte. Er pries den Wein als Sorgenbrecher und besang die Liebe. Die Kraft und Frische seiner Lieder wurde aber noch übertroffen durch die Kunst seiner Landsmännin Sappho. In ihrem Museenheim unterwies sie vornehme Jungfrauen in Saitenspiel und Gesang. Ihnen war sie in schwärmerischer Zuneigung zugetan. Mit einer bis dahin unerhörten Offenheit — die später zu törichten Fabeleien Veranlassung gab — enthüllte sie die geheimsten Gefühle des weiblichen Herzens. Ihre Liebeslieder vereinigten Zartheit und Innigkeit der Empfindung und feinen Natursinn mit anmutiger Form. Ihre Hochzeitslieder (*ὕμναι* und *ἐπιθαλάμια*) zeigten oft schalkhaften Humor. — An diese Äoler schloß sich, ohne sie zu erreichen, der Ionier *Anakreon* an, der am Hofe der Tyrannen Polykrates von Samos (um 530) und Hipparchos von Athen weilte. Auch er feierte in leidenschaftlichen, formvollendeten Liedern die Liebe. Die „Anakreonten“ aber, auf denen lange sein Ruhm beruhte, sind als späte, tändelnde Nachahmungen seiner Kunst erkannt worden.

Die dorische *CHORLYRIK*, deren Anfänge ebenfalls aus Lesbos stammen, hat sich zuerst in Sparta entwickelt, das sonst in der Literatur keine Rolle spielt. Die kunstvoll in Strophe, Antistrophe und Epodos gegliederten Gesänge wurden von Chören unter Tanzbewegungen zur Kithara



7. KOPF EINES SIEGREICHEN FAUSTKÄMPFERS AUS OLYMPIA. Erz. Olympia.
Olympia, Ergebn. IV, Tf. II.

oder Flöte vorgetragen. Es waren Hymnen, Päne zu Ehren des Apollon, Dithyramben zu Ehren des Dionysos, Parthenien, die von Jungfrauen gesungen wurden, Epinikien für die Sieger in den Wettkämpfen, Hochzeitslieder und Trauergesänge bei der Leichenfeier.

Von den älteren Vertretern dieser im dorischen Dialekt gedichteten Chorlyrik sind *Arion* (um 600) und *Ibykos* (um 530) durch die allbekanntesten Legenden berühmt geblieben. *Stesichoros*, der um 600 in Sizilien lebte, wandelte Stoffe des Epos in wirkungsvolle Chorgesänge um. *Simonides* von Keos (556—468) war ein gewandter Weltmann, von dem viele geistreiche Aussprüche umliefen, und ein vielseitiger Dichter. Von seiner Kunst geben einige erhaltene Proben (namentlich die Klage der Danae) eine hohe Vorstellung. Von seinem Neffen *Bakchylides* sind neuerdings in einem Papyrus 18 Lieder aufgefunden worden. Sie bieten neben Epinikien zum ersten Male vollständige Lieder zu Götterfesten, die im Balladenton Stücke der Heldensage (vgl. Tafel II) erzählen. Sie sind zwar ohne Tiefe, aber gefällig und in leichtverständlicher Sprache geschrieben. Der berühmteste Lyriker war *Pindaros* von Theben (518—442), ein vornehm denkender Aristokrat von tiefem sittlichen Ernst. Wir besitzen von ihm 44 Epinikien und jetzt auch mehrere Päne und Parthenien. Das Epinikion Pindars vereinigt mit dem Preise eines Siegers im Wagenrennen, Wettlauf oder Faustkampf (Abb. 7) das Lob seiner Vaterstadt oder des Festortes, Szenen aus der Heldensage, die mit großer Kraft lyrisch gestaltet sind, und hohe Weisheitssprüche. So entsteht ein kunstvoll, bisweilen auch künstlich zusammengefügt Ganzes, das auf uns, schon wegen der übertriebenen Hochschätzung körperlicher Kraft und Gewandtheit, leicht befremdend wirkt. Sicher aber hat Pindar den höchsten Beruf des Dichters, sein Volk zu erheben und zu Frömmigkeit und edler Lebensweisheit anzuleiten, erfüllt; allein der hohe Flug seiner Gedanken, seine kühnen Bilder und seine oft dunkle Sprache erschweren das Verständnis seiner Dichtungen.



THESEUS BEI AMPHITRITE . SCHALE DES EUPHRONIOS . PARIS

NACH FURTWÄNGLER UND REICHOLD, GRIECH. VASENMALEREI

F. BRUCKMANN A.-G. MÜNCHEN

DAS DRAMA

Das Drama (von *δρᾶν* handeln) ist die Darstellung einer heiligen Geschichte, eines Mythos, die im Gegensatz zu Epos und Lyrik als gegenwärtig vorgeführt wird (vgl. die Mysterienspiele des Mittelalters und die Passionsspiele in Oberammergau). Es ist hervorgegangen aus dem Drange des Menschen, in gehobener oder ausgelassener Stimmung sich über sich selbst zu erheben und nachahmend (*μίμησις*, Mimik) in andere Personen hineinzusetzen. Ausgebildet hat es sich am Ausgang des 6. und im 5. Jahrhundert in Attika. Die Aufführungen waren ein Bestandteil der Dionysosfeier, also stets Festspiele. Der Kultus des Vegetationsgottes Dionysos versetzte seine Verehrer bald in enthusiastische Begeisterung bald in ungebundene Lustigkeit. Dem entsprechen die Gattungen des Dramas: die Tragödie (*τραγῳδία*), wörtlich „der Gesang der Böcke“ (*τράγοι*), d. h. der als Satyrn verkleideten Chorsänger, welche dieses Kostüm in dem aus dem Peloponnes eingeführten Satyrdrama, dem burlesken Nachspiel der ernstesten Tragödien, stets beibehielten, und die Komödie (*κωμῳδία*, eigentlich der Gesang der ausgelassenen Festteilnehmer bei fröhlichen Umzügen zu Ehren des Dionysos).

DIE TRAGÖDIE

Die Tragödie ist nach Aristoteles ausgegangen von den Vorsängern der Dithyramben (S. 22), die von einem um den Altar des Dionysos tanzenden Chor gesungen wurden. Diesem singenden Chore trat zuerst *Thespis* unter Peisistratos (534) als sprechender Schauspieler (*ὑποκριτής* von *ὑποκρίνεσθαι* antworten) gegenüber, der in wechselnder Verkleidung verschiedene Rollen darstellen konnte. Diese älteren Tragödien mußten bei dem Überwiegen der Chorgesänge mehr den Eindruck von Kantaten machen. Die Entwicklung zum eigentlichen „Drama“ vollzog sich dadurch, daß Äschylos den zweiten und später Sophokles den dritten Schauspieler hinzufügte. Denn erst so wurde die wirkliche Darstellung einer Handlung möglich, die sich auf Grund gegebener Voraussetzungen (Vorfabel) aus den Charakteren der auftretenden Personen heraus entwickelt. Infolgedessen sehen wir die Dialogpartien stetig zunehmen, während die Chorlieder in demselben Maße zurücktreten, so daß sie zuletzt bei Euripides bisweilen nicht viel mehr als eine Zwischenaktmusik bedeuten (vgl. S. 30 ff.).

So besteht die ausgebildete Tragödie aus folgenden Teilen: nach der einleitenden Szene, dem Prolog (*πρόλογος*), zieht der Chor unter dem Gesang des Einzugsliedes (*πάροδος*) in die Orchestra ein. Dann folgen in regelmäßigem Wechsel die einzelnen Akte, Epeisodien (*ἐπεισόδια*), genannt vom „Hinzutreten“ der Dialogpartien zum Chor, und die Standlieder (*στάσιμα*) des Chores. Die Schlußszenen nach dem letzten Stasimon bilden die Exodos. Zum Ausdruck leidenschaftlicher Erregung tritt an die Stelle eines Epeisodions häufig ein Kommos (von *κόπτειν*, weil man sich zum Zeichen der Trauer Brust und Stirn schlug), ein erregter Wechselgesang zwischen Schauspieler und Chor. Später wurden zu demselben Zweck gern Monodien (Soloarien) der Schauspieler eingelegt. — Die Schauspieler reden attisch in dem Sprechvers des jambischen Trimeters, aus dem die fünf Fußigen Jamben der modernen Verstragödie hervorgegangen sind, bei gehobener Stimmung aber nicht selten in trochäischen Tetrametern. In den Chorliedern und Kommoi wer-

den die von der dorischen Chorlyrik ausgebildeten Strophen verwendet, weshalb auch ihre Sprache dorische Färbung zeigt (S. 22).

Der gottesdienstliche Charakter der Spiele bedingte es, daß die Stoffe bis zuletzt ausschließlich der Heldensage entnommen wurden; daher mußten die Dichter versuchen, denselben Stoffen immer neue Gesichtspunkte und Motive abzugewinnen. Zuletzt aber wirkte diese Bindung beengend und lähmend. Zwar hatte *Phrynichos*, ein älterer Zeitgenosse des Äschylos, es gewagt, Ereignisse der Zeitgeschichte zu behandeln, indem er in der *Μιλῆτου ἔλωσις* die Einnahme Milets durch die Perser im ionischen Aufstand (494) und in den Phönissen den Eindruck, den die Schlacht bei Salamis am Perserhof hervorrief, schilderte; allein er fand nur vereinzelt Nachfolge.

Die Zahl der Dichter und ihre Produktionskraft war beträchtlich; wir kennen die Titel von etwa 600 Stücken. Erhalten sind uns 32 Dramen von Äschylos (7), Sophokles (7) und Euripides (18), außerdem Hunderte von größeren und kleineren Bruchstücken. Diese drei Dichter sind, obwohl ihre Lebenszeit nur 120 Jahre umspannt, in ihrem Wesen und ihren Dramen grundverschieden: sie verkörpern gewissermaßen Aufgang, Blüte und Niedergang des attischen Reiches, dessen geistige Entwicklung in der Tragödie ihren dichterischen Höhepunkt gefunden hat.

ÄSCHYLOS (um 525—456) stammte aus Eleusis, dem Sitze des uralten geheimnisvollen Demeterkultus. Er erlebte als Mitkämpfer (*μαραθωνομάχος*) die Perserkriege und starb bald nach der Aufführung seiner Orestie bei seinem zweiten Aufenthalt in Sizilien.

Er ist der eigentliche Schöpfer der Tragödie; wir verfolgen in seinen Dramen, wie der Dialog sich allmählich erweitert und die anfangs geringfügige Handlung zur Hauptsache wird. Auch sorgte er dafür, daß die Erhabenheit seiner Helden durch würdige Masken und feierliche Tracht zum Ausdruck kam, und vervollkommnete die Einrichtungen der Bühne. Die drei Stücke, die hintereinander aufgeführt wurden, verband er — worin ihm Sophokles und Euripides nicht gefolgt sind — zu einer innerlich zusammenhängenden Trilogie, die z. B. in der uns allein erhaltenen Orestie drei Höhepunkte einer Sage heraushebt.

Dramen: Die Schutzfliehenden. Die Perser (472). Die Sieben gegen Theben (467). Der gefesselte Prometheus. Die Orestie (458): Die Eumeniden. Agamemnon. Die Choephoren. — Die Perser kann man als das Muster eines von jeder Überhebung freien patriotischen Festspiels hinstellen. Sie schildern den furchtbaren Eindruck, den die Niederlagen der Perser am Hofe der Königin Atossa machen, und dadurch indirekt die Größe der Siege. Die Schlacht bei Salamis wird darin von dem Unglücksboten aufs anschaulichste erzählt. — Der gefesselte Prometheus ist eine Göttertragödie. Der Wohltäter der Menschen wird, weil er ihnen das Feuer und damit alle Kultur gebracht hat, an einen Felsen in der Einöde angeschmiedet, aber selbst in Fesseln trotz er den Göttern. Der kühne Titan (der freilich bei Äschylos im folgenden Stück, dem gelösten Prometheus, sich doch unter die neue Weltordnung beugte) ist für die neuere Dichtung und Kunst zu einer symbolischen Lieblingsgestalt geworden. — Die Orestie erzählt von Schuld, Rache und Sühne in dem fluchbeladenen Hause der Atriden. Im Agamemnon wird der siegreich von Troja heimgekehrte Herrkönig von seiner ehebrecherischen Gemahlin Klytämestra ermordet. In den Choephoren (benannt nach den Jungfrauen, die mit Elektra am Grabe Agamemnons Spenden darbringen) rächt der aus der Fremde zurückkehrende Orestes die Ermordung seines Vaters an Klytämestra und ihrem feigen Buhlen Ägisthos. Obwohl er die Tat nur widerwillig auf Apollons Befehl ausgeführt hat, gewinnen doch die Erinyen Gewalt über den Muttermörder. Vor ihnen sucht er in den Eumeniden bei Apollon in Delphi Schutz. Dieser weist ihn nach Athen und führt selbst seine Sache vor dem von Athene eingesetzten Areopag. Orestes

wird freigesprochen, und es gelingt, die erzürnten Rachegöttinnen zu besänftigen und als segenspendende „Eumeniden“ am Ares-hügel anzusiedeln.

Äschylos, der Dichter, Komponist, Regisseur und Schauspieler in einer Person war, ist der gewaltigste griechische Tragiker. Mit tiefem Ernst sinnt er dem sittlichen Gehalt der alten Mythen nach, nicht ohne Kritik an ihnen zu üben. Er dringt zu einem geläuterten Gottesbewußtsein durch, erfüllt von dem Glauben, daß ein festes Weltregiment nach ewigen Gesetzen das Schicksal der Sterblichen lenkt, mag es sie erheben oder durch einen auf dem Geschlecht lastenden Fluch in schwere Schuld verstricken. Äschylos liebt erhabene Stoffe, die er in einfacher, geradlinig verlaufender Handlung durchführt. Auch seine von dionysischer Begeisterung durchglühte Sprache ist kühn, bilderreich und erhaben, daher sie den Späteren schwülstig erschien.

SOPHOKLES (496—406, vgl. Abb. 8) war geboren in dem Gau Kolonos. Als Jüngling führte er den Siegesreigen nach der Schlacht bei Salamis. Als Mann hat er mehrfach in hervorragenden Beamtenstellen, z. B. 441 als Stratege, seiner Vaterstadt gedient. Befreundet war er mit Perikles und Herodot. Seit seinem ersten tragischen Sieg über Äschylos (468) hat er 60 Jahre lang als Liebling des Publikums die Bühne beherrscht und ist gestorben, ehe Athen von den Feinden eingenommen wurde.



8. SOPHOKLES. Marmorstatue. Rom, Lateran.

Nach Photographie.

Das Urbild aus Eiz war wohl eine der Ehrenstatuen, welche der Redner Lykurg um 330 den drei großen Tragikern im Dionysostheater zu Athen errichten ließ.

Selbst eine liebenswürdig harmonische Natur, reich begabt und sorgfältig gebildet, hat Sophokles der Tragödie innerlich und äußerlich die harmonische Vollendung gegeben. Seine Tragödien sind klassisch, weil er in ihnen den vollen Einklang von Form und Inhalt erzielte, den Äschylos noch nicht erreicht hatte und den Euripides wieder verlor. Er dichtete nur Einzeldramen. Diesen gab er eine reichere, folgerichtig aufgebaute, spannende Handlung, die aus den fein beobachteten, scharf ausgeprägten Charakteren seiner Helden hervorsticht. Auf ihrer psychologischen Vertiefung und den allgemein menschlichen Konflikten, die er im Gewand der Sage uns vor Augen stellt, beruht der Ewigkeitswert seiner Tragödien, die noch heute bei Aufführungen mächtige Wirkung erzielen. Dabei ist zu beachten, daß diese psychologische Entwicklung sich nicht immer (wie im König Ödipus) in der Hauptperson, sondern mehrfach in einer Nebenrolle, z. B. in der Antigone an Kreon, im Philoktet an dem jungen Neoptolemos vollzieht.

Erfüllt von echter Frömmigkeit, empfindet Sophokles unmittelbar das Walten der göttlichen Mächte, die den Menschen erhöhen oder stürzen, ohne daß er ihnen Widerstand leisten kann. Die schönen Chorlieder verleihen den Gefühlen, welche der Verlauf der Handlung in den Zuschauern auslöst, stimmungsvollen Ausdruck.

Dramen: König Ödipus (um 425). Ödipus auf Kolonos. Antigone (442). Aias. Elektra. Die Trachinierinnen, Philoktetes (409). — Die drei thebanischen Tragödien bilden nur inhaltlich eine Einheit, sind aber zu verschiedenen Zeiten gedichtet. König Ödipus ist die antike Mustertragödie, aufs kunstvollste aufgebaut und von erschütternder Wirkung, zugleich das — oft mißverständene — Vorbild der neueren Schicksalstragödie. Ödipus hat, als Kind ausgesetzt und in Korinth erzogen, später unwissentlich seinen Vater Laios getötet und in Theben, nachdem er das Rätsel der Sphinx gelöst hat, in der verwitweten Königin Iokaste seine Mutter geheiratet. Nachdem er viele Jahre glücklich regiert hat, veranlaßt der Ausbruch einer Pest Nachforschungen nach dem Mörder des Laios. Aufs ergreifendste schildert nun der Dichter, wie der anfangs von Ödipus mit Entrüstung zurückgewiesene Gedanke, daß er selbst der Mörder sein könne, allmählich Gewalt über ihn gewinnt und schließlich in demselben Augenblick, der ihm das Geheimnis seiner Herkunft enthüllt, zur entsetzlichen Gewißheit wird. Iokaste, die vergebens die Entdeckung zu verhindern gesucht hat, tötet sich selbst; Ödipus blendet sich und verlangt, als Mörder aus der Stadt ausgestoßen zu werden. — Einen versöhnenden Abschluß dazu hat Sophokles im höchsten Alter in seinem Ödipus auf Kolonos gedichtet. Der fluchbeladene Greis, der so vieles unschuldig erduldet hat, kommt nach langem Umherirren, treu geleitet von seiner Tochter Antigone, nach Kolonos und wird dort von Theseus aufgenommen. Die Götter selbst künden ihm das Ende seiner Leiden. Im Hain der Eumeniden wird er geheimnisvoll entrückt, und sein Grab wird zum Segenshort für das gastfreundliche Athen. In dieses Stück hat Sophokles den berühmten Lobgesang auf seine Heimat eingefügt. — Als später im Krieg der Sieben gegen Theben die Söhne des Ödipus, Eteokles und Polyneikes, gefallen sind, verbietet in der Antigone der neue König Kreon, die Leiche des Vaterlandsfeindes Polyneikes zu bestatten. Aber Antigone erweist trotzdem ihrem Bruder die letzten Ehren. Dafür läßt sie Kreon, obwohl sein eigener Sohn Hämon, als ihr Bräutigam, ihre Tat überzeugend rechtfertigt, lebendig begraben. Als er endlich, erschüttert durch die Weissagung des Sehers Teiresias, sein Vergehen wieder gutmachen will, kommt er zu spät. Hämon tötet sich über der Leiche der Antigone und seine Mutter Eurydike aus Schmerz über den Verlust ihres Sohnes. So bleibt Kreon zurück als ein „lebendig Toter“, der zu spät erkennt, daß menschliches Herrschergebot, wenn es gegen die ewigen ungeschriebenen Gesetze der Götter verstößt, nichtig und frevelhaft ist.

Dem troischen Sagenkreise gehören Aias und Philoktetes an. Der gewaltige Telamonier Aias will sich, in seiner Ehre gekränkt, an den Atriden rächen, welche die Rüstung des Achilleus nicht ihm, sondern dem Odysseus zugesprochen haben. Aber Athene versenkt ihn in Wahnsinn, so daß er anstatt der Achäer ihre Herden mordet. Wieder zum Bewußtsein gekommen, stürzt er sich aus Scham in sein Schwert. Seine Leiche aber wird trotz dem Verbote der Atriden ehrenvoll bestattet, da ihm in seinem Gegner Odysseus uner-

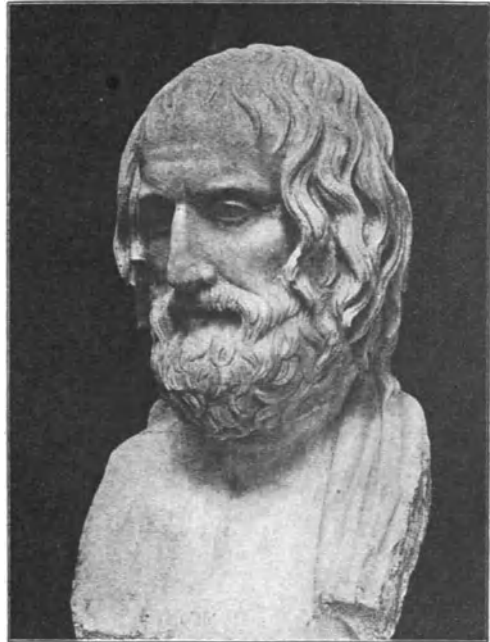
wartet ein Verteidiger erseht. — Philoktetes ist, mit einer unheilbaren Wunde behaftet, von den nach Troja fahrenden Griechen auf Lemnos einsam zurückgelassen worden. Jetzt soll ihn Odysseus mit Neoptolemos, dem jungen Sohn des Achilleus, nach Troja holen, das ohne den in seinem Besitz befindlichen Bogen des Herakles nicht erobert werden kann. Wider seine Natur läßt sich Neoptolemos bereden, sich hinterlistig in Philoktetes Vertrauen einzuschleichen, und bemächtigt sich seines Bogens. Als er aber das Leiden des Dulders sieht, enthüllt er ihm, unbekümmert um die Folgen, die Wahrheit. Doch erst das Erscheinen des Herakles (als *deus ex machina* nach Euripides) vermag den unbeugsamen Philoktet zur Fahrt nach Troja zu bestimmen.

Elektra behandelt denselben Stoff wie die Choephoren des Äschylos (s. o.), aber Sophokles hat die Gestalt der Elektra in den Mittelpunkt gerückt. Durch die Mordtat ihrer Mutter und die Mißhandlungen, die sie von ihr erdulden muß, ist sie von unversöhnlichem Haß gegen sie erfüllt, der bei ihrer Ermordung durch Orestes aufs schroffste zum Ausdruck kommt. Ebenso steht in den Trachinierinnen eine edle Frau, die Gemahlin des Herakles, im Vordergrund, die aus Eifersucht, um durch ein Zaubermittel sich seine Liebe zu sichern, ihm ahnungslos den Untergang bereitet.

Neu aufgefunden ist ein Satyrspiel (S. 23) des Sophokles, die Spürhunde (*Ἰχνηραί*). Es schildert in ergötzlicher Weise, wie die den Chor bildenden Satyrn dem Diebstahl, den der eben geborene Hermes an den Rindern seines Bruders Apollon verübt hat, auf die Spur kommen.

EURIPIDES (480—406, vgl. Abb. 9) lebte, ohne sich am öffentlichen Leben zu beteiligen, in Zurückgezogenheit seinen Studien und seiner Kunst. Gestorben ist er am Hofe des makedonischen Königs Archelaos in Pella. Es gelang ihm nur langsam, die Gunst seiner athenischen Landsleute zu erwerben; um so größeren Einfluß hat er auf die Nachwelt ausgeübt.

Er war eine in sich gekehrte, grüblerische Natur, ein tiefer Denker und begeisterter Anhänger des Philosophen Anaxagoras und der Sophisten (S. 78 f.). Deshalb hat er als der „Philosoph der Bühne“ die sophistische Aufklärung in seinen Tragödien verkündet. Als feiner Kenner der menschlichen Seele, insbesondere des weiblichen Herzens, schildert er mit unerbittlicher Realistik „Menschen, wie sie wirklich sind“, mit allen ihren Verirrungen und Leidenschaften. Mit Befremden empfanden die Athener, daß dadurch die Gestalten der Heldensage in den Staub der Alltäglichkeit herabgezogen wurden; aber nur auf diesem Wege konnte er ihnen neues Leben einhauchen. Auch durch abenteuerliche und romantische Stoffe, die nicht immer einen tragischen Ausgang boten, durch Häufung von Handlung, welche die Einheit des Dramas sprengte, durch ergreifende Erkennungsszenen und unerwartete Katastrophen suchte er zu überraschen und zu rühren. — Andererseits gab er dem Drama festere Formen: im Eingang einen Prolog, in dem ein Held oder Gott die Vorfabel erzählte, und am Schlusse den sprichwörtlich gewordenen *deus ex machina*, dessen Erscheinen jedoch keineswegs immer einen Knoten zer-



9. EURIPIDES. Marmorbüste in Neapel.
Nach Photographie.



10. MEDEA.

Wandgemälde aus Pompeji. Neapel. Nach Photographie.

Die Mutter ringt mit dem Entschluß, ihre unschuldigen Kinder zu töten;
im Hintergrund der Pädagog.

haut, der mit menschlichen Mitteln nicht zu lösen wäre. Die Chorlieder dienen dem Dichter dazu, seine religiösen und philosophischen Ansichten zu enthüllen. Ebenso die langen Reden und Wortkämpfe seiner Helden, die bereits nach den Gesetzen der Rhetorik (S. 40) kunstvoll angelegt sind und viele geistreiche und lebenswahre Sinnprüche enthalten.

So hat Euripides die Sagenstoffe innerlich zersetzt und dem bürgerlichen Schauspiel angenähert (seine „Elektra“ z. B. ist mit einem Bauern verheiratet), wie es nach seinem Vorbild Menander in der neuen Komödie ausgebildet hat. Doch hat er einige Frauengestalten geschaffen, die in späterer Umichtung noch heute mächtig auf uns wirken.

Medea (vgl. Grillparzers Medea) rächt sich furchtbar an ihrem undankbaren, charakterlosen Gatten Iason, dem sie einst zum goldenen Vließ verholfen hatte und der sie jetzt treulos verstößt. Sie tötet durch ihre Zauberkünste seine Braut, die korinthische Königstochter, und ermordet, um ihn ganz zu vernichten, ihre eigenen Kinder, an denen ihr ganzes Herz hängt. Der Kampf zwischen Mutterliebe und Rachsucht wird aufs ergreifendste geschildert (Abb. 10). — Im Hippolytos (vgl. Senecas und Racines Phädra in Schillers Übersetzung) entbrennt Phädra, die Gattin des Theseus, in verbrecherischer Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolytos und bereitet ihm, da sie schroff abgewiesen wird, durch verleumderische Anklage bei seinem Vater ein schreckliches Ende. — Endlich Iphigenie! In Iphigenie in Aulis (von Schiller übersetzt) wird die Tochter Agamemnons unter der Vorspiegelung, sie solle mit Achilleus vermählt werden, ins Lager der Griechen gelockt, um nach dem Spruche des Kalchas der erzürnten Artemis geopfert zu werden. Aber nach der ersten Verzweiflung erhebt sie sich zu dem hochherzigen Entschluß, durch freiwilligen Tod den Griechen die Abfahrt nach Troja zu ermöglichen. — Als Priesterin der Artemis erkennt sie dann in Iphigenie bei den Tauriern in einem gelandeten Fremdling ihren Bruder Orestes, der nur durch die Entführung des alten Artemisbildes nach Hellas vom Muttermord entsühnt werden kann. Sie soll ihn nach Barbarenbrauch am Altar opfern, allein durch eine klug ersonnene List täuscht sie den König Thoas, und beide entfliehen mit dem Götterbild. Aber der Wind treibt ihr Schiff zurück, und sie wären grausamer Rache verfallen, wenn nicht das Erscheinen Athenes sie rettete. In Goethes Iphigenie auf Tauris wird zwar dieselbe List ersonnen, aber Iphigeniens reiner Sinn widerstrebt der Lüge, so daß sie dem Thoas — wie Neoptolemos dem Sophokleischen Philoktetes — den Betrug enthüllt und dadurch den geradsinnigen Barbarenkönig gewinnt. Der Gegensatz zwischen antiker und christlich-germanischer Weltanschauung tritt selten so unmittelbar zutage wie in diesen beiden Dramen.

Die attische Tragödie, die epische und lyrische Elemente zu einer höheren Einheit verbindet, ist die reifste Schöpfung der antiken Dichtung und zugleich die folgenreichste für die Weltliteratur. Denn auf ihr beruht das Drama der neueren Kulturvölker. Um so mehr ist davor zu warnen, eine antike Tragödie am Maßstab der modernen tragischen Kunst zu messen; denn das attische Drama — Tragödie wie Komödie — ist ein ganz eigenartiges Gebilde, das nur in dem Athen des 5. Jahrhunderts erwachsen konnte.

DIE ALTE KOMÖDIE

Von altersher liebte man es, bei ländlichen und städtischen Festen des Dionysos und anderer Vegetationsgötter in Attika ebenso wie in dem dorischen Megara, Sparta und Tarent ausgelassene Umzüge zu halten, deren vermummte Teilnehmer hier die Umstehenden mit Neckversen verspotteten, dort sich in der Darstellung spaßhafter Charaktertypen gefielen. Aus ihnen ist die Komödie hervorgegangen. Einer ihrer ältesten Dichter war Epicharmos, der um 500 in Syrakus Götter- und Heldensagen parodierte, komische Szenen und Gestalten aus dem Alltagsleben vorführte, aber auch treffliche Sinnsprüche zu prägen verstand (z. B. *νοῦς ὄρα καὶ νοῦς ἀκούει· τᾶλλα κωφὰ καὶ τυφλά*: Aug' und Ohr liegt nur im Geiste; alles sonst ist blind und taub, und *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν· ἄρθρα τὰυτα τᾶν φρενῶν*: Nüchtern sei und traue niemand; darin liegt des Geists Gelenk).

Aber zur vollen Entfaltung konnte auch die Komödie nur in Athen kommen, wo die unbeschränkte Redefreiheit der Demokratie selbst die keckste Verspottung angesehenen Personen gestattete. Leider besitzen wir nur von *Aristophanes*, dem letzten und größten Dichter dieser älteren Komödie, elf Stücke (übersetzt von Droysen und Seeger). Es sind phantastische Fastnachtspossen mit lose gefügter Handlung, die unerbittliche Kritik an den politischen und sozialen Zuständen seiner Zeit üben. Bei den derben Späßen und unverhüllten Zoten muß man bedenken, daß Frauen wohl vom Theaterbesuch ausgeschlossen waren. Sie halfen dazu, während des Peloponnesischen Krieges das Volk auf Augenblicke über die Nöte der Gegenwart zu erheben. Ohne Scheu geißelt Aristophanes Laster und Schwächen ganzer Stände und einzelner Personen und stellt der entarteten Gegenwart die gute alte Zeit als Vorbild hin. Sein bald scharfer, bald heiterer Witz und seine Kunst, die Sprache zu meistern, sind unerschöpflich. Wir erhalten in seinen Komödien ein höchst anschauliches, wenn auch verzerrtes Bild von dem Leben und Treiben, Denken und Fühlen der attischen Kleinbürger und Bauern.

Die „Ritter“ (*Ἰππείδης*, 424) sind gegen den gefährlichen Demagogen Kleon, den Gerber, gerichtet, der als Hausmeier den griesgrämigen, schwachen Herrn „Volk“



11. APULISCHE PRACHTVASE.

Neapel. Nach Jahrb. d. Instituts 1905. Volutenamphora (etwa 1 : 15) mit Ammonshäuptern und Schwanenhälsen plastisch verziert. In Nachahmung einer Bühnendekoration (S. 32) in der Mitte ein Palast. Unten vielleicht der Zweikampf des Eteokles und Polyneikes, dann in der Mitte Menoikeus, der sich von der Mauer Thebens herabstürzte.

(*Δῆμος*) völlig beherrscht. Nach langem Kampfe wird er mit Hilfe der schneidigen Ritter durch einen noch frecheren Wursthändler gestürzt, der sich dann plötzlich als Retter des Vaterlandes entpuppt. — Die „*Wolken*“ (*Νεφέλαι*) verspotten den Sokrates, den Aristophanes irrtümlich zum Vertreter des Atheismus — die *Wolken*, die den Chor bilden, sind seine Götter — und aller gefährlichen Sophistenkünste macht. Um diese sich anzueignen, gibt ein bankrotter Bürger seinen verschwenderischen Sohn zu ihm in die Lehre, nachdem er selbst als zu ungelehrig für die neumodische Weisheit fortgejagt worden ist. Als er aber ihre verderblichen Folgen an seinem Leibe verspürt (denn der Sohn schlägt den Vater und beweist ihm, daß er das Recht dazu hat), zündet er dem Philosophen sein Denkerheim (*φροντιστήριον*) über dem Kopfe an. — In den „*Wespen*“ (*Σφήκες*, 422) geißelt Aristophanes die Prozeßwut der älteren Bürger, die als besoldete Geschworene (*Heliasten*, S. 225) bequemen Unterhalt und eine angenehm aufregende Beschäftigung fanden. Diese Richter bilden als *Wespen* mit scharfem Stachel den Chor. — Im „*Frieden*“ (*Ειρήνη*), aufgeführt 421 kurz vor dem Frieden des Nikias, reitet ein wackerer Bauersmann auf einem Mistkäfer geradeswegs in den Himmel und holt die dort eingeschlossene Friedensgöttin herunter nach Athen. — Am genialsten ist die Märchenkomödie der „*Vögel*“ (*ὄρνιθες*), aufgeführt 414 in der schwülen Stimmung während der sizilischen Expedition. Zwei wackere Bürger, denen es in Athen nicht mehr gefällt, wandern aus und kommen zu den Vögeln. Mit deren Hilfe gründen sie im Luftraum das mächtige Reich *Wolkenkuckucksheim* (*Νεφελοκοκκύγιον*), das ihnen vermöge seiner Lage die Herrschaft über Götter und Menschen sichert, so daß alle Menschen, (wie heutzutage), vom Fliegen schwärmen. — In den „*Fröschen*“ (*Βάτραχοι*), aufgeführt 405 nach dem Tode des Euripides und Sophokles, steigt Gott Dionysos selbst in burleskem Aufzug, als Herakles verkleidet, in die Unterwelt hinab, um seinen Liebling Euripides wieder heraufzuholen. Dort aber, wo es ganz wie in Athen zugeht, ist gerade ein Wettkampf zwischen Äschylos und Euripides, der jenem den tragischen Ehrensitz streitig macht, entbrannt, in dessen Verlauf Dionysos sich davon überzeugt, daß nicht Euripides, sondern der alte, ehrenfeste Äschylos der Dichter ist, den Athen in schwerer Bedrängnis braucht.

BÜHNENWESEN

Die äußeren Bedingungen des griechischen Dramas sind von unseren Bühnenverhältnissen nicht unwesentlich verschieden.

Zunächst sind die dramatischen Aufführungen niemals ein Alltagsvergnügen, wie bei uns, geworden. Zur Zeit ihrer Blüte, im 5. Jahrhundert, waren es religiöse Festspiele zu Ehren des Dionysos in Athen, und auch in späteren Zeiten bewahrten sie ihren Charakter als außerordentliche Festfeiern. Die in den einzelnen Gauen im Dezember gefeierten „*ländlichen Dionysien*“ kommen nur für lokale Aufführungen in Betracht; aus ihnen ist jedoch offenbar das Drama erwachsen. Nur am Kelterfest (*Αήνια*) und vor allem an den von Peisistratos eingeführten, im März von der gesamten Bevölkerung festlich begangenen großen Dionysien wurde die Schaulust des ganzen Volkes befriedigt.

Neben dem religiösen Element, das ja auch den Inhalt des Dramas bestimmte, fand bei den dramatischen Aufführungen auch das staatliche Moment und der agonale Gedanke auf künstlerischem Gebiete seinen Ausdruck. An den großen Dionysien gab es einen Wettkampf (*ἀγών*) zwischen den drei an den drei Spieltagen aufgeführten Tetralogien, deren jede wieder aus drei Tragödien und einem Satyr drama bestand (S. 23), und der Staat übertrug an drei der reichsten Bürger diese Leiturgie (S. 226). Als Choregen, d. h. ursprünglich „*Chorführer*“, sorgten diese für die Stellung, die glänzende Ausstattung und die Einstudierung des um seinen Führer (*χορευαίος*) gescharten Chors, der in der Tragödie 12, seit Sophokles 15, in der Komödie aber 24 Mitglieder (*χορευταί*) zählte. Durch das Los bestellte der Archon für jeden der sich meldenden Dichter, dessen eingereichtes neues Drama



12. THEATER IM HEILIGTUM VON EPIDAUROS. Nach Photographie.

In der 1. Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. von dem jüngeren Polyklet erbaut. Eines der schönsten und besterhaltenen griechischen Theater. Die Orchestra bildet ein Kreis von 9,81 m Radius; ein Umgang in der Mitte (Diazoma) trennt den Zuschauerraum in zwei Ränge. Die Grundmauern des Bühnengebäudes sind erhalten.

er zum Agon zuließ, den Choregen und die drei Schauspieler, auf die das Personal des Dramas auch in der Zeit seiner Blüte beschränkt blieb, sowie die fünf Kampfrichter. Nicht die Rücksicht auf hohe Einnahmen beeinflusste also damals die dramatische Produktion, da ja Dichter und Schauspieler ihre gewiß recht bescheidenen Honorare vom Staat bezogen. Den einzigen Lohn für die oft bedeutenden Kosten des Choregen und die Anstrengungen aller Mitwirkenden war der Siegeskranz, an dem Choreg, Dichter und erster Schauspieler (*πρωταγωνιστής*) neben der siegreichen Phyle teilnahmen, eine Ehre, die dem Choregen neue Kosten aufbürdete. Denn er mußte den seiner Phyle als Preis zugewiesenen Bronzedreifuß auf einem monumentalen Postamente an der Straße der Dreifüße auf der Ostseite der Burg aufstellen (S. 123). Freilich bedeutete der Sieg eines neuen Dramas vor der so kunstverständigen Bürgerschaft die großartigste Kunstkritik. Hatte doch jeder Bürger kostenlosen Zutritt zu den Aufführungen (S. 226).

Ganz allmählich entwickelte sich die bauliche Anlage. Auch hier ist die Schlichtheit des Atheners merkwürdig, der auf Äußerlichkeiten so wenig Gewicht legte, daß er erst durch die Verhältnisse gezwungen von provisorischen Anlagen zu einfachen, aber sachgemäßen und darum muster-gültigen Lösungen der gestellten Aufgaben fortschritt.

Der älteste der drei Teile des griechischen Theaters war die Orchestra, der ursprünglich kreisrunde (Abb. 12) Tanzplatz der Gläubigen, jetzt eines besonderen Chors geschulter Sänger und Tänzer. In seiner Mitte erhob sich

der Opferaltar des Dionysos (*θυμέλη*). Als dann das Drama sich dadurch entwickelte (S. 23), daß einer aus dem Chore ein Wechselgespräch mit dem Chorführer begann, brauchte der Auftretende ein Zelt (*σκηνή*) zum Verkleiden, und er stieg wohl auf den Opfertisch, um sich besser vernehmlich zu machen. Aus diesen Elementen ist die Bühnenanlage hervorgegangen. Der wichtigste Fortschritt war es, als man statt der bloßen Bude, die das Bühnenhaus zunächst darstellte, eine Hintergrundwand einführte, welche die sich verkleidenden Schauspieler vom Publikum trennte. Vor dieser Wand spielten die Schauspieler, durch ihre äußere Erscheinung (s. u.) die Choreuten überragend. Erst am Ende der klassischen Periode trat an Stelle der hölzernen, jedesmal für die Aufführung aufgeschlagenen Bühne der steinerne Bau mit seiner Dekorationswand (*προσκήμιον*) und den vorspringenden Seitenflügeln (*παρασκήνια*). Die erhöhte Sprechbühne für den Schauspieler (*λογείον*), die die erhaltenen Reste der Theatergebäude aufweisen, ist erst in römischer Zeit in die feste Konstruktion mithineingezogen worden.

Die verhältnismäßig schlichte Dekoration der schmalen Bühne verzichtete nicht völlig auf die Mittel zur Erregung der Illusion, wenn auch bei dem Fehlen von künstlicher Beleuchtung diese nicht weitgetrieben werden konnte. Die architektonische Palastarchitektur der Hinterwand wurde durch einen Prospekt verdeckt, und drehbare dreiseitige Prismen mit aufgemalter Dekoration (*περιλακτοι*) stellten eine Art leicht zu wechselnder Kulissen dar. Die wichtigsten von den sonstigen Erfindungen der Bühnentechniker waren ferner: die charonische Stiege, dazu bestimmt, Gestalten aus der Unterwelt auftauchen zu lassen, und die berühmte Maschine, die, ebenso wie die in der Höhe angebrachte Götterbühne (*θεολογείον*), den noch heute sprichwörtlichen *deus ex machina* zur Lösung des dramatischen Konflikts erscheinen ließ (S. 27). Den Szenenwechsel suchte man zu vermeiden durch Verwendung des Ekkyklema, einer Einrichtung, die offenbar einen Blick ins Innere des Hauses verstattete. Einen Vorhang konnte die griechische Bühne schon wegen der engen Zusammengehörigkeit des in der Orchestra auftretenden Chors mit den Schauspielern nicht verwenden.

Auch der Zuschauerraum (*θέατρον*) erlangte erst allmählich die Gestalt des viel bewunderten Bühnenbaues. An Stelle der leicht zusammenbrechenden Holzgerüste, die mit der Zeit an den Abhang des athenischen Burgfelsens angelehnt wurden, trat erst gegen Ende der klassischen Zeit ein vollständiger Steinbau. Die hohen Steinstufen boten wenig angenehme, weil lehnenlose Sitze, die man durch mitgebrachte Kissen etwas bequemer machte, da man ja vom Morgen bis gegen Abend aushalten mußte. Diese riesigen Stufenbauten konnten die ganze männliche Bevölkerung einer Bürgergemeinde aufnehmen, z. B. in Athen 17000, in Ephesos fast 30000 Menschen. Trefflich ist die noch heute gern erprobte Akustik. Seiner Einteilung nach konnte der Zuschauerraum die politische und soziale Gliederung der Bürgerschaft widerspiegeln. Waren doch bisweilen die Keile (*κερκίδες*), die durch die von der Orchestra nach oben ausstrahlenden Treppen gebildet wurden, für die einzelnen Stämme (Phylen) bestimmt; die durch breite Horizontalgürtel (*διαζώματα*) geschiedenen Ränge aber entsprachen der sozialen Abstufung der Bürgerschaft, wie einigermassen auch bei uns. Das war besonders für nachklassische Zeiten wichtig, wo das Theater bezeichnenderweise auch das staatliche Leben mit seinem inhaltsleeren Prunk, den Ehren-

verkündigungen, Ephebenvorstellungen u. dgl., an sich zog. Besondere Ehrensitze standen oft vorn am Rande der Orchestra, majestätische Steint Throne, namentlich für Priester und hohe Beamte bestimmt.

Da der dramatische Kunstgenuß im Altertum in allererster Linie dem Ohre, nicht dem Auge galt, so erscheint, wenn man nur an die Mannigfaltigkeit unserer Kostüme und an das ausstudierte Mienenspiel unserer großen Bühnenkünstler denkt, die Gestalt des antiken Schauspielers dürftig, vielleicht sogar wunderlich. Merkwürdig kommt dem modernen Menschen besonders die Verwendung der Maske (Abb. 16) vor, die wenigstens als Dekorationsmotiv ihre Bedeutung für alle Zeiten behalten hat.

Die Maske erklärt sich historisch aus den Vermummungen und Bemalungen, wie sie überall in der Welt bei religiösen Festen der Naturvölker wie auch bei der Weinlese der Kulturvölker vorkommen, wobei namentlich das Bestreichen mit Weinhefe eine Rolle spielte. Für die Verwendung der Maske sprechen aber auch eine Menge praktischer Gründe: die Notwendigkeit, mehrere Rollen von einer Person und Frauenrollen durch Männer, wie es in Griechenland feste Sitte war, darstellen zu lassen, die Möglichkeit, auf größere Entfernungen durch die Vergrößerung der Gesichtszüge und die Anfügung des tonverstärkenden Schallbechers zu wirken. Auch religiöse Empfindungen führten dazu, die Person des Darstellers eines Gottes oder Heroen ganz hinter der Rolle, die er zu Ehren der Gottheit spielte, verschwinden zu lassen. Schließlich entspricht es der ganzen Richtung des griechischen Kunstempfindens, wie es auch die Behandlung der alten Sage durch Poesie und bildende Kunst in klassischer Zeit erkennen läßt, weniger Individualitäten zu schaffen als Idealbilder, auf deren Großzügigkeit vor allem die eigenartige Wirkung hellenischer Kunst beruht. Für die Komödie aber ermöglichte die Maske das Erscheinen bekannter Personen in voller Leibhaftigkeit, natürlich unter parodistischer Steigerung.

Auch die übrige Ausstattung der Bühnengestalt entspringt dem Streben, die Gestalten größer erscheinen zu lassen. Die Maske wurde nach oben durch einen dreieckigen Aufsatz (*ὄγκος*) bekrönt, über den die Perücke herabfiel. An den Füßen aber trug der Schauspieler den Kothurn, einen Schuh, ursprünglich wohl nur mit starken Sohlen, noch heute das Sinnbild hochtrabender Ausdrucksweise. Diesen Vergrößerungen der Gestalt entsprechen die Auspolsterungen bis in die Fingerspitzen und das die Gestalt einhüllende altertümliche Schleppgewand. Nicht unwesentlich verschieden war das Kostüm der Komödie mit seinen für unser Gefühl bis ins Unanständige gehenden Tollheiten.

Daß diese ganze für unser Empfinden seltsame Ausstattung lebhaftere Bewegungen auf der Bühne ausschloß, ist begreiflich, ebenso jedoch, daß in Zeiten sinkender Kunst die schwerfällige Erscheinung des Schauspielers dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen konnte.

In hellenistischer Zeit befand sich die musische Agonistik fast ganz in den Händen geschlossener Korporationen, die ihre Mitglieder zu den Aufführungen in den verschiedenen Gegenden der Griechenwelt abordneten. In ihnen bildeten Angehörige verschiedener Gemeinden zum ersten Male eine Art Staat im Staate; sie verkörpern wiederum durch ihren Zusammenschluß zum ersten Male die Idee des Vereinsverbandes. An Stelle der dramatischen Aufführungen treten übrigens jetzt vielfach schon Betätigungen von Liedersängern, Jongleuren, Akrobaten usw.; es bildet sich geradezu eine Art Variété heraus.

Bei den Römern treten die Bühnenspiele hinter anderen Festfeiern (S. 110f.) zurück. Das erste steinerne Theater, das an Stelle des für vorübergehenden Gebrauch bestimmten hölzernen Baues trat, errichtete Pompejus

(55 v. Chr.). Es faßte 40000 Menschen. Im Unterschiede vom griechischen Theater ist die im römischen halbkreisförmige Orchestra nur für Ehrenplätze bestimmt. Die oberste der stufenartigen Sitzreihen war den Frauen vorbehalten. Die Bühne war sehr breit und tief, da ja hier auch der Chor, wenn ein solcher auftrat, neben den Schauspielern seinen Platz fand. Neuerungen gegenüber dem griechischen Theater war das Sonnendach über dem Zuschauerraum und der Vorhang, der sich bei Aktschluß hob, auch die bisweilen übliche Zwischenaktsmusik. Es gab auch im römischen Theater die den Periakten entsprechenden dreiseitigen mit Seitendekoration geschmückten Prismen und eine wechselnde Dekoration der Bühne selbst. Die Zahl der Schauspieler entsprach der Zahl der Rollen. Prunkvolle Ausstattung verlangte der Römer ebenso wie gelegentliche pomphafte Aufzüge, die namentlich in der Kaiserzeit, ebenso wie die nicht minder üppigen Pantomimen, das eigentliche Drama verdrängten. Seit Terenz war die Maske üblich. Waren die Schauspieler auch meist Freigelassene, ja sogar Sklaven, so erhielten sie doch später oft Geschenke, Bildsäulen, ja das Bürgerrecht, und ein Mann wie Roscius konnte zu Ciceros Zeiten bis auf 100000 M. jährliche Einnahmen kommen.

Noch in der Kaiserzeit entwickelte sich nach hellenistischem Vorbild ein großer Reichsverband der griechischen Bühnenkünstler mit Rom als Mittelpunkt, der namentlich von Trajan und seinen Nachfolgern, offenbar auch als ein Organ ihres weltumspannenden Einflusses, gefördert wurde.

DIE GESCHICHTSCHREIBUNG

DIE LOGOGRAPHEN. Erst im 6. Jahrhundert, als die Blütezeit des Epos vorüber war, begann man Bücher in Prosa (*καταλογάδην*) zu schreiben, und zwar wiederum in Ionien. Dadurch wurde der ionische Dialekt zur allgemeinen Literatursprache und blieb es bis gegen den Ausgang des 5. Jahrhunderts, wo das Attische an seine Stelle trat. Über die Anfänge der ionischen Philosophie und Wissenschaft ist später zu berichten (S. 77 u. 90ff.). Die ältesten Geschichtsschreiber, die sog. Logographen, fingen damit an, in ihren „Genealogien“ vornehmer Geschlechter die Sagen der Epen, die man damals noch als historische Wahrheit hinnahm, in Prosa umzusetzen. Weiter sammelten und ergänzten sie die spärlichen Nachrichten über die ältere Geschichte und schrieben Städtegründungen (*κτίσεις*) und Stadtchroniken. Freilich war die Überlieferung über die Vergangenheit lückenhaft und höchst unsicher; denn das meiste war der Erinnerung entschwunden, und bemerkenswerte Ereignisse wandelten sich im Munde der Geschichtenerzähler (*λογοποιοί*) rasch in Sagen oder Novellen um, deren manche wir noch bei Herodot lesen. Daher wagte es gleich der erste Logograph Hekataios von Milet, der im ionischen Aufstand (500) seine Mitbürger beriet, Kritik an der Überlieferung zu üben. Seine auf eigener Erforschung beruhende „Umreise um die Erde“ (*περιόδος γῆς*) blieb lange eine Hauptquelle des geographischen Wissens. Hellenikos von Mytilene, ein Zeitgenosse Herodots, versuchte zuerst eine kurze Weltchronik zu schreiben und verfaßte die älteste Chronik von Athen (*Ἀτθίς*).

HERODOTOS (um 484–424) stammte aus dem dorischen Halikarnassos, erscheint aber nach seiner Natur, Kunst und Sprache mehr als ein Ionier.

Als Teilnehmer an dem Freiheitskampf seiner Vaterstadt gegen den Tyrannen Lygdamis, den Enkel der bekannten Artemisia, mußte er eine Zeitlang auf der ionischen Insel Samos in der Verbannung leben. Später zog es ihn nach Athen, der Hauptstadt des großen Seereiches, wo er mit Perikles und Sophokles freundschaftlich verkehrte. Von da wanderte er nach Thurii, der von Perikles in Unteritalien 444 gegründeten Kolonie, aus. Den Stoff zu seinem Werk sammelte er auf weiten Reisen, die ihn bis zum Schwarzen Meer und nach Susa, nach Ägypten und Kyrene führten.

Herodot ist nichts weniger als ein Historiker in unserem Sinne: gerade darauf beruht der Reiz seines Buches. Manches hat er noch mit den Logographen gemein, z. B. die Vermischung der Geschichtschreibung mit Länder- und Völkerkunde. Trotzdem nennt ihn Cicero mit Recht den Vater der Geschichte. Denn er hat es zuerst unternommen, ein gewaltiges Ereignis der jüngsten Vergangenheit, die Perserkriege, zusammenhängend zu schildern, und hat diese als Glied eines weltgeschichtlichen Entwicklungsprozesses, des Kampfes zwischen Griechen und Barbaren, erkannt (vgl. Abb. 13).

Sein Geschichtswerk ist erst später in neun nach den Musen benannte Bücher eingeteilt worden. Anfang: *Ἡροδότου Ἀλικαρνασσεὸς ἱστορίας ἀπόδειξις ἥδε, ὡς μήτε τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων τῷ χρόνῳ ἐξίτηλα γίνηται, μήτε ἔργα μεγάλα τε καὶ θαυμαστά, τὰ μὲν Ἕλλησι, τὰ δὲ βαρβάροισι ἀποδεχθέντα, ἀκλεῖα γένηται.* (Dies ist die Darlegung der Forschungen des Herodot von Halikarnaß, damit weder die geschichtlichen Ereignisse durch die Länge der Zeit aus der Erinnerung der Menschen verschwinden, noch die großen und bewundernswerten Taten, die teils von Griechen, teils von Barbaren ausgeführt wurden, ihren Ruhm verlieren). — Er beginnt mit dem wechselseitigen Frauenraub der Sagenzeit (Io, Europa, Medea, Helena). In historischer Zeit hat zuerst Krösos die ionischen Griechen an der kleinasiatischen Küste unterjocht. Das führt auf die Entstehung des Lyderreichs, in die der Delphinritt des Arion eingeflochten ist. Ausführlich werden die Schicksale des Krösos erzählt (Begegnung mit Solon, Krösos auf dem Scheiterhaufen). Seine Besiegung durch Kyros, durch welche die griechischen Kolonien in die Hand der Perser kamen, führt zur Geschichte des Perserreichs, die fortan den leitenden Faden bildet. Es folgt die Jugend des Kyros, seine Eroberungen und sein Ende. Sein Sohn Kambyses zieht nach Ägypten, dessen Beschreibung und Geschichte das ganze 2. Buch gewidmet ist. Das 3. Buch enthält die Geschichte des Kambyses, die Empörung des Magiers und die ersten Taten des Dareios (darin die Erzählung vom Glück des Tyrannen Polykrates auf Samos). Im Mittelpunkt des 4. Buches steht der große Zug des Dareios nach Europa gegen die Skythen, deren Herkunft, Land und Sitten eingehend geschildert werden. Lose angefügt ist die Beschreibung von Libyen und Kyrene.

Erst das 5. Buch führt im ionischen Aufstand zu der Veranlassung der Züge gegen Griechenland, aus dessen früherer Geschichte einzelne Stücke über die ersten sechs Bücher verteilt sind. Das 6. Buch enthält den ersten erfolglosen Zug des Mardonios und den zweiten unter Datis und Artaphernes mit der Schlacht bei Marathon, das 7. die Vorbereitungen des Xerxes, den Übergang über die Hellespontbrücken, den ethnographisch lehrreichen Katalog von Heer und Flotte, und zuletzt die Kämpfe in den Thermopylen. Im 8. Buche folgen die Seegefechte bei Artemision, die Einnahme von Athen und die Schlacht bei Salamis, im 9. der Feldzug des in Thessalien zurückgebliebenen Mardonios bis nach Attika und seine entscheidende Niederlage bei Platää, sowie der erste große Sieg der Hellenen auf asiatischem Boden bei Mykale. Den Schluß des nicht ganz vollendeten Werkes bildet die Einnahme von Sestos (478).

Herodot berichtet gewissenhaft alles, was er erkundet und selbst gesehen hat, fast ohne Kritik daran zu üben. So schildert er die Freiheitskämpfe, nicht wie sie sich wirklich zugetragen hatten — denn das wußte man überhaupt nicht mehr —, sondern wie sie ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen in der vielfach entstellten und übertreibenden mündlichen Tradition fortlebten; er selbst aber glaubt die volle Wahrheit zu erzählen. Nir-

gends finden wir bei ihm eine Spur von nationaler Überhebung; vielmehr erblickt er in den Siegen seines Volkes ein Strafgericht, welches die Götter an den hochmütigen Persern und ihrem Übermenschlichen erstrebenden König vollstrecken. Denn seine fromme Weltanschauung erkennt noch allenthalben, wie es bei Homer geschieht, das Walten und Eingreifen der Götter, die den Hochstehenden demütigen (Neid der Götter), und ihren Willen in Weissagungen (daher die häufige Verherrlichung des delphischen Orakels), Träumen und Zeichen kundgeben. So liegt es ihm noch fern, nach den tieferen Gründen und dem inneren Zusammenhang der Weltbegebenheiten zu forschen. Bewundernswert aber ist seine liebenswürdige Erzählerkunst: mit homerischer Naivität und Anschaulichkeit berichtet er über große und kleine Ereignisse, auch über Reden und Gespräche, als ob er selbst dabei gewesen wäre.

THUKYDIDES. Inzwischen begann sich die attische Kunstprosa zu entwickeln, und das Buch des Thukydides ist das erste große Werk derselben. Thukydides (um 455—400) stammte als Nachkomme des Miltiades mütterlicherseits von einer thrakischen Fürstin ab und besaß deshalb Güter und Goldgruben in Thrakien. Seine Ausbildung in Athen stand bereits unter dem Einfluß der Sophisten und Rhetoren. Im Jahre 424 wurde er aus Athen verbannt, weil er als Führer einer Flottenabteilung die Einnahme von Amphipolis durch Brasidas nicht hatte hindern können. Gleich am Anfang des Peloponnesischen Krieges hatte er den Plan gefaßt, ihn zu beschreiben: „da er erwartete, daß er groß werden würde und denkwürdiger als alle vorhergegangenen“ (*ἐλπίζας μέγαν τε ἔσσεσθαι καὶ ἀξιολογώτατον τῶν προγεγενημένων*). Jetzt fand er in seiner unfreiwilligen Muße Zeit, Berichte von beiden Parteien zu sammeln und in kühler Objektivität gegen einander abzuwägen, auch Reisen nach den Schauplätzen des Kriegs zu unternehmen. Erst 404 wurde ihm die Rückkehr nach Athen gestattet. Die Vollendung seines Werkes hat sein vorzeitiger Tod verhindert.

Als Einleitung dient die sog. Archäologie, in der er scharfsinnig die Kulturentwicklung von Hellas seit den ältesten Zeiten darlegt, um nachzuweisen, daß „dieser Krieg“ größer als alle bisherigen sei. Dann schildert er eingehend die Veranlassung zum Kriege (Zerwürfnis zwischen Korinth und Athen wegen Epidamnos-Korkyra und Potidäa). Die wirkliche Ursache desselben aber findet er in der aus dem Aufblühen des attischen Seebundes erwachsenen Nebenbuhlerschaft von Athen und Sparta. Deshalb erzählt er deren Entstehung und Steigerung während der Pentekontaetie (478—431) und stellt damit zugleich den Anschluß an Herodot her. Den Schluß des 1. Buches bildet die Tagessatzung des peloponnesischen Bundes in Sparta und der Kriegsbeschluß. Im 2. Buch beginnt die Erzählung des Krieges, chronologisch geordnet nach Sommern (Feldzügen) und Wintern. Dieses Buch, das die berühmte Leichenrede des Perikles enthält, reicht bis zum Tode des Perikles (429), das 3. bis zum Jahre 426. Im 4. Buch wird über die Kämpfe um Pylos (425) und über den Zug des Brasidas berichtet, woran sich im Anfang des 5. die Schlacht bei Amphipolis und der Friede des Nikias (421) schließt. Im zweiten Teil des Werkes, der mit einer neuen Einleitung (V, 26) beginnt, werden zunächst die folgenden Friedensjahre als ein latenter Kriegszustand charakterisiert. Das 6. und 7. Buch enthalten die gewaltige Schilderung des unglücklichen Zuges der Athener gegen Syrakus (415—413). Das 8. Buch beschreibt die ersten Kämpfe an der kleinasiatischen Küste, bricht aber im Jahre 411 plötzlich ab.

Thukydides ist der erste wirkliche Geschichtschreiber der Griechen und zugleich der größte des ganzen Altertums. Herodot wollte die Leser unterhalten, Thukydides will sie durch Erforschung der Wahrheit belehren. Dadurch ist sein Werk geworden, was er sich wünschte: ein Besitztum für immer, nicht ein Prunkstück für augenblicklichen Genuß (*κτῆμα ἐς αἰὲ μᾶλλον ἢ ἀγώ-*



13. PERSERVASE. Apulische Practamphora aus Canosa. Neapel.
 Nach Furtwängler-Reichhold, Griech. Vasenm. Taf. 88, Verl. F. Bruckmann München. Höhe 1,30 m.
 In der mittleren Reihe hält Dareios Rat mit Persern und Griechen; unten wird dem Schatzmeister Tribut entrichtet, oben in der Mitte die bedrohte Hellas
 von griechischen Gotheiten beschützt, während rechts die sitzende Asia sich von der Apate (Täuschung) betricken läßt. Entstehungszeit wohl bald nach
 den ersten Perserkämpfen Alexanders um 330 v. Ch.

νῆμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν). Im Gegensatz zu Herodot schreibt er selbst-erlebte Zeitgeschichte, und zwar als sachverständiger Staatsmann und Feldherr, und so unparteiisch, wie es überhaupt einem Menschen möglich ist. Dadurch, daß er alles, was nicht unmittelbar zum Kriege gehört, grundsätzlich ausschließt, gibt er seinem Werke einen streng einheitlichen, geschlossenen Charakter. Durch scharfsinnige Kritik ermittelt er aus den von ihm gesammelten, vielfach einander widersprechenden Berichten den wirklichen Hergang der Ereignisse und schildert sie, namentlich die sizilische Katastrophe, mit der Kunst eines Tragikers, während Herodots Erzählung noch ganz episch anmutet. Die eingelegten Reden freilich können und wollen auf historische Treue keinen Anspruch machen. Ihre wörtliche Wiedergabe würde, selbst wenn sie damals möglich gewesen wäre, im Rahmen des Geschichtswerks das empfindliche antike Stilgefühl verletzt haben. Doch will Thukydides „sich nach Möglichkeit an den Gesamthalt der wirklich gehaltenen Reden anschließen“. Dabei bringt er jedoch vieles an, was ein moderner Historiker in Einleitungen, Überblicken und Charakteristiken geben würde. Weiter aber bemüht er sich unablässig, die wirklichen Ursachen und die innere Verknüpfung der Begebenheiten zu ergründen, und ist dadurch der Schöpfer der pragmatischen Geschichtschreibung geworden. Für den naiven Glauben Herodots an das Eingreifen der Götter und ihrer Orakel ist in seiner rationalistischen Weltanschauung kein Raum mehr.

Leicht zu lesen ist Thukydides freilich nicht. Die „gedankenschwere Kürze“, das Streben, für die Gedanken einen möglichst knappen und treffenden Ausdruck zu finden, die abstrakte Schreibweise und der unruhige Wechsel der Konstruktionen erschweren vielfach die Übersicht und das Verständnis. Dafür können wir hier das Werden einer neuen Literatursprache, die sich über die Alltagsrede erheben will und noch mit dem Stoffe ringt, beobachten.

XENOPHON (um 430—355), der Fortsetzer des Thukydides, war ein Schüler des Sokrates. Veranlaßt von seinem Freunde, dem Böoter Proxenos, nahm er als Freiwilliger in dem griechischen Söldnerheere teil an dem Feldzuge des jüngeren Kyros gegen seinen Bruder, den König Artaxerxes (401). Nach der Niederlage bei Kunaxa und der verräterischen Gefangennahme der Führer durch Tissaphernes leitete er mit einigen anderen entschlossenen Männern den berühmten Rückzug der 10 000 Griechen nach dem Schwarzen Meere. Er diente dann im Heere der Spartaner, deren König Agesilaos er als sein Heldenideal verehrte und verherrlichte. In der Schlacht bei Koroneia (394) stand er sogar seinen athenischen Landsleuten gegenüber und wurde deshalb als Vaterlandsverräter geächtet. Dafür erhielt er von den Spartanern ein Landgut in Skillus bei Olympia, wo er der Landwirtschaft und Jagd oblag und die meisten seiner Schriften verfaßte. Später von dort vertrieben, lebte er in Korinth und blieb auch dort, als ihm endlich die Rückkehr in die Heimat gestattet wurde. Sein Sohn Gryllos aber fiel, würdig betrauert von seinem Vater, unter den athenischen Reitern bei Mantinea (362).

Xenophon war ein liebenswürdiger Charakter, ein Mann des praktischen Lebens, sachverständig als Krieger und Sportsmann, wie seine technischen Schriften beweisen, aber kein wirklicher Historiker, noch viel weniger ein Philosoph. Bemerkenswert ist die Vielseitigkeit seiner Schriftstellerei, die

infolgedessen mehr in die Breite als in die Tiefe ging und ausschließlich praktischen, nicht wissenschaftlichen Zwecken diene. Seine Lebensanschauung nähert sich wieder der Naivität Herodots: er gab viel auf Träume und Orakel. Viel bewundert wurde zu allen Zeiten mit Recht die Klarheit und die anmutige Einfachheit und Natürlichkeit seiner Sprache, die mit vollem Bewußtsein auf die Kunstmittel der neumodischen Rhetorik verzichtete.

Die *Anabasis* (*Κύρου ἀνάβασις*) schildert im 1. Buche den „Hinaufzug“ der Griechen durch Kleinasien bis an den Euphrat und die Schlacht bei Kunaxa, in den sechs übrigen Büchern den unter Mühsalen und Kämpfen bewerkstelligten Rückzug bis zum Meere bei Trapezunt (*κατάβασις*) und die weiteren Schicksale der Söldner. Die *Anabasis* ist das erfreulichste Werk Xenophons; denn er erzählt Selbsterlebtes mit großer Frische und Anschaulichkeit, und mit dem Bericht über kühne Kriegstaten und abenteuerliche Fahrten verbindet sich die fesselnde Beschreibung fremder Völker und Länder, die jetzt durch den Weltkrieg wieder in unseren Gesichtskreis gerückt worden sind. Aus der antiken Literatur kann man nur Cäsars Kommentare (S. 61f.) der *Anabasis* an die Seite stellen.

Die Hellenische Geschichte (*Ἑλληνικά*) behandelt in den ersten beiden Büchern im Anschluß an Thukydides die letzten Jahre des Peloponnesischen Krieges (411—404) und führt im 3. bis 7. Buche die Geschichte bis zur Schlacht bei Mantinea weiter. Die Darstellung ist zwar wahrheitsgemäß, aber ungleichmäßig und lückenhaft und läßt Xenophons Parteinahme für Sparta und seine Abneigung gegen Theben deutlich erkennen.

Die *Kyropädie* (*Κύρου παιδεία* in 8 Büchern) gibt sich als eine Geschichte des großen Perserkönigs Kyros; sie ist aber kein Geschichtswerk, sondern ein pädagogischer Tendenzroman und als solcher bemerkenswert. Ohne Rücksicht auf die historische Wahrheit zeigt Xenophon an der Person des Kyros, wie ein Fürst erzogen werden und regieren soll.

Die *Denkwürdigkeiten des Sokrates* (*Ἀπομνημονεύματα Σωκράτους* in 4 Büchern) sind ein Werk der Pietät. Als dankbarer Schüler verteidigt Xenophon das Andenken seines Lehrers gegen neuerlich erhobene Anklagen, indem er schildert, wie Sokrates als Erzieher gewirkt, „wie er durch Beispiel und Lehre andern unablässig genützt hat“. Die mitgeteilten Gespräche des Sokrates lassen zwar die Kunst der Platonischen Dialoge vollständig vermessen, bilden aber inhaltlich eine wertvolle Ergänzung zu ihnen. Ebenso lehrreich ist ein Vergleich der auch von ihm aufgezeichneten Verteidigungsrede des Sokrates mit Platons *Apologie* oder der von beiden beschriebenen *Symposien* (S. 82f.).

Nach Xenophon hat die von Isokrates (S. 40) ausgebildete Rhetorik immer größeren Einfluß auf die Geschichtschreibung ausgeübt, so daß nur zu oft die Wahrheit hinter dem Bestreben, schön und wirkungsvoll zu schreiben, zurücktrat. Ein Schüler des Isokrates, Ephoros von Kyme, hat es zuerst gewagt, eine Weltgeschichte (von der Dorischen Wanderung bis zu Philipp von Makedonien) zu schreiben.

DIE RHETORIK UND DIE BEREDSAMKEIT

ANFÄNGE. Die Macht des gesprochenen Wortes hat im Altertum, da überall das mündliche Verfahren vorherrschte, eine Rolle gespielt, von der wir uns in einer Zeit, in der wir unendlich viel lesen, aber wenig hören, kaum eine Vorstellung machen können. — Zwar beginnt die Ausbildung einer kunstmäßigen Beredsamkeit (*τέχνη ῥητορικῆ*) und die Veröffentlichung gehaltener Reden erst im 5. Jahrhundert; aber schon vierhundert Jahre früher war namentlich den regsamen und weltgewandten Ioniern die Gabe natürlicher Beredsamkeit in hohem Maße zu eigen. Das beweisen die wirkungsvollen Reden homerischer Helden, wie Odysseus, Nestor und Achilleus, den Phönix dazu erzogen hatte, *μύθων τε ῥητῆρ' ἔμμεναι ποηκτῆρα τε ἔργων*: (ein Redner von Worten zu sein und ein Täter von Taten). Später war in den Verfassungskämpfen der werdenden Demokratie, wie wir sie in Athen verfolgen können, die Rede das einzige Mittel, um in der Volksversammlung

und im Rate Einfluß zu gewinnen, und Staatsmänner wie Themistokles und Perikles haben nur durch die vielgerühmte Macht ihrer Beredsamkeit das Volk gelenkt und beherrscht. Auch feierliche Leichenreden auf die Gefallenen eines Kriegsjahres wurden bereits in Athen gehalten. Und vor Gericht mußte jeder Bürger seine Sache selbst führen, da es keine Rechtsanwälte gab, sondern höchstens ein Fürsprecher (*συνήγορος*) ihm zur Seite treten konnte. So waren bereits die drei Redegattungen vorgebildet, die man später unterschied: die Staatsrede (*γένος συμβουλευτικόν*) im Rat und in der Volksversammlung, die Gerichtsrede (*γένος δικανικόν*), die sich mancher von einem berufsmäßigen Redenschreiber (*λογογράφος*), wie es z. B. Lysias und Demosthenes waren, verfassen ließ, und die Prunkrede (*γένος ἐπιδεικτικόν*), die bei Volksfesten (*λόγος πανηγυρικός*), bei der Leichenfeier (*λόγος ἐπιτάφιος*) oder sonstigen festlichen Veranlassungen vorgetragen wurde.

Einteilung der Rede. Auf die kurze Einleitung (*προοίμιον*) folgt eine vorbereitende Darlegung, die Stimmung machen soll (*προκατασκευή*). Daran schließen sich in einer Staatsrede die Aufstellung des Themas (*πρόθεσις*), in einer Gerichtsrede die Erzählung des Rechtsfalles (*διήγησις*), sodann in eingehender Erörterung die Beweisgründe (*πίστεις*) und endlich ein möglichst wirkungsvoller Schluß (*ἐπίλογος*), den man gern in ein Wort von guter Vorbedeutung ausklingen ließ.

DIE RHETORIK. Die steigende Verwendung der Rede im öffentlichen Leben drängte zur Ausbildung einer Redekunst mit festen Regeln, Formeln und Musterbeispielen, die sich jeder durch Lehre und Übung aneignen konnte. Sie wurde zuerst auf Sizilien gepflegt, wo in Syrakus Teisias die Kunst und die Kunstgriffe der Gerichtsrede lehrte. Von dort kam sie nach Athen durch den Sophisten *Gorgias*, der 427 als Gesandter seiner Vaterstadt Leontini durch seine Vorträge ungeheures Aufsehen erregte. Er blieb in Griechenland und gewann als Schöpfer eines kunstmäßigen Prosa-Stils in attischer Sprache großen Einfluß. Durch gewählten Ausdruck und poetische Worte, durch reichlichen Bilder- und Figurenschmuck und durch symmetrischen Bau der Sätze suchte er die Wirkung der Dichtersprache zu erreichen. Das Gekünstelte und Zerhackte dieser Beredsamkeit veranschaulicht Platon in den Reden seines „Protagoras“. — Selbstverständlich beschränkte sich eine im Zeichen der Sophistik (S. 79) stehende Redekunst nicht auf die Schönheit der sprachlichen Form, sondern sie erstreckte sich auch auf den Inhalt. Sie lehrte die Kunst, durch geschickte Gruppierung der Tatsachen, durch spitzfindige Beweisführung, durch schonungslose Ausnutzung aller wirklichen oder scheinbaren Angriffspunkte, selbst durch Verdächtigung und Beschimpfung den Gegner lahmzulegen und, wenn nötig, die schwächere Sache zur stärkeren zu machen (*τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν*). — Diese Praxis griff immer weiter um sich, und auch Männer wie Lysias und Demosthenes haben sich nicht von ihr freigehalten.

Bald machte sich eine gesunde Reaktion gegen den unnatürlichen Gorgianischen Stil geltend. Seine Mängel beseitigt und die „klassische“ griechische Prosa geschaffen zu haben, ist das Verdienst des Atheners *Isokrates* (436—338), der selbst ein Schüler der Sophisten war. Da er wegen seiner Schüchternheit und seiner schwachen Stimme nicht öffentlich auftreten konnte, eröffnete er eine Schule, in der er gegen hohes Honorar (1000 Drachmen) seine Schüler zu Rednern erzog und ihnen eine umfassende allgemeine Bildung, wie sie die fortgeschrittene Zeit verlangte, gab. So wurde er der gefeiertste Meister der Rhetorik. Im Streben nach Gleichmaß und Wohl-

laut der Sprache mied er alle Härten, vor allem den Hiatus, d. h. das Zusammentreffen von Vokalen am Wortende und -anfang, er gab seinen Worten rhythmischen Klang und baute lange, wohlabgerundete Perioden, deren Ebenmaß die feinhörigen Griechen entzückte. Als Musterstücke seiner Kunst arbeitete er mit unendlicher Sorgfalt politische Denkschriften in der Form von Festreden und Sendschreiben an bedeutende Männer aus. Hervorragend sind die Prunkreden (z. B. der *Πανηγυρικός* und *Παναθηναϊκός*), in denen er den Ruhm Athens verkündete und gegen die Uneinigkeit der Hellenen eiferte, die er zum gemeinsamen Kampfe gegen Persien aufrief.

Die Anwendung der Rhetorik blieb leider keineswegs auf die Reden beschränkt, sondern sie griff immer weiter um sich und beherrschte schließlich fast die ganze Prosaschriftstellerei der Griechen und später der Römer, wie bei Livius und Curtius Rufus, teilweise sogar die Poesie, wie bei Ovid. So berechtigt und nachahmenswert dieses Bestreben der Schriftsteller war, ihre Gedanken in geschmackvolle, eindringliche Worte zu kleiden, so verhängnisvoll hat es später gewirkt. Denn Verfasser und Leser legten mehr Gewicht auf die schöne Form der Darstellung als auf den inneren Gehalt und die Wahrheit des Inhalts, wie es bei den romanischen Völkern noch heute der Fall ist.

DIE ATTISCHEN REDNER. Unter dem Schutze der demokratischen Redefreiheit (*παρορησία* = *παν-ρησία*) gelangte in Athen im Verlauf eines Jahrhunderts (427—322) die praktische Betätigung der Redekunst zur höchsten Blüte, bis sie nach dem Verluste der griechischen Freiheit ihren entscheidenden Einfluß auf das öffentliche Leben einbüßte. Zehn Redner, von denen wir die meisten Reden noch heute besitzen, wurden später als mustergültig zu einem Kanon (*κανών*, Richtschnur) zusammengestellt: Antiphon, der 411 nach dem Fehlschlag der oligarchischen Staatsumwälzung hingerichtet wurde. Andokides, der in den Hermokopidenprozeß des Jahres 415 verwickelt war. Lysias (um 445—380). Isokrates (436—338). Isäos, berühmt als scharfsinniger Sachwalter in Erbschaftsprozessen. Demosthenes (384—322). Lykurgos, der geschickte Verwalter der athenischen Finanzen nach der Schlacht bei Chäroneia, dessen patriotische Anklagerede gegen Leokrates uns wertvolle Bruchstücke von Solon und Tyrtäos erhalten hat. Hypereides, der Parteigenosse des Demosthenes. Äschines (389—315) und Deinarchos, beide Gegner des Demosthenes. Als politische Redner und Staatsmänner sind sie nur zum Teil hervorgetreten. Alle aber haben Gerichtsreden, sei es in eigener Sache oder für andere, verfaßt und sind meist auch Lehrer der Beredsamkeit gewesen. Veröffentlicht wurden die Reden, bisweilen in erweiterter Form, als politische Flugschriften oder zu persönlicher Rechtfertigung, nicht selten auch um Schülern als Muster zu dienen.

LYSIAS (um 445—380) stammte aus Syrakus, von wo sein Vater auf Veranlassung des Perikles nach Athen gezogen war und im Piräus eine Schildfabrik begründet hatte. Dann lebte Lysias mit seinem älteren Bruder Polemarchos in Thurii, der unteritalischen Kolonie des Perikles, wo er den Unterricht des Rhetors Teisias genoß. Im Jahre 412 kehrten beide Brüder nach Athen zurück und übernahmen die Fabrik des Vaters. Wegen ihres Reichtums stellten ihnen die dreißig Tyrannen nach. Polemarchos wurde ergriffen und hingerichtet; wie Lysias selbst mit knapper Not nach Megara

entkam, hat er in der Rede gegen Eratosthenes lebendig geschildert. Wegen seiner tatkräftigen Teilnahme an der Wiederherstellung der Demokratie beantragte Thrasybulos 403 vergeblich, ihn unter die Bürger aufzunehmen; Lysias blieb „bevorrechteter Fremder“ (*μέτοικος ἰσοτελής*), der vor Gericht selbständig auftreten durfte, aber von der Teilnahme an Staatsgeschäften ausgeschlossen war.

So konnte er 403 den einen der Dreißig, Eratosthenes, als „Mörder“ seines Bruders anklagen, und diese Rede ist die einzige, die er selbst gehalten hat. Alle übrigen — wir besitzen 34 unter seinem Namen — hat er als Logograph für andere geschrieben; denn diesem Beruf wandte er sich zu, da er den größten Teil seines Vermögens verloren hatte. Die schwierige Aufgabe, sich in die Personen seiner Klienten hineinzusetzen und ihnen seine Reden auf den Leib zu schreiben, verstand er glänzend zu lösen: der Invalide (*ὄπερ τοῦ ἀδυνάτου*), der fast ingrimmig, aber mit derbem Mutterwitz für seine Armenunterstützung kämpft, der Reiteroffizier Mantitheos, der die Einwände gegen seine Wählbarkeit in den Rat schneidig zurückweist, und andere stehen noch heute lebhaftig vor uns. Dabei erhalten wir auch fesselnde Einblicke in das öffentliche und Privatleben und in die wirtschaftlichen Verhältnisse Athens. In solchen Reden, die meist von einfachen Bürgern vorgetragen werden sollten, war prunkvoller Rede- und Figurenschmuck nicht am Platze. Deshalb bildete sich Lysias jenen schlichten, einfachen Stil (*tenue dicendi genus*) aus, als dessen Meister er berühmt blieb. Knapp und sachlich, aber in wohlberechneter Anordnung, reiht er Tatsachen und Beweismittel aneinander und weiß vor allem den Rechtsfall selbst klar und anschaulich zu erzählen.

DEMOSTHENES (384—322, vgl. Abb. 14) aus dem Gau Paiania (*Ἀημοσθένης Ἀημοσθένους Παιανιεύς*). Als Knabe verlor er seinen Vater, der eine Waffenfabrik besaß, und das ansehnliche Vermögen wurde durch ungetreue Vormünder vergeudet. Deshalb wurde er Schüler des Isäos und klagte, zwanzig Jahre alt, die Vormünder an, erhielt aber trotz ihrer Verurteilung nur wenig zurück. Dies führte ihn zum Beruf eines Logographen, den er zwanzig Jahre lang, wenn auch zuletzt immer seltener, ausübte. Denn der Erfolg seiner Anwaltpraxis, namentlich in politischen Prozessen, eröffnete ihm (seit 354) die Aussicht, als Staatsredner Einfluß auf die Leitung des Staates zu gewinnen. Sein Patriotismus und die Not des Vaterlandes trieben ihn dazu, und die körperlichen Hemmnisse, die ihm das Auftreten in der Volksversammlung erschwerten, hat er mit zäher Ausdauer überwunden. Das drohende Auftreten König Philipps von Makedonien (359—336) wies ihm das fortan unverrückbare Ziel seiner politischen Tätigkeit. Denn bei seinem planmäßigen Vordringen auf der Chalkidike in Thrakien (Einnahme von Amphipolis 357) und gegen den thrakischen Chersones geriet Philipp überall in Widerstreit mit Lebensinteressen der Athener, die er durch scheinbares Entgegenkommen täuschte, und seine Einmischung in den Phokischen Krieg (355—346) war der erste Schritt zur Unterjochung von Hellas. Das hatte Demosthenes früher und klarer als andere erkannt, und darum rief er 351 in der ersten Philippischen Rede die Athener zu kräftiger Gegenwehr auf.

Freilich war der Kampf mit Philipp aussichtslos; denn gegen den ebenso tatkräftigen wie verschlagenen König und sein stets kriegsbereites, seinem Führer ganz ergebenes Heer konnte die saumselige und zerfahrene

athenische Demokratie nicht aufkommen. Ihr letzter Versuch, durch Begründung eines neuen Seebundes eine Vormachtstellung zu gewinnen, war in dem Bundesgenossenkrieg (357—355) gescheitert. Der kleinliche Hader der Parteien machte eine feste, zielbewußte Staatsleitung unmöglich. Das Volk aber war erschlaft und zu träge, um selbst noch ins Feld zu ziehen, und die geworbenen Söldnerführer tyrannisierten gelegentlich ihre Auftraggeber. Vor allem fehlte es an Geld; denn alle Überschüsse der Verwaltung wanderten in die Festgelderkasse (*τὰ θεωρικά*), um der Vergnügungssucht der Menge zu dienen. Darum rieten manche einsichtige Männer, wie der Feldherr Phokion und Isokrates, zu friedlicher Verständigung mit Philipp, und diese Partei wurde später verstärkt durch die von Philipp bestochenen Staatsmänner wie Philokrates und Äschines. Der schließliche Ausgang des Kampfes hat den Friedensfreunden Recht gegeben; aber unberührt davon bleibt der Ruhm des Demosthenes, der das Unmögliche versuchte und die Macht seiner hinreißenden Beredsamkeit in den Dienst einer großen Sache, der Rettung des Vaterlandes, stellte. Angriffe, die neuerdings gegen seine politische Wirksamkeit und gegen seinen Charakter gerichtet wurden, schießen weit über das Ziel hinaus.

Als Philipp 349 gegen Olynth voring, bot Demosthenes in seinen drei

Olynthischen Reden alles auf, um die Athener zu schleuniger Hilfeleistung zu bewegen; aber die Stadt fiel 348 durch Verrat, ehe die letzten von Athen abgeschickten Truppen ankamen. Das Verlangen nach Frieden auf beiden Seiten führte 346 zum Frieden des Philokrates. Zweimal war Demosthenes mit Äschines unter den zehn Gesandten, die zuerst mit Philipp die Bedingungen vereinbarten und dann ihm den Eid auf den geschlossenen Frieden abnehmen sollten, und er mußte es mit ansehen, wie Philipp die Athener übervorteilte. Als dieser darauf nach Niederwerfung der Phoker sogar in den Amphiktyonenbund aufgenommen wurde, hätten die völlig isolierten Athener am liebsten den Krieg wieder begonnen, und Demosthenes selbst sah sich gezwungen, in der Friedensrede von diesem törichtem Beginnen abzuraten.



14. DEMOSTHENES NACH POLYEUKTOS.

Marmor. Rom. Nach Photographie.

Nach einem Gipsabguß mit den Händen von einer anderen Wiederholung, da die Marmorstatue fälschlich eine Schriftrolle in Händen hält und dadurch an Charakteristik einbüßt. Das Original aus Erz wurde 280 v. Chr. auf dem Markt von Athen aufgestellt.

In den folgenden Jahren eines zweifelhaften Friedens errang er sich allmählich als Haupt der Patriotenpartei die führende Stellung im Staate. Mit wachsender Besorgnis verfolgte er die Ausbreitung der Macht Philipps. Warnend wies er 344 in der zweiten Philippischen Rede auf sein Eingreifen in die peloponnesischen Verhältnisse hin, als jener sich den von Sparta bedrohten Staaten als Beschützer anbot. Er beobachtete sein Umsichgreifen in dem für Athens Handel so wichtigen thrakischen Chersones und trat 342 in der Chersonesrede (*περὶ τῶν ἐν Χερσονήσῳ*) für den Söldnerführer Diopithes ein, der Philipp dort auf eigene Faust Widerstand leistete. In der gewaltigen dritten Philippika (342) endlich rief er offen zum Krieg gegen Philipp auf, dessen Unternehmungen alle gegen Athen gerichtet seien, und forderte ein gemeinsames Bündnis der Hellenen gegen den Nationalfeind. Im Jahre 339 begann der von Philipp längst vorbereitete Entscheidungskampf. In dem an sich belanglosen sog. heiligen Kriege gegen Amphissa besetzte er plötzlich Elateia, das die Straße nach Theben und Athen beherrschte. Demosthenes ermutigte die bestürzten Athener und brachte sogar ein Bündnis mit ihren alten Feinden, den Thebanern, zustande, wie er in einer bekannten Stelle seiner Kranzrede packend erzählt. Aber in der Schlacht bei Chäroneia (338), in der Demosthenes als einfacher Hoplit mitkämpfte, erlagen die Verbündeten trotz heldenmütiger Gegenwehr der Phalanx und der von Alexander geführten Reiterei Philipps. Demosthenes durfte den Gefallenen die Leichenrede halten und sollte später wegen freiwilliger Selbstbesteuerung bei den Verteidigungsmaßregeln der Stadt im Theater bekränzt werden. Aber Äschines erhob sofort gegen den Antragsteller Ktesiphon Anklage wegen einer unwesentlichen Gesetzeswidrigkeit (*γραφὴ παρανόμων*). Erst 330 kam dieser hochpolitische Prozeß zum Austrag, und wir besitzen noch die Anklagerede des Äschines und die Verteidigungsrede des Demosthenes. Äschines griff die ganze politische Tätigkeit des Demosthenes aufs heftigste an, und so erweitert sich dessen berühmte Kranzrede (*ὕπερ Κτησιφῶντος περὶ τοῦ στεφάνου*) zu einer umfassenden Rechtfertigung alles dessen, was er für seine Vaterstadt erstrebt und geleistet hatte. Der Urteilspruch war eine glänzende Genugtuung für Demosthenes.

Im Jahre 324 aber wurde er in den widerwärtigen Harpalischen Prozeß verwickelt. Man bezichtigte ihn mit anderen, aus dem Kriegsschatze Alexanders des Großen, den sein ungetreuer Schatzmeister nach Athen gebracht hatte, eine große Summe für sich empfangen zu haben, und er wurde verurteilt, obwohl ihm eine Schuld nicht nachzuweisen war. Demosthenes flüchtete nach Ägina, wurde aber bald ehrenvoll zurückgerufen, als nach Alexanders Tode (323) die griechischen Patrioten sich gegen den makedonischen Statthalter Antipater erhoben. Aber die Niederlage bei Krannon (322) bereitete ihren Hoffnungen ein jähes Ende. Demosthenes rettete sich nach dem Poseidonheiligtum auf der Insel Kalauria und nahm dort Gift, um sich den Häschern Antipaters zu entziehen.

Wir besitzen unter seinem Namen nicht weniger als 60 Reden, von denen jedoch viele nicht von ihm herrühren. Am bedeutendsten sind außer der Kranzrede die acht Staatsreden, die wir angeführt haben.

Demosthenes war der größte Redner des Altertums, nicht so sehr durch Naturanlage, wie durch zähen Fleiß, tiefen Ernst und fortreibende Leidenschaft. Hinter jedem Wort seiner Staatsreden steht der ganze Mann, der,

oft enttäuscht und doch immer wieder hoffnungsvoll, für seine Sache kämpft, der die Trägen aufrüttelt, die Verzagten ermutigt, die Verräter brandmarkt. Mit gleicher Sicherheit beherrscht er alle Kunstmittel der Rhetorik. Form und Inhalt gehen restlos ineinander auf. Indem er seine Reden aufs sorgfältigste ausarbeitet, findet er für jeden Gedanken den treffenden Ausdruck, für jede Stimmung den richtigen Ton; daher die abwechslungsreiche Lebendigkeit seiner Sprache. Neben kunstvoll gefügten Perioden und wirkungsvollen Anakoluthen stehen knappe Antithesen und Sätze von schneidender Kürze. Die ruhige Darlegung wird unterbrochen durch Fragen, Ausrufe und Beteuerungen oder Auseinandersetzung mit einem angenommenen Gegner. Anschauliche Bilder und Gleichnisse fehlen nicht. Die Wortstellung steht vorwiegend im Dienste des Gedankens und der rednerischen Wirkung, sie entfernt sich oft von der grammatischen Wortfolge und nähert sich dichterischer Freiheit. Den kraftvollen Rhythmus seiner Worte zu erfassen, fehlt uns das Organ. Ebenso wenig können wir uns vorstellen, welchen Eindruck der durch Gesten belebte feurige Vortrag damals auf die Hörer machte: selbst seine Feinde mußten die Macht seiner Rede widerwillig anerkennen.

ÄSCHINES (um 389—314), der Wortführer der makedonischen Partei, der früher Schauspieler gewesen, war von Natur mehr zum Redner geschaffen als Demosthenes. Aber es fehlte ihm der sittliche Ernst, die große Leidenschaft und tiefere Geistes- und Herzensbildung. In dem Prozeß wegen der Truggesandtschaft (*περὶ τῆς παραπροσβείας*), den Demosthenes nach dem Philokrateischen Frieden 343 gegen ihn anstrebte, entging er mit Mühe der Verurteilung. Nach dem Kranzprozeß (330) verfiel er, weil er nicht einmal den fünften Teil der Richterstimmen erhielt, einer teilweisen Atimie und wanderte nach Rhodos aus.

DIE LITERATUR DES HELLENISMUS

Alexander der Große (336—323), der in unwiderstehlichem Ansturm sich das ungeheure Perserreich unterwarf, hat dadurch weite Gebiete des Orients der hellenischen Kultur geöffnet. Griechische Sprache und Bildung waren fortan das einigende Band, welches die Reiche seiner „Nachfolger“, der Diadochen, umschlang. Natürlich konnte diese Bildung, losgelöst vom nationalen Boden und den Einflüssen des Orients unterworfen, ihre Eigenart und Einheitlichkeit nicht unversehrt bewahren. Dafür erhielt sie einen kosmopolitischen Zug und eine populäre Form, die sie fremden Völkern verständlich und annehmbar machte. So wurde die neue Kultur, als später die Diadochenmonarchien im römischen Reiche aufgingen, von den Römern übernommen und weiter verbreitet. Dadurch ist diese Zeit (330—30 v. Chr.), die man die hellenistische nennt, eine der bedeutsamsten Epochen der Weltkultur geworden, unter deren Einfluß wir noch heute stehen.

So wurde das Gemeingriechische (*ἡ κοινὴ* sc. *διάλεκτος*), das aus der attischen Literatursprache hervorgegangen war, zur Weltsprache, die sich jeder „Gebildete“ aneignen mußte. Denn damals erst hat sich der Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten, der auch unsere Zeit beherrscht und verhängnisvoll beeinflußt, voll ausgebildet. Dagegen trat der anfangs schroffe Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren allmählich

zurück, und der Kosmopolitismus, den zuerst die Stoa (S. 86) predigte, gewann immer mehr Boden.

Die Mittelpunkte der hellenistischen Kultur, die vielfach bereits moderne Züge trägt, waren die Hauptstädte der neuen Reiche, vor allem die von Alexander gegründete Handelsmetropole Alexandria, wo Literatur, Kunst und Wissenschaft an den Ptolemäern freigebige und verständnisvolle Förderer fanden, und im zweiten Jahrhundert Pergamon, die Hauptstadt des pergamenischen Reiches. Von den althellenischen Städten behielt nur Athen als Sitz der Philosophie und Pflegestätte des Dramas zunächst noch größere Bedeutung. Dorthin und nach dem kleinen rührigen Freistaat Rhodos mit seinen berühmten Lehrern der Philosophie und Rhetorik reisten nachmals die jungen Römer (wie Cicero und Horaz), um ihre Bildung zu vertiefen.

Von der massenhaften Literatur der hellenistischen Zeit geben uns die im Original erhaltenen Reste nur eine unzulängliche Vorstellung; doch mehrte sich ihre Zahl durch neue Papyrusfunde. Man erblickte früher in ihr nur schwächliches Epigonentum, aber mit Unrecht. Denn auch sie hat im dritten Jahrhundert eine große schöpferische Zeit erlebt. Erst nachher folgt die Verflachung und Erstarrung mit dem gedankenlosen Aufspeichern alter und neuer Bildungsschätze, durch das uns so viel wertvolles Gut erhalten worden ist. Zwar lag ein als „klassisch“ anerkanntes Schrifttum vor, das kaum zu überbieten war; aber zuversichtlich ging man daran, eine „moderne“ Literatur zu schaffen, die den veränderten Zeiten und Menschen entsprach. Ihre Anfänge und Vorbilder gehen jedoch meist in ältere Zeiten zurück. Das gilt namentlich von der Poesie.

DIE HELLENISTISCHE POESIE erhielt dadurch ihr Gepräge, daß die Dichter zumeist Gelehrte waren. Daher lag ihnen der schlichte unmittelbare Ausdruck persönlicher Gefühle fern, vielmehr gingen sie darauf aus, durch höchste Verfeinerung der künstlerischen Form die verständnisvollen Leser — denn man schrieb jetzt für Leser, nicht mehr für Hörer — zu entzücken, durch eine Fülle neuer, auserlesener Stoffe zu unterhalten und ihre Wißbegierde zu befriedigen. Auch an mehr oder weniger geschmackvollen Huldigungen für fürstliche Gönner fehlte es nicht.

Die „alexandrinische“ Elegie wurde um 300 auf Kos an der Südwestecke Kleinasiens von einem Dichterkreis, dem auch Theokrit (S. 47) angehörte, ausgebildet. Ihr Hauptmeister war der gelehrte *Kallimachos*, der unter Ptolemäos Philadelphos (285—247) in Alexandria allgemein bewundert wurde. Er sammelte in seinen Ursprungslegenden (*Ἄννα*) rührende und romantische Ortssagen, aus denen er die Ursachen von allerhand religiösen Bräuchen und Sitten herleitete (vgl. Ovids Fasten). Meist waren es Liebesgeschichten, wie denn überhaupt damals die Liebe der Hauptgegenstand der Dichtung geworden und zu einem guten Teil immer geblieben ist.

Kallimachos hat sich, abgesehen von seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen Schriftstellerei, auch in vielen anderen Formen der Dichtung versucht. Meisterhaft aber sind seine Epigramme. Das Epigramm wurde zum Alltagsgedicht, bei dem es sich nicht mehr ausschließlich um wirkliche oder angebliche „Aufschriften“ handelte (S. 20). Die Aufgabe, einen Gedanken oder ein Gefühl in knappster Form geistreich oder witzig auszudrücken, entsprach ganz dem Geiste der Zeit, die das Große und Heroische ablehnte und das



15. ALEXANDER DER GROSSE. Ausschnitt aus dem Alexandermosaik aus Pompeji. Neapel. S. 160.
Nach Photographie von Sommer.

Feine und Zierliche liebte. Daher ist die Kleinmalerei, das liebevolle Eingehen auf Einzelzüge, wie wir es z. B. bei Ovid bewundern, ein Hauptkennzeichen der alexandrinischen Dichtung.

Das umfangreiche Epos hatte sich ebenso überlebt wie die Heroentragödie. *Μέγα βιβλίον μέγα κακίον* (ein großes Buch ein großes Übel) war ein Schlagwort des Kallimachos. Gern aber behandelte man in Hexametern einen Ausschnitt aus einem Sagenkreis, in den sich Episoden kunstvoll einflechten ließen, oder eine wenig bekannte Ortssage. Und da man an die alten Götter und Helden nicht mehr glaubte, so vergnügte man sich daran, sie ganz wie Menschen der Gegenwart denken, reden und handeln zu lassen. Von diesen Dichtern hat Ovid seine Kunst gelernt; daher der gewaltige Abstand zwischen seinen Helden und denen der attischen Tragödie.

Daneben aber begannen einzelne Dichter die Menschen und Verhältnisse der Gegenwart selbst, teils in romantischer Verklärung, teils ganz realistisch zu schildern. Aus diesem Boden ist die bukolische oder Hirtendichtung des Syrakusaners *Theokritos* erwachsen, der lange am Hofe des Ptolemäos Philadelphos (285—247) lebte. Die überfeinerte Kultur erweckte eine romantische Sehnsucht nach „Rückkehr zur Natur.“ Sie ließ das einfache Leben der Hirten, deren Tracht und Gebaren die Großstädter in harmloser Verkleidung nachzuahmen suchten, als beneidenswert erscheinen. Unter ähnlichen Kulturverhältnissen hat Theokrit zur Zeit des Augustus an Virgil und im 18. Jahrhundert an Geßner und Voß Nachahmer gefunden, die ihr Vorbild freilich nicht entfernt erreichten. Denn mit feiner Kunst, noch ohne jede

Sentimentalität, zeichnet Theokrit in seinen Idyllen (*εἰδύλλιον* „Bildchen“ von *εἶδος*) das Treiben der Hirten, die Sorge für ihre Herden, ihre Liebes-schmerzen, ihre Gesangswettkämpfe zum Klange der Rohrflöte (*σύριγγι*) und ihre harmlosen Neckereien. Er schildert den Tod des aus Liebesgram dahinsiechenden schönen Hirten Daphnis, um dessen Hinscheiden die ganze Natur trauert, und den Liebeskummer des ungeschlachteten Kyklopen Polyphem, der sich von der Meeresnymphe Galatea verschmäht sieht, ebenso aber auch das herrliche Adonisfest in der Weltstadt Alexandria, das wir in dem Geplauder zweier Frauen aus dem Volke miterleben. Denn Theokrit verlieh seinen Idyllen dadurch dramatisches Leben, daß er sie meist in Dialogform schrieb.

Dasselbe gilt von den neuerdings wiederaufgefundenen Mimiamben (*μῆμος*, d. h. Nachbildung des Lebens, in Hinkjamben) des *Herondas*. Mit verblüffender Naturwahrheit und Offenheit zeichnet er Genreszenen aus dem Alltagsleben der Großstadt, deren Sitten nicht die besten sind. Er führt uns in die Schulstube, wo ein ungeratener Junge auf Bitten seiner Mutter eine gehörige Tracht Prügel erhält, in die Schusterwerkstatt, wo die Kundinnen um ein Paar feine Sandalen feilschen, in den Tempel, wo die opfernden Frauen die aufgestellten Kunstwerke wortreich bewundern.

Ein erschöpfendes Bild von dem häuslichen und geselligen Leben, wie es sich am Ausgang des 4. Jahrhunderts abspielte, gewinnen wir aus der neuen Komödie. In Athen hatte die alte politisch-phantastische Komödie (S. 29) mit ihrem scharfen persönlichen Spott nach dem Verluste der Macht (404) und schließlich der Freiheit (338) ihren Nährboden verloren, und es entwickelte sich im engen Anschluß an die Kunst des Euripides das bürgerliche Lustspiel. Wir kannten es bisher nur aus den vergrößerten Nachdichtungen des Plautus und Terenz (S. 55 ff.); jetzt aber besitzen wir durch glückliche Papyrusfunde wenigstens von Menander (vgl. Abb. 16), dem „Stern der neuen Komödie“, umfangreiche Stücke aus einer größeren Anzahl von Dramen.

Ein Spiegel des Lebens (*κατοπτρον τοῦ βίου*) wird diese Komödie genannt; aber das Bild, das sie uns zeigt, ist wenig erfreulich. Überall sehen wir die Spuren von Verfall und sittlichem Niedergang. Höhere Interessen fehlen, tiefere Probleme werden selten berührt oder behandelt. Fast nur bei Menander, dem wir einen Schatz von Sinnsprüchen voll kluger, aufgeklärter Lebensweisheit verdanken, finden sich, wie wir jetzt erkennen, Ansätze dazu. Sonst geht alles Streben auf Genuß und Gewinn. Im Vordergrund steht die Liebe, und zwar meist die Liebe zu Hetären und Sklavinnen; denn die athenischen Bürgertöchter wurden auch damals noch in engherziger Abgeschlossenheit gehalten. Hindernisse aller Art türmen sich zwischen den Liebenden auf: die Väter suchen die Söhne durch Güte oder Gewalt von ihrem lockeren Treiben abzubringen, während die jungen Herren an listenreichen Sklaven bereitwillige Helfer finden. Die leidige Eifersucht führt zu Entzweiung, Mißverständnisse aller Art entstehen und werden geflissentlich vergrößert und auf die Spitze getrieben usw. Auf solchen oft recht verwickelten Voraussetzungen baut der Dichter unter sorgfältiger Berücksichtigung der Charaktere eine spannende Handlung auf, erfüllt von geschickt eingefädelt Inträgen, deren Gelingen oft ein glücklicher Zufall unterstützt, von komischen Verwechslungen und rührenden Erkennungsszenen. Denn nicht selten entpuppt sich am Schluß die Geliebte als freigeborene Bürgerin, so daß eine Heirat den Bund der Herzen besiegeln kann. Obwohl auch ernstere Gegen-

stände und fein ausgeführte Charakterkomödien nicht fehlen, bleibt der Kreis der Stoffe doch ebenso eng begrenzt, wie es der Horizont der damaligen Athener war. Überraschend aber ist die Gewandtheit und Erfindungsgabe der Dichter, die denselben Themen immer neue Seiten abgewannen, und bewunderungswürdig ihre scharfe Menschenbeobachtung. In Gestalten von höchster Lebenswahrheit verkörpern sie die Leidenschaften, Fehler und Torheiten der menschlichen Natur, die zu allen Zeiten dieselben geblieben sind. Auf der feinsinnigen, abwechselungsreichen Zeichnung und psychologischen Vertiefung der Charaktere und der anmutigen, natürlichen Sprache beruht die unnachahmliche Kunst Menanders.

Trotzdem wir von ihr erst jetzt eine wirkliche Vorstellung erhalten haben, ist Menander doch einer der einflußreichsten Dichter der Weltliteratur gewesen. Denn an den römischen Nachdichtungen athenischer Komödien hat sich das Lustspiel der Neuzeit herangebildet, und es ist reizvoll zu verfolgen, wie uns im Lauf der Jahrhunderte erst in römischer, dann in englischer, französischer und deutscher Tracht und Umwelt wieder und wieder die Gestalten entgegneten, die Menander und seine Dichtergenossen geschaffen haben.

DIE HELLENISTISCHE PROSASCHRIFTSTELLEREI war außerordentlich reichhaltig und mannigfaltig. Sie hat die Literaturformen geschaffen, die dann den Römern zum Vorbild dienten und durch sie auf die Nachwelt übergegangen sind. Aber nur wenig ist uns auch auf diesem Gebiete erhalten; doch lernen wir vieles aus späteren Nachahmungen kennen.

Ihre Hauptleistung ist die Ausbildung der Wissenschaften. Sie soll im Zusammenhang mit der Philosophie, die ebenfalls damals eine für die ganze Folgezeit entscheidende Umwandlung erfuhr, später behandelt werden (S. 77 ff. u. 90 ff.).

Die lebendige Beredsamkeit verlor an Bedeutung und allgemeinem Interesse; um so üppiger entfaltete sich die Rhetorik, die sich freilich alsbald von der ausgeglichenen Schönheit der isokrateischen Rede (S. 40) entfernte. Denn während des 3. Jahrhunderts entstand in Ionien ein neuer Stil, der bald schwülstig und pathetisch, bald weichlich und zerhackt, in jedem Falle aber unnatürlich war. Erst Cicero hat diesen „Asianismus“, der auch von den römischen Rednern aufgenommen worden war, siegreich bekämpft (S. 60). Das Studium der Rhetorik wurde ein Haupterfordernis der Bildung und der sicherste Weg zu Einfluß und Gewinn. Denn sie übte einen immer größeren und gefährlicheren Einfluß auf die ganze Prosadarstellung in Wort und Schrift aus, und sie ist schuld daran, daß zahlreiche antike Schriftsteller in ihrer künstlichen, allein auf äußere Wirkung berechneten Form auf uns einen erkältenden Eindruck machen.

Dies würde auch bei vielen Werken der hellenistischen Geschichtsschreibung der Fall sein, wenn wir sie noch besäßen. Dem Historiker eröffnete sich zwar in den Zügen Alexanders, in den Umwälzungen, die nach seinem vorzeitigen Tode vierzig Jahre lang die Welt erschütterten, und später in der Ausbreitung des Römerreichs ein weites fruchtbares Arbeitsfeld. Auch haben einige Teilnehmer an diesen Kämpfen sie auf Grund zuverlässiger Quellen und eigener Beobachtung sachlich beschrieben. Die Geschichte Alexanders des Großen aber verfiel der Fabel: seine gewaltigen Taten wurden ins Ungeheure gesteigert und mit orientalischen Sagen und Märchen ausge-



16. MENANDER BEIM SCHAFFEN. Marmorrelief in Rom, Lateran.
Nach Schreiber, Hellenist. Reliefbilder, Taf. 84.

Ein Dichter, wohl Menander, beschäftigt sich mit den drei Hauptmasken einer neuen Komödie und seinem Manuskript auf dem Tische. Rechts naht die Muse.

schmückt. So entstand der Alexanderroman, an dem sich noch im Mittelalter Franzosen und Deutsche (Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht um 1050) erfreuten.

Auch andere Geschichtsschreiber gingen hauptsächlich darauf aus, die Leser durch erschütternde Katastrophen zu rühren und durch pikanten Klatsch zu unterhalten oder durch aufdringliche Moral zu belehren; auf die historische Wahrheit aber nahmen sie wenig Rücksicht. Überdies waren sie als Stuben-

gelehrte gar nicht imstande, einen Krieg oder eine Staatsverhandlung sachgemäß zu beschreiben. Eine rühmliche Ausnahme bildet der einzige, dessen Werk uns wenigstens teilweise erhalten ist, *Polybios* von Megalopolis (um 200—120). Als Mitglied des achäischen Bundes kam er nach dem dritten Makedonischen Kriege (167) unter den tausend Geiseln nach Rom, und zwar in den für hellenistische Bildung begeisterten Kreis des *Ämilijus Paullus*. Er wurde der Erzieher und Freund des jüngeren *Scipio* und hat in seinem Gefolge die Einnahme von Karthago (146) und von Numantia (133) miterlebt. In solcher Umgebung war ihm der Sinn für die Bedeutung Roms und seinen Beruf für die Weltherrschaft aufgegangen. Darum übernahm er als einer der ersten mit vollem Bewußtsein die Kulturmission, bei den bildungsstolzen Griechen Verständnis für römisches Wesen und römische Größe zu erwecken. In diesem Sinne schrieb er seine Weltgeschichte, die vom Beginn des ersten Punischen Krieges bis zur Zerstörung von Karthago und Korinth (264—146) reichte. Von den 40 Büchern sind uns nur fünf vollständig, aber vieles andere in Auszügen erhalten. So verdankte man einem Griechen die maßgebende Darstellung von Roms größter Heldenzeit. Für uns ist besonders lehrreich der Vergleich mit *Livius* und die für Nicht Römer berechnete Darstellung des römischen Staats- und Heereswesens. — *Polybios* war mit unermüdlichem Eifer bemüht, die Wahrheit zu erforschen und unparteiisch zu erzählen; er besaß als Kriegsmann und Diplomat die erforderliche Sachkenntnis und schrieb ohne rhetorischen Prunk verständlich und verständlich, wenn auch nüchtern und lehrhaft. Denn er wollte die Leser zum politischen Denken anleiten und sie durch den Anblick großer Weltgeschicke dazu erziehen, die Wechselfälle des eigenen Lebens gelassen zu ertragen.

Auch auf enger begrenzten Gebieten der Geschichtsforschung herrschte rege Tätigkeit. Man begann Volksbeschlüsse und andere Steinurkunden zu sammeln und in Reisebeschreibungen die Kunstwerke und sonstigen Merkwürdigkeiten der wichtigsten hellenischen Kulturstätten zu beschreiben und zu erklären. Ganz besonders blühte allenthalben die Lokalgeschichtsschreibung,

welche die Geschicke einer einzelnen Stadt von ihrer Gründung an erzählte und über die Herkunft von Staatseinrichtungen, Festen, Kultbräuchen und Sitten den wißbegierigen Lesern erschöpfende Auskunft erteilte. Freilich war diese oft von zweifelhaftem Werte, da man die Ursprünge am liebsten in die Sagenzeit hinaufrückte. Besondere Beachtung fanden natürlich die von den Atthidographen verfaßten Chroniken von Athen. — Alle diese Werke sind uns verloren. Trotzdem finden wir vieles davon in späteren Schriftstellern, die aus ihnen schöpften, wieder. Nur lag es diesen fern, die benutzten Quellen gewissenhaft anzugeben, wie es uns heute selbstverständlich erscheint.

Auch für Unterhaltungslektüre war ausreichend gesorgt. Zu ihr gehörten, wie schon angedeutet, viele Geschichtswerke, Lebensbeschreibungen u. dgl., in denen Wahrheit und Dichtung gemischt waren. Durch die großen Ereignisse, die man erlebte, war der Sinn für das Sensationelle, für das Abenteuerliche und Wunderbare geweckt worden. Daher las man mit Begeisterung romanhafte Reisebeschreibungen fremder oder fabelhafter Länder, und zwar um so lieber, je seltsamere und unwahrscheinlichere Verhältnisse und Begebenheiten berichtet wurden. Namentlich Ägypten wurde recht eigentlich als Wunderland geschildert. Auch Ortslegenden, Liebesnovellen, grausige oder sonst unglaubliche Geschichten, die von einem Volke zum andern wanderten, ferner Anekdoten und Witze wurden gesammelt, und manche uns wohlbekannte Erzählungen, wie die Braut von Korinth (Goethe) und die Matrone von Ephesos (Lessing), stammen aus solcher Überlieferung.

D. DIE LATEINISCHE SPRACHE

war ursprünglich nur die Mundart eines kleinen Stammes der indogermanischen Italiker, aber mit der allmählichen Ausbreitung des Römerreichs wurde sie erst zur Gemeinsprache Italiens, dann zur Weltsprache.

Die ältesten Reste, die uns seit dem 6. Jahrhundert auf Inschriften erhalten sind, zeigen vollere Wortformen und reicheren Vokalismus (z. B. *iovestod* = *iusto*, *sakros* = *sacer*, *quoius* = *cuius*, *Gnaiwod* = *Gnaeo*); das uns geläufige Latein aber hatte bereits einen langen Prozeß der Zusammenziehung und Abschleifung durchgemacht. Der Formenreichtum ist geringer als im Griechischen (S. 2 f.), die zusammengesetzten Verbalformen z. B., die in allen modernen Sprachen überwiegen, haben hier bereits den ganzen Perfektstamm ergriffen (vgl. *λελυμένος ὢν*: *solutus sim*, *λελύσομαι*: *solutus ero*: ich werde gelöst worden sein). Der Wortvorrat ist gering. Es fehlt dem Lateinischen und infolgedessen auch den romanischen Sprachen die freie Wortzusammensetzung, die das Deutsche mit dem Griechischen gemein hat. Die Syntax der Literatursprache ist von den Grammatikern in feste Regeln gefaßt worden, während im Griechischen größere Freiheit und infolgedessen feinere Abstufung des Ausdrucks herrscht. Dafür zeichnet sich das Latein durch Klarheit und Bestimmtheit, durch Ernst und Würde (*gravitas*) aus. Die Ciceronianische Periode, die eine ganze Gedankenreihe logisch gliedert und zusammenfaßt, ist ein bewundernswertes Kunstwerk, und dieselbe Sprache hat auch den knappen, gedankenreichen Stil eines Tacitus geschaffen und hat unübersetzbar kurze Kraftworte geprägt (*Multum, non multa. Oderint, dum metuant. Volenti non fit iniuria. — Ecce homo. Memento mori.*)

Das Latein ist dann bis in die Neuzeit hinein ein Kulturfaktor ohneglei-

chen geblieben. Es hat im Mittelalter und darüber hinaus den geistigen, wissenschaftlichen und diplomatischen Verkehr zwischen allen Kulturvölkern vermittelt; es ist noch heute die Sprache der katholischen Kirche und hat daher sogar noch im letzten Kriege gelegentlich als Verständigungsmittel dienen müssen. — Auch in unserer Alltagssprache treffen wir auf Schritt und Tritt in Lehn- und Fremdwörtern auf lateinisches Sprachgut, das uns auf den verschiedensten Kulturstufen zugeflossen ist.

Eine noch wichtigere Rolle hat die Volkssprache gespielt. Sie wurde von den gebildeten Römern ebenso gering geachtet wie bei uns früher die Volksmundarten; daher wissen wir wenig über ihre Entwicklung. Aber aus diesem Vulgärlatein sind die romanischen Sprachen, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch und Rumänisch, hervorgegangen, deren älteste Schriftdenkmäler im 9. Jahrhundert (in den Straßburger Eiden) auftreten.

E. DIE RÖMISCHE LITERATUR

EINLEITUNG. Römer und Griechen waren in ihrem Wesen grundverschieden. Den Römern fehlte die lebendige Phantasie und Gestaltungskraft, welche das Geistesleben und die Kunst der Hellenen befruchteten; dafür zeichneten sie sich durch scharfen Verstand, peinlichen Ordnungssinn und praktische Begabung aus. Diese Eigenschaften fanden in ihrem Staatswesen, ihrer Heeresordnung und ihrem Recht den vollkommensten Ausdruck; der Ausbildung einer bedeutenden nationalen Literatur waren sie wenig günstig. Dafür haben die Römer mit wunderbarer Aufnahmefähigkeit, die sich alsbald über bloße Nachahmung erhob, sich die hellenische Kultur angeeignet. So sind ihre Schriftwerke freilich größtenteils nur Nachbildungen griechischer Originale, die sie selten erreicht oder gar übertroffen haben, während sie uns oft einen gewissen Ersatz für den Verlust ihrer Vorbilder bieten. Trotzdem hat die römische Literatur, wie neuerdings immer mehr anerkannt wird, ihren eigenen Wert. Denn manche Gattungen hat sie selbständig weiter gebildet, und in ihren klassischen Werken vermählt sich nicht selten römische Kraft mit griechischer Schönheit. Und vor allem hat sie eine Weltmission erfüllt. Denn durch sie wurde die hellenistische Bildung nach dem Abendlande verpflanzt, wo sie die Grundlage der modernen Kultur geworden ist. Nicht an den griechischen Meistern, die erst später einzuwirken begannen, sondern an römischen Schriftstellern hat sich die neuere Literatur herangebildet.

DIE LITERATUR DER ÄLTEREN REPUBLIK (240—80)

NATIONALRÖMISCHE ANFÄNGE. Ohne die Einwirkung der Griechen hätte sich in Rom kaum eine beachtenswerte Literatur entwickelt. Das zeigen die bescheidenen Ansätze, von denen wir Kunde haben. Schon das Zwölftafelgesetz, das um 450 aufgezeichnet wurde, stand wohl unter hellenischem Einfluß. Jahrhunderte lang bildete es die Grundlage des bürgerlichen Lebens und wurde in den Schulen auswendig gelernt. Die Pontifices führten die Beamtenlisten und sorgten für die Ordnung des Kalenders, so benannt nach den *Kalendae*, dem öffentlich ausgerufenen Monatsersten (*kalare* = *καλεῖν*). In den Kalender trug der Oberpontifex auf einer weißen Tafel (*album*) die bedeutsamen Ereignisse des Jahres ein, auch Sonnen- und Mondfinsternisse

und andere Wunderzeichen (*prodigia*), die noch bei Livius gewissenhaft aufgezählt werden. Diese trockenen Verzeichnisse wurden später als *Annales maximi* veröffentlicht. Zur Ausübung einer kunstlosen Beredsamkeit bot das Verfassungsleben im Senat und in den Comitien reichlich Gelegenheit. Die Rede, in welcher der greise Appius Claudius Caecus, der Erbauer der Via Appia, 280 den Frieden mit Pyrrhus widerriet, las noch Cicero. Die bei der Leichenfeier gehaltenen Reden (*laudatio funebris*) wurden in den Familienarchiven aufbewahrt, ebenso die Unterschriften der Ahnenbilder (*imagines*) in der Hauskapelle der Vornehmen. Sie waren z. T. in Saturniern abgefaßt.

Der Saturnier (*versus Saturnius*) war das uritalische Versmaß, ein Doppelvers mit je drei Hebungen. Erhalten sind uns außer Grabschriften auch Reste uralter Kultlieder: das *carmen Saliare*, das die Salier zu Ehren des Mars bei ihrem Umzug durch die Stadt sangen, und das *carmen fratrum Arvalium*, das die „Flurbrüder“ im Frühling anstimmten, um Gedeihen für die Saaten zu erleben. Eine der Grabschriften aus der Scipionengruft sei hier, zugleich als Probe des älteren Lateins, wiedergegeben:

*Honc oino p'oirume cosensient R[omane
duonoro optumo iuise viro,
Luciom Scipione. filios Barbati
consol censor adilis hic fuet aspud vos.
hec cepit Corsica Aleriaque urbe,
dedet Tempestatebus aide meretofd votam.*

Der eine Mann, so sagen vereint die meisten Römer,
Ist unsrer wackern Männer wackerster gewesen.
Lucius Scipio, der ein Sohn war des Barbatus.
Consul (256 v. Chr.), Censor, Ädile ist er bei euch gewesen,
hat Corsica genommen und die Stadt Aleria,
und hat geweiht den Stürmen dankbar einen Tempel.

Daneben machte sich der Sinn für Scherz und Spott in Neckversen Luft, wie sie beim Erntefest die Festteilnehmer, bei der Hochzeit den Bräutigam, ja sogar beim Triumph den Feldherrn verfolgten. Sogar Anfänge einer dramatischen Poesie fanden sich in den *fabulae Atellanae*, die von der campanischen Stadt Atella den Namen führten. Aber die lateinische Sprache hatte weder für den Dichter, der einfach Schreiber (*scriba*) genannt wurde, ein eigenes Wort, noch für das Gedicht; denn *carmen* bedeutet jeden Spruch in gebundener oder ungebundener Rede.

DIE EINWIRKUNG DER GRIECHEN. LIVIUS ANDRONICUS. NAEVIUS. ENNIUS.

*Poenico bello secundo Musa pinnato gradu
intulit se bellicosam in Romuli gentem feram.*

In dem zweiten Punischen Kriege drang mit flügelleichem Schritt
ein die Muse in den wilden Kriegerstamm des Romulus.

Schon längst hatten die Römer Berührungen mit griechischer Kultur gehabt, teils mittelbar durch die Etrusker, teils unmittelbar durch freundliche und feindliche Beziehungen zu den Griechenstädten Unteritaliens, namentlich seit der Eroberung von Tarent (272). Aus Campanien hatten sie in der Königszeit die griechische Buchstabenschrift übernommen, die in ihrer lateinischen Form und der daraus entwickelten deutschen Schrift noch heute

die Welt beherrscht. Der Einfluß der griechischen Literatur beginnt im Jahre 240: Livius Andronicus, ein freigelassener Kriegsgefangener aus Tarent, führte die erste Tragödie und die erste Komödie in lateinischer Übertragung in Rom auf. Als Schulmeister übersetzte er die Odyssee in Saturniern:

Virum mihi, Camena, insece versutum,
Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον,

und hat hochbetagt auch das erste Prozessionslied nach griechischem Muster für einen Jungfrauenchor gedichtet. So wurden alle Dichtungsgattungen fast gleichzeitig in Rom eingeführt, und tatkräftige Männer, die ebenfalls erst in Rom eingewandert waren, haben die Entwicklung rasch gefördert. Gleich der nächste, *Cn. Naevius*, ein latinischer Bürger aus Campanien, wagte es, einen nationalrömischen Stoff, den ersten Punischen Krieg (*Bellum Poenicum*), in dem er selbst mitgekämpft hatte, in Saturniern zu behandeln. Er versuchte sich sogar im historischen Schauspiel und hat in seinen Komödien die sittlichen und politischen Mißstände in Rom keck verspottet, wofür er freilich zuletzt verbannt wurde.

Q. Ennius (239—169) war der erste anerkannt große Dichter, hervorragend durch die Stärke seines Talents und die Vielseitigkeit seines Schaffens. Er stammte aus dem oskischen Calabrien, das ganz unter dem Einfluß der griechischen Kultur stand. Cato hatte ihn mit nach Rom gebracht, wo er bald vornehme Gönner fand, deren einer ihm sogar später das römische Bürgerrecht verschaffte. In seinen *Annales* hat er den Römern das epochemachende Nationalepos geschenkt, das erst durch Virgils *Äneis* in den Schatten gestellt wurde. Es begann mit *Äneas* und kam im 18. Buche bis auf die Geschichte seiner Zeit. Sein Hauptvorbild war Homer; deshalb schrieb er in Hexametern, worin ihm alle späteren Epiker gefolgt sind. Dabei mußte er die schwankende Quantität der lateinischen Wörter in feste Regeln fassen und hat eine wirkungsvolle, kräftige Dichtersprache in lateinischer Zunge geschaffen. Auch das elegische Distichon (S. 20) hat er in Rom eingebürgert. Seine Tragödien blieben lange berühmt, und Cicero führt gern Stellen aus ihnen wie aus den *Annalen* an. Wie er den Freigeist Euripides bei der Wahl seiner Stoffe bevorzugte, so hat er auch hellenistische Modeschriftsteller übersetzt, um die moderne Aufklärung in Rom zu verbreiten. Solche Bücher fanden natürlich nur Leser bei den vornehmen Freunden hellenischer Bildung. Aber auch in weitere Kreise wurde diese bald getragen, teils durch die Theateraufführungen, teils durch den Unterricht in Schule und Haus, da immer häufiger gebildete griechische Sklaven in den Häusern der Senatoren als Erzieher verwendet wurden.

TRAGÖDIE UND KOMÖDIE. PLAUTUS. TERENCE. Das römische Drama steht ganz unter dem Einfluß des hellenischen. Die griechische Heroentragödie nennt man *fabula crepidata* (nach dem griechischen Schuh, der *κρηπίς*). Die historische Tragödie, die *fabula praetextata* (nach der *toga praetexta*), die nationale Stoffe behandelte, ist, wie in Griechenland, über vereinzelte Ansätze nicht hinausgekommen.

Die Klassiker der römischen Tragödie, von denen wir nur Fragmente besitzen, waren Ennius, sein Neffe Pacuvius und Accius, den noch Cicero gesehen hat. Sie bevorzugten ergreifende und leidenschaftserfüllte Stoffe und suchten durch starke Mittel die Hörer zu erschüttern und zu rühren.

Später bei der fortschreitenden Entwicklung der Schauspielkunst überwog beim Publikum oft das Interesse an berühmten Mimen, wie Äsopus und Roscius, und die Freude an der prunkvollen Ausstattung.

Die Komödie entnahm ihre Stoffe der neuen attischen Komödie (S. 48 ff.). Wir wissen bereits, welche lockere Lebensauffassung in ihr zum Ausdruck kam, und begreifen es, daß ernstgesinnte Männer sich dem Eindringen dieses fremden Giftes widersetzen. Sicher hat sie nicht unwesentlich zu der Sittenverderbnis beigetragen, die später in Rom einriß.

Dieser *fabula palliata* (benannt nach dem griechischen Mantel, dem *pallium*) gegenüber trat das römische Nationallustspiel, die *fabula togata*, zurück. Die Hauptdichter der ersten waren Plautus und Terentius. Ihre Stücke sind die ältesten römischen Dichterwerke, die wir vollständig besitzen. Sie beginnen mit dem Prolog, der die Zuschauer über den Inhalt orientiert. Dann wechseln die Dialogszenen (*diverbia*) mit den bewegten Gesangspartien (*cantica*), die zur Flöte vorgetragen wurden. Diese *cantica*, die dem Stück etwas Operettenhaftes geben, fehlten der attischen Komödie; Plautus hat sie, um die Wirkung zu steigern, nach dem Vorbild der hellenistischen Singspiele eingeführt (S. 33).

T. Mucius Plautus (um 254—184) war ein Umler. Ein bewegtes Jugendleben als Theaterarbeiter, Kaufmann und Müllerknecht lag hinter ihm, als er zu dichten begann. Selbst aus dem Volk hervorgegangen, kannte er die Instinkte und den Geschmack der Menge. Durch getreue Wiedergabe eines feingearbeiteten Originals hätte er keinen Eindruck gemacht. Deshalb durchsetzte er die meist in Athen spielenden Stücke unbefangen mit Anspielungen auf römische Verhältnisse und Sitten, die alle verstanden. Die Charaktere wurden übertrieben und verzerrt, Schimpf- und Prügel-szenen breit ausgeführt, ja ganze Auftritte aus anderen Stücken eingelegt (*contaminatio*), um recht viel geschehen zu lassen. Damit vergrößerte er unzweifelhaft die griechischen Komödien, aber als ein echter Dichter voll Witz und reicher Gestaltungskraft hat er Szenen von unwiderstehlicher Komik geschaffen. Unvergleichlich ist die Kraft und Frische seiner Rede; er hat es verstanden, die römische Volkssprache, die wir fast allein durch ihn kennen lernen, künstlerisch zu gestalten, ohne ihr den Hauch der Ursprünglichkeit zu nehmen. Die Personen in den einzelnen Stücken sind einander oft ähnlich, aber sie stehen noch heute lebendig vor uns: der schüchterne und der kühne Liebhaber, die ausgelassene Hetäre, der griesgrämige Vater, der mit den tollen Streichen seines Sohnes wenig einverstanden ist, der treue Freund, der gern mit Rat und Geld aushilft, der prahlerische Offizier, der sich für unwiderstehlich hält, der schmutzige Kuppler, der meist geprellt wird, der Koch, der sich nicht wenig auf seine Kunst einbildet, der hungrige Parasit, vor allem aber die listigen Sklaven, die meist Erfinder und Träger der Intrige sind, durch welche die Liebenden schließlich zusammengeführt werden.

Plautus hat alle Gattungen des Lustspiels von der ersten Charakterkomödie bis zur ausgelassenen Posse mit gleicher Virtuosität behandelt.

Von den 20 Stücken, die wir von ihm besitzen, sind folgende die bekanntesten:

Miles gloriosus. Der „Bramarbas“ *Pyrgopolinices* (Mauernbrecher) hat ein Mädchen aus Athen nach Ephesus entführt. Deren Liebhaber ist ihr nachgereist und wohnt im Nachbarhause. Sein findiger Sklave ermöglicht und verheimlicht die Zusammenkünfte der Liebenden, indem er eine Wand des Hauses durchbrochen hat und vorgibt, daß eine täuschend ähnliche Zwillingschwester des Mädchens nebenan wohne. Nach einem ergötzlichen Ver-

wechslungsspiel wird der eitle Offizier, dem man vorspiegelt, die Gattin des Nachbarn sei in ihn verliebt, veranlaßt, selber das Mädchen freizugeben, und in eine Falle gelockt, wo es ihm übel ergeht. — In den *Menaechmi*, dem Vorbild für Shakespeares Komödie der Irrungen, führt die Ähnlichkeit zweier Zwillingbrüder, die nichts voneinander wissen, zu den tollsten Verwechslungen, wobei immer einer für das, was der andere begangen hat, zur Rechenschaft gezogen wird. — Die *Aulularia* (Topfkomödie) schildert den Charakter des „Geizigen“, wie er durch Molières bekannte Nachdichtung berühmt geworden ist. Euclio ist der Sklave seines Goldtopfs, den er in seinem Hause gefunden hat. Tag und Nacht bewacht er ihn angstvoll; aber während er den Schatz ruhelos aus einem Versteck in das andere schleppt, wird er von seinem Sklaven belauscht und dann beraubt und verfällt der furchtbarsten Verzweiflung. In dem verlorenen Schluß des Stückes wurde er von seinem Wahn geheilt: er gab das wiedergewonnene Gold seiner Tochter als Mitgift und konnte nun wieder ruhig schlafen. — Die *Captivi* sind ein ernstes Rührstück zum Preis treuer Freundschaft. Zwei Kriegsgefangene, Herr und Diener, wechseln ihre Rollen, und der Diener erleidet willig die härtesten Strafen für diesen Betrug, bis er zuletzt als der einst entführte Sohn seines neuen Besitzers erkannt wird.

P. Terentius Afer (190—159) kam als Sklave aus Karthago nach Rom, wo er eine sorgfältige Ausbi'dung erhielt. Als Freigelassener fand er einen Gönner in dem jüngeren Scipio, dessen Haus damals der Mittelpunkt hellenischer Bildung war. Von seinen vornehmen Freunden veranlaßt, übersetzte er Komödien, besonders des Menander, an deren Bearbeitung man wahrnimmt, wie sich in Rom der Geschmack in wenigen Jahrzehnten verfeinert hatte. Er schließt sich enger als Plautus an seine Originale an, obwohl auch er, um die Handlung zu bereichern, zur Kontamination seine Zuflucht nimmt. Alles ist übersichtlicher und feiner ausgeführt als bei Plautus, aber es fehlt dessen urwüchsige Frische, ebenso freilich auch die fein individualisierende Kunst des Menander (S. 48); einen halbierten Menander (*o dimidiata Menander*) nannte ihn Cäsar mit richtigem Urteil.

Von seinen sechs Komödien nennen wir den *Hautontimorumenos*. Dieser „Selbstquäler“ hat seinen Sohn wegen einer ernstgemeinten Liebschaft aus dem Haus getrieben und arbeitet nun wie ein Sklave auf dem Felde, um es nicht besser zu haben als sein armer Junge. Als dieser dann reuig zurückkehrt, zeigt er sich allzu nachgiebig gegen ihn. Ihm gegenüber vertritt sein Nachbar die ruhige Lebensweisheit, die alles versteht und vieles verzeiht (*Homo sum, humani nil a me alienum puto*: Ein Mensch bin ich; nichts Menschliches acht' ich mir fremd). Doch weiß auch er sich seinem Sohne gegenüber, der ihn hintergeht, nicht recht zu helfen. — In den *Adelphi* (den „Brüdern“) wird ein ernstes Erziehungsproblem behandelt. Der ehrenwerte Demea hat den einen seiner Söhne, Ctesipho, streng und knapp gehalten und glaubt einen Tugendspiegel aus ihm gemacht zu haben. Der andere, den sein Bruder Micio, ein freidenkender Junggeselle, adoptiert hat, wird von seinem Oheim zu Demeas Verdruß ganz verzogen. Als sich aber herausstellt, daß auch der schüchterne Ctesipho, unterstützt von einem übermütigen Sklaven, sich in ein Liebesverhältnis eingelassen hat, erkennt Demea, daß bloße Strenge nicht zum Ziele führt. Er wird plötzlich auch liebenswürdig und freigebig gegen jedermann, freilich auf Kosten des Micio, dem er dadurch die Lehre erteilt, daß Allerweltsfreundlichkeit gleichfalls wertlos ist.

Plautus und Terenz haben als Vermittler durch die Kunst der griechischen Komödie das Lustspiel bei Spaniern, Italienern, Franzosen und Deutschen befruchtet und bereichert.

Neben der sittlich nicht unbedenklichen Griechenkomödie hat das römische Nationallustspiel, die *fabula togata*, im 2. Jahrhundert eine kurze Blütezeit erlebt, von der wir leider nur wenig wissen. Es schilderte in derber, aber gesunder Lebenswahrheit das Treiben der kleinen Leute in Italien, ihre Familienverhältnisse — anders als in der griechischen Komödie führte hier die gestrenge Hausfrau das Szepter —, ihre Stände und Handwerker. — Daneben blieb bis ins 1. Jahrhundert die volkstümliche Posse, die *fabula Atel-*

lana, mit ihren stehenden Charakterfiguren, beliebt. Dann wird sie durch den aus Großgriechenland eingeführten Mimus ersetzt, der zuerst Frauen auf die Bühne führte und in Tänzen, Gesten und Worten zügellose Ausgelassenheit offen zur Schau stellte. Doch dürfen wir die Unsittlichkeit der antiken Komödie nicht ausschließlich nach unsern Anstandsbegriffen beurteilen und müssen der antiken Naivität — *naturalia non sunt turpia* —, die besser ist als die offene oder versteckte Frivolität moderner Stücke, manches zugute halten.

GESCHICHTSCHREIBUNG UND BEREDSAMKEIT. Daß die Römer sich nur das aneigneten, was praktisch zu verwerten war, zeigen die Anfänge der Prosa (seit dem 2. Punischen Kriege). Sie wurde, während keiner der Dichter Römer war, sofort von angesehenen Männern gepflegt. Die älteste römische Geschichte schrieb Q. Fabius Pictor, und zwar in griechischer Sprache. Man bezeichnet ihn und seine Nachfolger, die sich der lateinischen Sprache bedienten, als Annalisten, weil sie die Ereignisse jedes Jahres ohne Rücksicht auf den inneren Zusammenhang aufzeichneten, anfangs schlicht und wahrheitsgemäß, später rhetorisch ausgeschmückt und übertrieben. Keines ihrer Werke ist uns erhalten.

Eine besondere Stellung nimmt der berühmte *M. Porcius Cato* (Censor 184) ein. Als überzeugter Verfechter des alten Römertums wollte er durch seine Schriften dem Eindringen hellenischer Bildung entgegenwirken. Sein Hauptwerk waren die *Origines*, eine „Urgeschichte“ Roms und der italischen Stämme, die er bis z. J. 150 — er starb 149 — herabführte. Sie sind uns leider verloren, ebenso seine zahlreichen Staats- und Prozeßreden, die als Zeugnisse einer natürlichen Beredsamkeit voll Kraft und markiger Kürze noch lange bewundert wurden. „*Rem tene, verba sequentur*“ (halte dich an die Sache, die Worte werden sich von selbst einstellen) war seine Hauptregel für den Redner, der nach ihm *vir bonus dicendi peritus* (ein wackerer Mann, der zu reden versteht) sein sollte.

Allein er konnte nicht verhindern, daß die Künste der griechischen Rhetoren auch in Rom eindringen und verhängnisvollen Einfluß gewannen. Die Parteikämpfe eröffneten seit der Gracchenzeit der Beredsamkeit ein weites Feld. Schon Gaius Gracchus (ermordet 121) verband mit der feurigen Leidenschaft, mit der er für seine große Sache eintrat, die Kunst der Rede und des Vortrags. Berufsmäßige Gerichts- und Staatsredner waren *M. Antonius* († 87) und *C. Licinius Crassus*, denen Cicero in den Büchern vom Redner ein Denkmal gesetzt hat. Uns sind nur die Reden Ciceros erhalten, der mit Hortensius das zweite berühmte Rednerpaar bildet.

DIE CICERONIANISCHE UND AUGUSTEISCHE ZEIT

(80 v. Chr. bis 14. n. Chr.)

EINLEITUNG. Von 240—80 hatte Schritt für Schritt die hellenistische Bildung sich in den oberen Gesellschaftsschichten ausgebreitet und die römische Schriftstellerei sich vervollkommenet. Auf dieser Grundlage hat das folgende Jahrhundert die Werke geschaffen, die den Höhepunkt der römischen Literatur bezeichnen und einen unberechenbaren Einfluß auf die Nachwelt ausgeübt haben. Und zwar reifte in dem Kampf um die absterbende Republik die Prosa, vor allem natürlich die Redekunst, zur Vollendung; in den Friedensjahren aber, welche die Herrschaft des Augustus (31 v.—14

n. Chr.) dem erschütterten Reiche schenkte, sammelte sich um den Freund des Kaisers, den feinsinnigen Kunstförderer C. Cilnius Mäcenas, ein Kreis erlesener Dichter. Aus ihm sind die klassischen Dichtungen hervorgegangen, die, obwohl abhängig von griechischen Vorbildern, doch ihren vollen Eigenwert haben. — Auch auf allen anderen Gebieten vollzieht sich in dieser Zeit die Durchdringung römischen Wesens und Lebens mit griechischer Kultur, die in dieser Form, zwar vergrößert, aber gewissermaßen für den praktischen Gebrauch zugerichtet, dann von den Römern im Abendland verbreitet wurde.

CICERO. Leben. M. Tullius Cicero (106—43, vgl. Abb. 17) wurde, wie Marius, in dem Volskerstädtchen Arpinum geboren. In Rom studierte er die Redekunst, in der Antonius und Crassus seine Vorbilder waren, die Rechtswissenschaft und die Philosophie. Die Anwaltstätigkeit sollte ihm den Zugang zu den Staatsämtern eröffnen. Seine ersten Prozesse fallen noch in die Zeit Sullas. Dann vollendete er auf einer zweijährigen Studienreise in Athen seine philosophische und in Rhodos seine rhetorische Ausbildung. Obwohl *homo novus*, erlangte er alle höheren Staatsämter *suo anno*: mit 31 Jahren die Quästor, mit 37 die curulische Ädilität, mit 40 die Prätur, mit 43 das Konsulat. Als Quästor erwarb er sich 75 durch seine Rechtlichkeit in Sizilien Vertrauen und Liebe. Als Ädil klagte er 70 im Auftrag der Bewohner Siziliens den Verres an. Als Prätor hielt er 66 seine erste Staatsrede (de imperio Cn. Pompei). Während seines Konsulats unterdrückte er 63 in der Stadt die Catilinische Verschwörung und wurde als *pater patriae* begrüßt. Aber das zwischen Crassus, Pompejus und Cäsar geschlossene Triumvirat (60) beraubte ihn seines Einflusses. Daß er den verurteilten Catilinariern die Berufung an die Volksversammlung verweigert hatte, bot seinen Feinden die Handhabe, durch den schändlichen Volkstribunen P. Clodius 57 seine Verbannung durchzusetzen. Auch nachdem er 56 zur Freude aller Gutgesinnten zurückgerufen worden war, blieb er zu politischer Untätigkeit verurteilt. In diesen Jahren (56—52) sind seine rhetorischen und politischen Schriften entstanden. 51—50 verwaltete er als Prokonsul die Provinz Cilicien. Im Bürgerkriege (49—48) trat er auf die Seite des Pompejus, wurde jedoch von Cäsar nach seinem Sieg bei Pharsalus mit Milde und Auszeichnung behandelt. In angespannter literarischer Tätigkeit (hauptsächlich philosophischen Schriften) suchte er sich über den Verlust der Freiheit und über den Tod seiner geliebten Tochter Tullia zu trösten. Nach Cäsars Ermordung (44) trat er noch einmal für Wiederherstellung der Republik ein und griff den Antonius in heftigen Reden an, die er selbst als *orationes Philippicae* (S. 42 ff.) bezeichnete. Gegen die Rache des Antonius konnte ihn Octavian nicht schützen: er wurde auf die Proskriptionsliste gesetzt und auf der Flucht ermordet (43).

Charakter. Als Mensch, Redner, Staatsmann und Schriftsteller ist Cicero oft einseitig beurteilt worden. Früher wurde er kritiklos bewundert; in den letzten Jahrzehnten war es geradezu Mode, ihn möglichst tief herabzusetzen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Er war sittenrein und ohne Habgier, was damals etwas heißen wollte, war ein liebevoller Vater und treuer Freund, ein begeisterter Patriot, der die alte Verfassung aus innerster Überzeugung verteidigte. Aber sein Ehrgeiz verführte ihn, nach unerreichbaren Zielen zu streben: er wollte ein großer Staatsmann sein und war doch ein ängstlicher, schwankender Mensch, dem der klare Überblick über die Verhältnisse ebenso fehlte wie der feste Entschluß und der rücksichtslose Wille

zur Tat. Dazu kam seine unbegrenzte Eitelkeit, die ihn zum Herold seiner eigenen Taten machte. Ungünstig für ihn, wenn schon fesselnd für uns, ist es, daß in seinen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Freundesbriefen alle wechselnden Stimmungen seiner Seele offen vor uns liegen.

Schriften. Ciceros Schriftstellerei ist außerordentlich umfangreich und vielseitig. Mit reger Empfänglichkeit ergriff er alles Neue und wußte es mit unermüdlichem Fleiß und bewundernswürdigem Formtalent zu bearbeiten. Daß dabei sein Schaffen mehr in die Breite als in die Tiefe ging, ist fast selbstverständlich. Manches aber ist ihm persönlich zum Vorwurf gemacht worden, was sich aus den Gepflogenheiten seiner Zeit von selbst ergab. Das gilt besonders von seiner Tätigkeit als Redner, die den Mittelpunkt seines Schaffens bildete.

1. Reden besitzen wir von ihm 57 (etwa die Hälfte der von ihm veröffentlichten), teils Gerichtsreden, von denen viele ein politisches Interesse haben, teils Staatsreden. Meist sind sie für die Veröffentlichung überarbeitet und erweitert; einige hat er überhaupt nicht gehalten, sondern nur als politische Flugschriften herausgegeben.

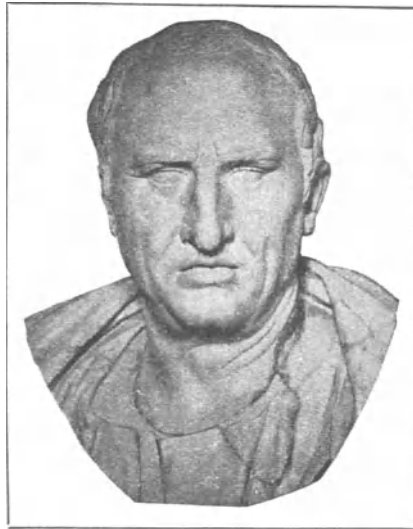
Die wichtigsten sind folgende:

80 v. Chr. oratio pro S. Roscio Amerino, der von einem Günstling Sullas fälschlich des Watermordes angeklagt worden war.

70. orationes Verrinae, gerichtet gegen C. Verres, der als Prätor Sizilien schamlos ausgeplündert und vieler Kunstwerke beraubt hatte. Verres wollte sich lieber von dem ihm nahe stehenden Cäcilium anklagen lassen; gegen diesen richtet sich die *divinatio* in Caecilium. Nach der ersten Anklagerede (*actio prima*), die allein wirklich gehalten wurde, gab Verres seine Sache verloren und verließ Rom. Cicero aber arbeitete sein ganzes Anklagematerial sachlich geordnet in fünf Büchern aus, die er als *actio secunda* herausgab. Am fesselndsten ist die 4. Rede (*de signis*); sie handelt von den geraubten Statuen und anderen Kunstschätzen, die damals noch in reicher Fülle selbst in kleinen Landstädten Siziliens vorhanden waren. Alle aber geben eine nur zu deutliche Vorstellung davon, wie furchtbar habgierige römische Statthalter in den Provinzen hausten.

66. oratio de imperio Cn. Pompei empfiehlt die Annahme der *lex Manilia*, durch welche dem Pompejus nach Besiegung der Seeräuber auch der Oberbefehl gegen Mithridates, den König von Pontus, übertragen werden sollte.

63. orationes in L. Catilinam. In der 1. Rede (8. November) fordert er im Senat den Catilina auf, die Stadt zu verlassen („*Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra?*“ Wie lange denn noch willst du, Catilina, unsere Geduld mißbrauchen?). Daß dies geschehen („*abijt, excessit, evasit, erupit*“), teilt er in der 2. Rede am 9. November triumphierend dem Volke mit. Gegen die in Rom zurückgebliebenen Verschworenen aber wagte er erst einzuschreiten, als er sie durch aufrührerische Briefe, die sie den Gesandten der gallischen Allobroger mitgegeben hatten, überführen konnte. In der 3. Rede (3. Dezember) verkündet er dem Volke ihre Verhaftung. In der 4. Rede tritt er im Senat dafür ein, daß die Todesstrafe an ihnen vollzogen werde (5. Dezember). Aus der ergänzenden Darstellung des Sallust (S. 62) erfahren wir, daß vorher Cäsar sich gegen die Todesstrafe ausgesprochen hatte, und daß erst des jüngeren Cato entschiedenes Auftreten die Verurteilung herbeiführte. Noch am selben Abend wurden die Verschwörer im Staatsgefängnis, dem noch vorhandenen Carcer Mamertinus am Forum, hingerichtet.



17. CICERO.

Marmorbüste. Rom, Kapitol.
Nach Arndt, Porträts, Taf. 254.
F. Bruckmann, A.-G. München, phot.

63. oratio pro L. Murena verteidigt den tapferen Offizier Murena, der sich um das Konsulat bewarb, gegen die Anklage, daß er sich dabei unerlaubter Mittel bedient habe (*de ambitu*).

62. oratio pro A. Licinio Archia poeta, der fälschlich angeklagt war, sich das Bürgerrecht angemäßt zu haben. Seine Verteidigung bot Cicero erwünschte Gelegenheit, Dichtkunst und Wissenschaften aus innerster Überzeugung zu preisen.

56. oratio pro P. Sestio, der zur Rückberufung Ciceros aus der Verbannung kräftig mitgewirkt hatte und von Clodius *de vi* angeklagt wurde, weil er, gleich anderen Parteiführern, sich mit bewaffneten Banden umgeben hatte.

52. oratio pro T. Annio Milone. Bei einem Zusammentreffen zwischen den Banden des Milo und des Clodius war letzterer getötet worden. Cicero suchte nachzuweisen, daß Milo aus Notwehr gehandelt habe, aber Milo wurde verurteilt. Die uns vorliegende Rede ist erst nachträglich ausgearbeitet und herausgegeben worden.

46. oratio pro Q. Ligario tritt erfolgreich für die Begnadigung des Ligarius, eines in der Verbannung lebenden Pompejaners, ein.

45. oratio pro rege Deiotaro, für einen asiatischen Kleinfürsten, der angeklagt war, dem Cäsar nach dem Leben getrachtet zu haben.

44—43. orationes in M. Antonium Philippicæ XIV, heftige Anklagen gegen den Triumvir M. Antonius, die uns die Zustände und Ereignisse nach Cäsars Ermordung vor Augen führen.

Cicero war zum Redner geboren und geschult. Welchen gewaltigen Eindruck er durch die Kunst und Leidenschaft des Vortrags, durch Modulation der Stimme und ausdrucksvolle Gesten erzielte, davon können wir uns beim Lesen keine Vorstellung machen. Der antike Redner wollte seine Hörer nicht nur überzeugen, sondern auch fortreißen und ihnen zugleich einen ästhetischen Genuß bereiten. Der Rechtsanwalt wandte natürlich alle Mittel an, um der Sache seines Klienten, auch wenn sie nicht einwandfrei war, zum Siege zu verhelfen. Das beeinträchtigt den Eindruck, den Ciceros Reden auf uns machen. Der Sinn für künstlerische Form ist uns nicht in dem Maße eigen wie den romanischen Völkern. Daher erscheint uns Ciceros Sprache leicht zu wortreich, übertrieben und schwülstig. Aber gerade er hatte den Prunk der damaligen Beredsamkeit des Asianismus, deren Hauptvertreter sein Rival Q. Hortensius war, eingeschränkt (S. 49), indem er auf die besten attischen Vorbilder, Demosthenes und Isokrates, zurückging. Hat er sie auch nicht erreicht, so bleibt doch die Beherrschung aller Kunstmittel, der übersichtliche Aufbau seiner langen Perioden, die Beweglichkeit und Anschaulichkeit seiner Sprache bewundernswert.

2. Die rhetorischen Schriften schildern in zweckmäßiger Verbindung von griechischer Theorie mit römischer Praxis, welche Auffassung Cicero von dem Wesen, den Aufgaben und der Ausbildung des Redners hat, als eines Mannes, „der über alle Dinge in kluger, wohlgeordneter, schmuckvoller Rede aus dem Gedächtnis mit würdevollem Vortrag zu sprechen weiß“ (*qui quacunque res incidit, quae sit dictione explicanda, prudenter et compositè et ornate et memoriter dicet cum quadam actionis etiam dignitate*).

55. De oratore I. III, ein Hauptwerk Ciceros. In einem anziehend geschriebenen Dialog, dessen Hauptpersonen die beiden berühmten Redner Crassus und Antonius (S. 57) sind, werden die oben bezeichneten Fragen nach allen Seiten erörtert und die Erfordernisse einer vollendeten Rede (*inventio, dispositio, locutio, memoria, actio*) behandelt.

46. Brutus de claris oratoribus, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit, beachtenswert als erste literarhistorische Schrift der Römer, und wertvoll durch die Schilderung von Ciceros eigener Entwicklung.

46. Orator, schildert nochmals zusammenfassend das Ideal des Redners.

3. Die philosophischen Schriften sind oft hart beurteilt worden, aber nur zum Teil mit Recht. Cicero war kein scharfer Denker und über-

haupt kein Philosoph und ist ganz abhängig von griechischen Quellen (S. 77 ff.) Aber er studierte die Philosophie in seiner Jugend aufs eifrigste, weil er in ihr die Grundlage aller wahren Bildung erblickte, und fand als Greis in ihr Trost in schwerem Leid. Deshalb wollte er ihre Schätze auch seinen Landsleuten zugänglich machen und wählte dazu meist die populäre Form des Dialogs, in der er freilich an Platons wunderbare Kunst nicht entfernt heranreicht. Aber er hat damit eine wichtige kulturgeschichtliche Aufgabe nicht bloß für seine Zeit, sondern auch für spätere Jahrhunderte gelöst.

Die hauptsächlichsten unter den 17 Schriften sind:

54. De republica l. VI und 52. de legibus l. III. Diese politischen Schriften (die man mit zu den philosophischen rechnet) sind uns nur in Bruchstücken erhalten.

45. De finibus bonorum et malorum, eine gehaltvolle Darlegung der philosophischen Ansichten über das höchste Gut und das größte Übel.

44. Tusculanae disputationes l. V, fünf Gespräche über wichtige Lebensfragen, benannt nach Ciceros Landgut Tusculanum: I. de contemnenda morte. II. de tolerando dolore. III. de aegritudine lenienda. IV. de reliquis animi perturbationibus. V. virtutem ad beate vivendum se ipsa esse contentam.

44. De officiis l. III, eine rasch hingeworfene Schrift, in der er seinem in Athen studierenden Sohn Marcus wertvolle praktische Lebensregeln gibt (s. Panätios S. 87), Das erste Buch handelt vom sittlich Guten (*honestum*), das zweite vom Nutzen (*utile*), das dritte vom Widerstreit zwischen beiden.

44. Cato maior de senectute, ein anmutiges Schriftchen, in dem er den würdigen alten Cato (S. 57) das Greisenalter gegen alle ihm gemachten Vorwürfe kräftig verteidigen läßt.

44. Laelius de amicitia, benannt nach Lälus, dem Freund des jüngeren Scipio.

4. Die Briefe. In vier Sammlungen sind uns über 850 Briefe, darunter 90 an Cicero gerichtete, erhalten:

- Epistulae ad Atticum l. XVI.
- Epistulae ad familiares l. XVI.
- Epistulae ad Quintum fratrem l. III.
- Epistulae ad M. Brutum l. II.

Diese Briefe bieten (vom Jahre 68 an) die wertvollsten Selbstzeugnisse über Ciceros Leben und Charakter, sowie eingehende Aufschlüsse über die äußere und innere Geschichte und die Kulturverhältnisse seiner Zeit. Der Stil ist, namentlich in den vertraulichen Briefen an seinen besten Freund T. Pomponius Atticus, schlichter und ungezwungener als in seinen anderen Schriften und gibt uns eine Vorstellung von der lose gefügten, mit griechischen Worten durchsetzten Umgangssprache der Gebildeten.

Die Bedeutung Ciceros für seine Zeit und für die Nachwelt ist außerordentlich groß. Er hat der lateinischen Prosasprache Fülle des Ausdrucks und Abrundung des Satzbaus gegeben und hat bis in die neuere Zeit als unerreichtes Stilmuster gegolten. An seinen Reden und rhetorischen Werken haben sich die großen Redner, besonders in England und Frankreich, gebildet. Und seine philosophischen Schriften erfüllen bis zum heutigen Tage den Zweck, für den sie verfaßt wurden, die Laien und namentlich die Jugend unvermerkt in die Anfänge dieser schwierigen Wissenschaft einzuführen.

CÄSAR. C. Julius Cäsar (100–44, vgl. Abb. 18), der große Feldherr und Staatsmann, der erste „Kaiser“ Roms, war zugleich einer der gebildetsten und geistvollsten Männer seiner Zeit. Sogar im Felde fand er Muße, grammatische Abhandlungen ebenso wie politische Streitschriften zu schreiben. Als Redner wußte er durch seine „Imperatorensprache“ Soldaten und Bürger zu begeistern, und sein nüchterner, knapper und klarer Stil, in dem sein

ganzes Wesen zum Ausdruck kam, wurde im Gegensatz zu Ciceros rhetorischer Kunst als Muster des *tenue dicendi genus* gepriesen.

Seine *Commentarii de bello Gallico* gehören zu den denkwürdigsten Schriftwerken des Altertums. In acht Büchern, deren letztes von seinem Legaten Hirtius verfaßt ist, schildern sie die Eroberung Galliens (58—50), ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, das bis in die Gegenwart nachwirkt. Auch verdanken wir diesem Buch die ältesten ausführlichen Nachrichten über die alten Germanen. Das große Unternehmen war von Anfang bis zu Ende von Cäsar geplant und durchgeführt, und er selber ist es, der schlicht und schmucklos, wie Xenophon in seiner *Anabasis*, seine Taten beschreibt. Aber seine Darstellung (in der dritten Person gehalten) ist nur scheinbar ganz sachlich und objektiv. In Wirklichkeit versteht es Cäsar meisterhaft, ohne daß es der Leser merkt, seine Absichten und seine Handlungsweise ins rechte Licht zu setzen und gegen die Angriffe seiner zahlreichen Gegner in Rom zu verteidigen.

Zu ähnlichem Zwecke beschrieb er später in den drei Büchern der *Commentarii de bello civili* den Bürgerkrieg der Jahre 49 und 48 bis zur Entscheidungsschlacht bei Pharsalus. Auch dieses Werk hat Fortsetzer gefunden, welche über die Kämpfe der folgenden Jahre berichteten: *Bellum Alexandrinum* (47), *Bellum Africanum* (46) und *Bellum Hispaniense* (45).

SALLUSTIUS. C. Sallustius Crispus (86—35), geboren zu Amiternum (Terni) im Sabinerlande, war ein Parteigänger Cäsars. Dieser nahm ihn wieder in den Senat auf, aus dem er, angeblich wegen Sittenlosigkeit, ausgestoßen worden war. Nach Cäsars endgültigem Siege verwaltete er als Prokonsul die Provinz Africa, aus der er mit großen Reichtümern zurückkehrte. In seinen prächtig angelegten *horti Sallustiani*, die später Augustus besaß, widmete er sich nach Cäsars Ermordung ganz der Geschichtschreibung. Und zwar schrieb er in der Hauptsache die Geschichte seiner Zeit, deren sittliche Verderbnis er schonungslos aufdeckte.

Dazu boten die beiden Monographien, die wir besitzen, reichlich Gelegenheit: *Bellum Catilinae* (63) und *Bellum Jugurthinum* (111—105). Denn die Verschwörung des Catilina war nur in einem sittlich tiefgesunkenen Staat und Volk möglich, und der ehrgeizige, gewissenlose Numidierkönig Jugurtha konnte sich nur durch schamlose Bestechung der Feldherrn so lange gegen die römischen Legionen halten. Ihn läßt Sallust bei seiner Abreise aus Rom ausrufen: *Urbem venalem et mature perituram, si emptorem invenerit*: O über die feile Stadt, die bald zugrunde gehen wird, wenn sie einen Käufer gefunden! — Aus Sallusts Hauptwerk, den *Historiae* (von Sullas Tode 78 bis 67), sind uns nur einige interessante Reden und Briefe erhalten.

Sallust war ein geistvoller Mann und der erste große Geschichtschreiber der Römer. Sein Vorbild war Thukydides; deshalb kam es ihm nicht nur auf die Darstellung der Ereignisse an, sondern mehr noch auf ihre Ursachen und ihren pragmatischen Zusammenhang, auf die Beweggründe der handelnden Männer, von denen er glänzende Charakterbilder zeichnet. Seine Erzählung ist mit Reflexionen und kräftigen Sinnsprüchen durchsetzt, seine absichtlich etwas altertümlich gefärbte Sprache knapp und wirkungsvoll.

CORNELIUS NEPOS UND LIVIUS. *Cornelius Nepos* stammte aus Oberitalien (*Gallia citerior*), hat aber meist in Rom gelebt. Er war befreundet

mit Cicero, Atticus und dem Dichter Catull, seinem Landsmann. In seinem großen Geschichtswerk *De viris illustribus*, das er dem Atticus widmete, stellte er gruppenweise die Lebensbeschreibungen berühmter römischer und ausländischer, namentlich griechischer Könige, Feldherrn, Staatsmänner, Dichter usw. einander gegenüber. Wir besitzen daraus 23 Biographien ausländischer Feldherrn (*de excellentibus ducibus exterarum gentium*), außerdem die des Cato und Atticus aus dem Buche *de historicis Latinis*. Nepos hat das Verdienst, die Biographie bei den Römern eingeführt und ihre Aufmerksamkeit auf große Männer fremder Völker hingelenkt zu haben; als Geschichtschreiber war er ohne Bedeutung.

T. Livius (59 v.—17 n. Chr.) aus Patavium (Padua) eignete sich in Rom die philosophische und rhetorische Bildung seiner Zeit an. Als wohlhabender Mann lebte er dort ganz seinen Studien. Obwohl begeistert für die Größe der Republik, wurde er doch mit Augustus befreundet. Vierzig Jahre hat er an seiner römischen Geschichte, *Ab urbe condita* I. CXLII, gearbeitet, die von der Abfahrt des Äneas von Troja bis zum Tode des Drusus (9 v. Chr.) reichte. Das ungeheure Werk, in dem er nach Art der Annalisten (S. 57) die Ereignisse der einzelnen Jahre aneinanderreichte, war in Dekaden eingeteilt. Erhalten sind uns außer kurzen Inhaltsangaben aller Bücher (*periochae*) in I—X die älteste Geschichte bis zum Jahre 293 und in XXI—XLV die Ereignisse vom Beginn des 2. Punischen bis zum 3. Makedonischen Krieg (218—167).

Auch Livius war kein Historiker im modernen Sinne. Er wollte nicht, wie Sallust, durch kritische Forschung die geschichtliche Wahrheit und den inneren Zusammenhang der Begebenheiten ergründen, sondern er schloß sich unbefangen an die ihm vorliegenden älteren Quellen an, obwohl diese zum Teil recht unzuverlässig waren. Auch fehlte ihm, der nie ein Amt bekleidet hatte, die praktische Erfahrung, um politische Verhältnisse und Kriege sachverständig beschreiben zu können. Aber er war ein warmherziger, tief religiöser Mann, erfüllt von Wahrheitsliebe, idealer Gesinnung und Patriotismus. In einer vielfach verdorbenen Zeit, deren sittliche Schäden er ebenso wie Augustus mit Sorge wahrnahm, wollte er durch die Erzählung der großen Vergangenheit seine Volksgenossen belehren, erheben und zu den Tugenden ihrer Vorfahren zurückführen. Dasselbe Ziel setzte sich Virgil in seiner *Äneis*, und auch das Werk des Livius wirkt mehr wie ein in Prosa verfaßtes Epos vom Entstehen, Wachsen und Blühen des mächtigen Römerreichs. Diesen Eindruck verstärkt die anschauliche, nicht selten poetisch gefärbte Darstellung, die ohne geschmacklose Übertreibung von den Kunstmitteln der Rhetorik Gebrauch macht. Die zahlreichen Reden, welche die Erzählung unterbrechen und beleben, sind natürlich von Livius frei erfunden.

LUCRETIUS UND VERGILIUS. Die epische Dichtung hatte in der kampferfüllten Zeit vor Augustus nur ein Werk von eigenartiger Schön-



18. CAESAR. Marmor. Neapel.
Kolossalkopf trajanischer Zeit.

heit hervorgebracht, das uns erhalten ist. *T. Lucretius Carus*, ein Zeitgenosse des Cicero, schrieb in Hexametern ein großes Lehrgedicht *De rerum natura*. Er behandelt darin die Philosophie Epikurs (S. 86), deren begeisterter Anhänger er war, und versteht es, diesen rein abstrakten Stoff mit großer dichterischer Kraft anschaulich zu gestalten. Durch die philosophische Erkenntnis, daß es keine Götter und keine Unsterblichkeit gebe, will er die Römer von der lähmenden Furcht vor dem Tode befreien.

P. Vergilius Maro (70—19) war der gefeierte Epiker der Augusteischen Zeit. Auch er war in Oberitalien, in einem Dorfe bei Mantua, geboren und vollendete seine in der Heimat begonnenen Studien in Rom. Da ihn seine zarte Gesundheit und seine Neigung zur Dichtkunst von der Beamtenlaufbahn fernhielten, kehrte er auf sein väterliches Gut zurück. Als er dieses aber im Jahre 41 bei einer Ackerverteilung an die Veteranen verlor, wandte er sich wieder nach Rom und wurde von Mäcenat in seinen Kreis aufgenommen, wo ihm sein reiner, liebenswürdiger Charakter die Liebe und Verehrung aller Genossen erwarb. Dem Augustus verdankte er es, daß er in einem sorgenfreien Leben sich ganz seiner Kunst widmen konnte. Der zarte, oft kränkelnde Mann starb, noch ehe er seine *Äneis* ganz vollendet hatte, auf der Rückkehr von einer griechischen Reise in Brundisium und wurde in Neapel begraben.

Seine Grabschrift lautete:

*Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope; cecini pascua, rura, duces.*

Mantua hat mich geboren, Calabrien dahingerafft, jetzt birgt meinen Leib Parthenope (Neapel); ich besang Herden, Fluren und Helden.

Die *Bucolica* sind sein Jugendwerk, 10 Hirtengedichte (*eclogae*) im Stile Theokrits (S. 47 f.), in denen, wenn auch in künstlicher Form, die wieder erwachte Sehnsucht nach „Rückkehr zur Natur“ zum Ausdruck kommt.

Die *Georgica* schildern in 4 Büchern das Landleben (I. Ackerbau. II. Baumzucht und Weinbau. III. Viehzucht. IV. Bienenzucht). In diesem anmutigen Lehrgedicht wollte der Bauernsohn Virgil nach schweren Kriegsjahren in seinen Landsleuten wieder den Sinn für die alte Sitteneinfalt und die anspruchslosen Freuden des Landlebens erwecken.

Auch die *Aeneis*, sein Hauptwerk, zu dem ihm Augustus selbst die Anregung gab, diente einem höheren Zweck. Durch Erneuerung der alten Römertugenden und des alten Glaubens hoffte der Kaiser seinen neuen Reichsbau innerlich zu festigen und zu sichern. An dem ideal gezeichneten Bild der sagenhaften Vorzeit, in der sich zugleich die Herrlichkeit des neuen Reichs widerspiegelte, an dem frommen Helden Äneas sollte sich die mattschmerzliche Gegenwart erbauen und begeistern. Die Wahl des Stoffes war die denkbar glücklichste. Daß Äneas sich nach einer göttlichen Schicksalsfügung in Latium ansiedelte, daß dort sein Sohn Ascanius (Julus) Alba Longa gründete und der Stammvater der gens Julia wurde, war freilich keine römische Volkssage, sondern eine Erfindung der Annalisten und Dichter, aber es war längst für die Römer zum nationalen Glaubensartikel geworden.

Inhalt. Im siebenten Jahr nach dem Untergang Trojas landet Äneas nach langen Irrfahrten an der Küste von Afrika und findet bei Dido, die eben Karthago gegründet hat, gastliche Aufnahme (I). Er erzählt der Königin, wie er unter dem Schutze seiner Mutter Venus mit seinem greisen Vater Anchises aus dem brennenden Troja entkommen ist (II), und welche Abenteuer er seitdem bestanden hat (III). Dido entbrennt in Liebe zu dem edeln Helden; Juno, welche die Gründung des Römerreichs hintertreiben will, und Venus schüren die Glut, aber Äneas verläßt Dido auf Jupiters Geheiß, um seiner großen Aufgabe nicht un-

treu zu werden. Dido gibt sich verzweifelnd den Tod (IV). Äneas kommt zum zweiten Male nach Sizilien, wo er an dem Grabe seines Vaters glänzende Leichenspiele veranstaltet (V, vgl. die Leichenspiele des Patroklos, Ilias XXIII). Bei Cumä steigt er, geführt von der Sibylle, in die Unterwelt hinab. In den Gefilden der Seligen trifft er mit Anchises zusammen. Dieser läßt ihn die Helden schauen, welche einst Roms Ruhm begründen sollen, bis herab zu Augustus und seinem jüngst verstorbenen Neffen Marcellus (VI, vgl. die Nekyia, Odyssee XI). Dann landet Äneas an der Tibermündung. König Latinus empfängt ihn freundlich; denn er weiß durch Orakel, daß seine Tochter Lavinia ihm zur Gemahlin bestimmt ist. Allein Juno treibt durch seine Gattin Amata den Rutulerkönig Turnus, dem Lavinia versprochen ist, zum Krieg gegen die Fremden (VII). Äneas sucht und findet bei dem alten Evander, einem eingewanderten Arkader, auf der künftigen Stätte Roms und in Etrurien Bundesgenossen. Venus übergibt ihm herrliche Waffen, die Vulcan für ihn geschmiedet hat (VIII, vgl. den Schild des Achilleus, Ilias XVIII). Inzwischen werden die Troer hart bedrängt; die beiden Freunde Nisus und Euryalus kommen bei dem Versuche, heimlich dem Äneas Kunde zu bringen, um (IX). Der mit seinen neuen Freunden endlich zurückkehrende Äneas befreit die Seinen aus schwerer Bedrängnis (X) und greift die Stadt Laurentum an (XI). Dort erfolgt die Entscheidungsschlacht, in der schließlich Äneas den Turnus im Zweikampf tötet (XII).

Virgils Äneis steht auf dem Boden Homers. Der Dichter hat sich die Aufgabe gestellt, die Vorzüge von Odyssee und Ilias zu vereinigen: Buch I—VI enthalten die Irrfahrten, VII—XII die Kämpfe des Äneas. Aber es ist ihm nicht gelungen, den Homer zu erreichen oder gar zu übertreffen, wie man in Rom und bis ins 18. Jahrhundert glaubte. Homer und Virgil verhalten sich zueinander wie Natur und bewußte Kunst; aber die feinsinnige Kunst Virgils erhebt sich weit über bloße Nachahmung. Er hat nicht nur den Römern ein Nationalepos im vollsten Sinne des Wortes, sondern auch der epischen Dichtung der romanischen Völker (Dante, Tasso, Camoens) ihr vielbewundertes Vorbild geschaffen, und wird auch bei uns jetzt wieder nach Verdienst geschätzt.

Q. HORATIUS FLACCUS (65—8 v. Chr.) stammte aus Venusia in Apulien. Sein Vater, ein Freigelassener, der sich ein kleines Vermögen erworben hatte, zog nach Rom, um ihn sorgfältig ausbilden zu lassen (sein Lehrer *Orbilus plogosus*). Als Student der Philosophie schloß er sich in Athen dem Cäsarmörder Brutus an und kämpfte als Kriegstribun im Jahre 42 bei Philippi mit. Wie Virgil verlor er durch eine Ackerverteilung an Veteranen sein Gütchen und kaufte sich in Rom die Stelle eines *scriba quaestorius*. Damals begann er zu dichten, und zwar zuerst Epoden und Satiren. Virgil führte ihn bei Mäcenat ein, der zwar nach der ersten Audienz neun Monate verstreichen ließ, dann aber dem ihm wesensverwandten Dichter ein freigebiger Gönner wurde und bis zu ihrem fast gleichzeitigen Tode sein Freund blieb. Ihm verdankte Horaz sein geliebtes Sabinum, ein Landgut bei Tibur (Tivoli) gelegen, wo er sich, fern vom Lärm der Großstadt, am wohlsten fühlte. Nicht nur dem Mäcenat, sondern auch dem Kaiser gegenüber, der ihn zu seinem Geheimsekretär machen wollte, wahrte er sich seine Unabhängigkeit. Nachdem er im Jahre 30 das 2. Buch der Satiren vollendet hatte, wandte er sich der Lyrik zu und dichtete bis zum Jahre 23 die ersten 3 Bücher der Oden. Dann kehrte er zu den „Plaudereien“ zurück, die er aber jetzt nicht als Satiren, sondern als Briefe (*epistulae*), an bestimmte Personen gerichtet, herausgab. (1. Buch im Jahre 20.) Bei den Säcularspielen, die Augustus 17 feierte, erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die Festkantate zu dichten. Der Beifall, den dieses *carmen saeculare* fand, veranlaßte ihn, ein 4. Buch Oden herauszugeben (13). Seine letzten Werke sind die drei großen Literaturbriefe (*epistulae* 2. Buch), deren dritter als *ars poetica* bekannt und berühmt ist.

Die Epoden und Oden. Für die Lyrik hatten die Römer wenig Verständnis und Begabung. Erst in der Ciceronianischen Zeit hatte ein kleiner Kreis von Dichtern versucht, die Versmaße und Gedankengänge der hellenistischen Lyrik (S. 46) in Rom heimisch zu machen. Der bedeutendste unter ihnen war C. Valerius Catullus (87—54). Er stammte aus Verona und besaß ein kleines Landgut auf der Halbinsel Sirmio am Gardasee (*lacus Benacus*). Verhängnisvoll wurde für ihn die Liebe zu Lesbia (Deckname für Clodia, die Schwester des berühmten Volkstribunen Clodius, des erbittertesten Gegners von Cicero). In Catull besitzen wir einen echten Dichter von höchster Begabung, leidenschaftlich in Liebe und Haß, der mit fast erschreckender Aufrichtigkeit die Gefühle seines Herzens ausströmt. Wir sehen ihn im liebevollen, bisweilen auch neckischen Verkehr mit seinen Freunden und im schonungslosen Kampf gegen literarische und politische Gegner. Auch hat er zuerst durch geschmackvolle Nachdichtungen die Römer mit Perlen der äolischen Lyrik und mit den kunstvoll gefügten Elegien der Alexandriner bekannt gemacht. Man hat ihn mit einem gewissen Recht den jungen Goethe des Altertums genannt.

Solche Leidenschaft lag dem Horaz fern; aber mit geläutertem Kunstsinn schloß er sich an die älteren Meister der griechischen Lyrik an (S. 21).

In den Epoden (epōdi) bildet er eine von Archilochos geschaffene Kunstform nach, in der ein längerer und ein kürzerer Vers (meist Jamben) zu einer kleinen Strophe verbunden sind. In den Oden (carmina nennt sie Horaz) hat er den Reichtum der klassischen Lyriker an vierzeiligen Strophen den Römern zugänglich gemacht. Freilich dichtete er nicht mehr für den Gesang, sondern für Leser. Herrscht in den Epoden noch die dem Jambus anhaftende Spottlust vor, so erschöpfen die Oden den ganzen Kreis der lyrischen Stoffe und Empfindungen. Jedoch finden wir nur verhältnismäßig selten den Ausdruck eines mit unwiderstehlicher Gewalt aus dem Inneren hervorbrechenden Gefühls. Es herrscht die Reflexion und die Anlehnung an griechische Muster vor, wie fast in der ganzen Lyrik der Römer. Aber seine Gedichte sind Erzeugnisse einer geschmackvollen, sorgfältig feilenden Kunst.

Am unmittelbarsten wirken die Freundeslieder, die mit warmem Mitgefühl und wohlmeinendem Rat die Schicksale seiner Freunde begleiten, ferner die zwanglosen Gelegenheitsgedichte, die persönliche Erlebnisse und Stimmungen widerspiegeln. In begeisterten Versen preist er wie Alkaios den Wein und die Freuden maßvoller Geselligkeit. Den Liebesliedern aber fehlt zumeist echte Wärme und Leidenschaft, den Götterhymnen, auch dem Säkulargesang, die überzeugende Kraft; denn der aufgeklärte Dichter, der sich immer mehr dem Studium der Philosophie zuwandte, glaubte nicht mehr recht an die alten Götter. Aber mit Stolz und Begeisterung, als *carmina non prius audita*, stimmt er die berühmten Römeroden an (III 1—6), die im Sinne des Augustus die sittliche Wiedergeburt des neugeordneten Staates fördern sollten. Aus vollem Herzen preist er den Kaiser, der dem kampfgedurchwühlten Reiche den Frieden wiedergeschenkt hat, und es erweckt falsche Vorstellungen, wenn man ihn oder Virgil (S. 64) nur einen Hofpoeten genannt hat.

Die Satiren und namentlich die Episteln sind das reifste Erzeugnis seiner Kunst. Er selbst bezeichnet sie als Plaudereien (sermōnes), die er — wohl mit einiger Ironie — kaum zur Poesie rechnen möchte.

Satiren sind zwanglose Gedichte, die, ähnlich wie eine mit verschiedenen Dingen angefüllte Opferschale (*lanx satura*), ein buntes Allerlei darstellen. In dieser Form hatte schon früher C. Lucilius, ein tapferer römischer Ritter, der unter dem jüngeren Scipio vor Numantia (143—133) kämpfte, scharfe und berechtigte Kritik an dem politischen, sittlichen und gesellschaftlichen Leben der Römer geübt. Mit ehrlicher Entrüstung schilderte er ungeschminkt und treffend die Gebrechen seiner Zeit. Aber seine behaglich breite Darstellung und seine mit Kraftausdrücken und griechischen Wendungen (wie man sie in der Umgangssprache allgemein gebrauchte) durchsetzte Sprache erschien den Augusteern veraltet.

Horaz folgte dem Beispiel des Lucilius, allein sein Spott ist zahmer und feiner und wird selten persönlich, und viele seiner Satiren und Briefe sind Muster einer geistreichen Plauderkunst. Der zwanglose Konversationston und

die scheinbar lässig gebauten Hexameter lassen die angespannte Arbeit, die in ihnen steckt, kaum ahnen. Reizend weiß er große und kleine Erlebnisse (z. B. die Reise nach Brundisium oder die Begegnung mit dem unausstehlichen Schwätzer) zu erzählen. Mit weltmännischer Überlegenheit und philosophischer Gelassenheit, die freilich einen müden Zug in sich trägt (*nil admirari!*), steht er über seiner Zeit und geißelt ihre lächerlichen Vorurteile und Torheiten: das Jagen nach Geld und Genuß, die Hast und Unruhe der Großstadt im Gegensatz zum beschaulichen Landleben, die Verbohrtheit verrannter Philosophen und Schriftsteller, die Angriffe seiner literarischen Gegner. Aber er ist kein eifernder Sittenprediger, sondern er versteht die seltene Kunst, lachend die Wahrheit zu sagen (*ridendo dicere verum*), und zwar nicht in salbungsvollen Betrachtungen, sondern in kräftigen Kernsprüchen und in treffenden Beispielen, wie er es von seinem biedern Vater gelernt hatte, oft auch in anregender und wirkungsvoller Einkleidung.

So gibt er uns ein getreues und anschauliches Bild von Leben und Weltanschauung der Augusteischen Zeit und wird für alle Zeiten ein Lehrer wahrer Lebenskunst, welche die goldene Mittelstraße (*aurea mediocritas*) kennt und einhält, bleiben.



19. AUGUSTUS VON PRIMA PORTA.
Marmor. Rom, Vatikan. Nach Photographie.

Die Statue wurde bei der Villa seiner Gattin Livia gefunden, wo sie um 18 v. Chr. aufgestellt wurde. Voll Kraft, barhäuptig, in hellenistischer Weise idealisiert, steht der Kaiser vor uns. Der Amor auf dem Delphin erinnert an Venus, die Stammutter der Gens Julia (S. 64). Über der Tunika ein Panzer mit reicher Verzierung; auf diesem oben der Sonnengott, unten die Tellus (Erde), in der Mitte die Rückgabe der einst von den Parthern erbeuteten Feldzeichen. Überall sind Farbspuren erhalten.

DIE ELEGIKER UND OVIDIUS. Das elegische Distichon, die einfachste Grundform der griechischen Lyrik (S. 20), haben weder Virgil noch Horaz gepflegt, obwohl schon Ennius (S. 54) das Epigramm und Catull und seine Freunde die Elegie in Rom eingeführt hatten. Ihnen folgten in der Zeit des Augustus Tibull und Propertius, die nur Elegien dichteten, und Ovid, der vorwiegend dieses Versmaß anwandte; nur die Metamorphosen hat er in Hexametern geschrieben, die seit Homer die Form des Epos bestimmten. Erinnerung sei daran, wieviel Goethe den römischen Elegikern verdankte.

Albius Tibullus (um 54—19) war ein weicher Stimmungsmensch, ein Freund der Natur und des Landlebens, dessen friedliches Glück er anmutig schildert. Seine unglückliche Liebe zu zwei wandelbaren Frauen, denen er, nach der Sitte der Zeit, angenommene Namen, Delia und Nemesis, beilegte, hat er in wohl lautenden, schlichten Distichen besungen.

Sextus Propertius (um 49—15), ein Umler aus Assisi, war im Gegensatz zu ihm eine derbe, leidenschaftliche Natur, die sich in Rom ganz dem Großstadtleben hingab. Das Verhängnis seines Lebens war die Liebe zu einer geistvollen, aber herzlosen Hetäre, die er Cynthia nennt. Immer wieder zieht sie ihn in ihre Netze, die er vergeblich zu durchreißen sucht. Die Elegien, in denen er sein Liebesleid und Liebesglück schildert, sind erfüllt von Kraft und Leidenschaft. Doch sind sie nicht immer leicht zu lesen, weil er im Ausdruck knapp ist und Gedankensprünge liebt, und weil er nach dem Muster der Alexandriner eine Menge mythologischer Beispiele einflicht. Erst gegen das Ende seines kurzen Lebens wandte er sich höheren Zielen zu und begann (wie Kallimachos in seinen Ätia, S. 46) die Legenden, welche altrömische Bräute und Festtage erklärten, zu erzählen. Hübsch ist auch ein „Feldpostbrief“, den eine Frau ihrem fernen Gatten ins Heerlager sendet, wundervoll die Trauerlegie auf den Tod der edlen Cornelia, in der die Verstorbene selbst ihr reines Lebensglück als Gattin und Mutter schildert.

P. Ovidius Naso (43 v.—18 n. Chr.) ist der bekannteste, aber nicht der bedeutendste römische Elegiker. Sein Leben hat er selbst beschrieben (*Tristia* IV, 10). Geboren in dem Apenninenstädtchen Sulmo, trieb er in Rom und später auf einer griechischen Studienreise poetische und rhetorische Studien. Durch seine Gedichte wurde er bald bekannt, denn er war ein geborener Dichter, dem die Verse von selbst flossen (*quidquid temptabam dicere, versus erat*: Was ich zu sagen versucht, wurde von selbst mir zum Vers). Daher gab er die Ämterlaufbahn bald auf. Ohne Sorgen und vielbewundert, führte er in Rom ein glückliches Leben; da traf den verwöhnten Großstadtmenschen das härteste Los: Augustus verwies ihn im Jahre 8 n. Chr. aus Gründen, die der Dichter nur anzudeuten wagt (*crimen et error*), nach dem unwirtlichen Tomis am Schwarzen Meer, einer Grenzfestung nahe der Donaumündung (Constanza). Alle Bittschriften und Klagen, die er in die Heimat sandte, blieben fruchtlos; er starb nach zehn Jahren als ein gebrochener Mann.

Seine Jugenddichtungen sind: *Amores*, Liebeselegien ohne tiefere Empfindung, durch die der Name Corinna berühmt geworden ist, und *Heroides*, Liebesbriefe, die er Heldinnen der Sage, wie Phädra, Medea, Ariadne, Dido an ihre Geliebten schreiben läßt, endlich ein formvollendetes, aber unsittliches Lehrgedicht, die *Ars amatoria*, die ein recht unerfreuliches Kulturbild vom Leben in der Hauptstadt entrollt.

Auf der Höhe seines Lebens schrieb er die *Metamorphosen* (15 Bücher)

und die Fasten (6 Bücher). Die Metamorphosen zeigen seine erstaunliche Gestaltungskraft und Erzählungskunst; seine hellenistischen Vorbilder hat er darin weit übertroffen. Er hat sich das Ziel gesetzt, die Verwandlungs- und Wundergeschichten der Sage zu sammeln (*in nova fert animus mutatas dicere formas*: die in neue Gestalten gewandelten Formen zu künden treibt mich der Geist). Er beginnt mit den „Verwandlungen“, die aus dem Chaos die Welt hervorgehen ließen, und endet mit der Verwandlung Cäsars in ein Gestirn. Die unabsehbare Fülle der Mythen weiß er geschickt zu gruppieren und in Rahmenerzählungen einzuschließen. Selbst die unglaublichsten Verwandlungen versteht er in anschaulicher Schilderung glaubhaft zu machen, und die verschiedenartigsten Geschichten, furchtbare, ernste, heitere und komische, entsprechend zu gestalten. Überall fesselt anmutige Kleinmalerei, die er von den Alexandrinern gelernt hatte (S. 46 ff.). — Die Fasten sind ein poetischer Festkalender, der die wechselnden Himmelszeichen beschrieb, die heiligen Bräuche und Feste und die historischen Gedenktage aufzählte und ihre Entstehung erklärte (vgl. Properz, S. 68). Als Ovid verbannt wurde, war das Werk erst zur Hälfte vollendet.

Aus den Jahren der Verbannung stammen die *Tristia* und die *Epistulae ex Ponto*, meist Klagelieder. Seine Dichtkunst bot ihm allein noch Trost und Hoffnung; daher finden wir in ihnen, im Gegensatz zu seinen Jugendgedichten, den wahren Ausdruck echten Gefühls, das freilich nur noch auf den Ton der haltlosen Trauer und Klage gestimmt war.

Ovid erhob sich nicht wie Horaz mit der Ruhe des Philosophen über seine Zeit, sondern er stand mitten in ihrem Treiben und fühlte sich wohl darin. Er war reich begabt, aber ihm mangelte die sittliche Kraft und die Selbstzucht. Die Wirkung seiner Verse suchte er dadurch zu steigern, daß er die rhetorischen Künste, die er auf der Schule gelernt hatte, auf die Poesie anwandte. Darin sind ihm leider die späteren römischen Dichter fast ausnahmslos gefolgt.

F. DIE GRIECHISCH-RÖMISCHE LITERATUR DER KAISERZEIT

EINLEITUNG. Vier Jahrhunderte hat das Weltreich unter guten und schlechten Kaisern weiter bestanden trotz aller Thronstreitigkeiten, Soldatenaufstände und Grenzkämpfe. Die Sittenlosigkeit nahm zu, und die geistige Kraft der griechisch-römischen Kultur verkümmerte allmählich. Doch in derselben Zeit verbreitete sie sich über alle Provinzen des Reiches, und es entstanden, da die Regierung jetzt das Schulwesen eifrig pflegte, neue Bildungsmittelpunkte in Spanien (Corduba), Afrika (Karthago und Hippo), Gallien (Burdigala-Bordeaux, Lugdunum-Lyon) und Germanien (Augusta Treverorum-Trier). So erwuchs aus dieser verworrenen Periode des Niederganges, getragen von der unverbrauchten Kraft der „Barbaren“, ein neues, zukunftsreiches Geistesleben, unter dessen Einfluß wir noch heute stehen, die Kultur des Abendlandes, die im Laufe der Jahrhunderte, immer wieder von der Antike befruchtet, zwar manchen Aufstieg und Abstieg erlebt hat, dem „Untergange“ aber gewiß noch nicht verfallen ist.

Die Zahl der Gebildeten und damit auch der Schriftsteller nahm gewaltig zu, aber nur eine beschränkte Auswahl ihrer Werke ist für die Gegenwart noch genießbar und wertvoll.

DIE POESIE

hat fast nur im 1. Jahrhundert noch Werke geschaffen, die einen unmittelbaren Eindruck auf uns machen.

Die Satiren, die Persius und Juvenalis (1. Jahrhundert) in Anlehnung an Horaz in Hexametern verfaßten, haben kulturgeschichtlichen Wert, weil sie uns in die sittlichen, literarischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse einführen. — *A. Persius* war ein edler Jüngling und begeisterter Anhänger der stoischen Philosophie, von deren Lehren er als eifernder Sittenprediger ausging. *D. Junius Juvenalis* stammte aus Spanien, das damals Rom mit literarischen Talenten versorgte. In zornigem Pathos (*difficile est satiram non scribere. Facit indignatio versum*: Schwer ist's, keine Satire zu schreiben. Die Entrüstung treibt zum Dichten) entrollt er ein grauenhaftes, hoffentlich übertriebenes Bild von der sittlichen Verderbnis in Rom; wenigstens dürfen wir von der Hauptstadt nicht ohne weiteres auf die Zustände in ganz Italien oder gar im Reiche schließen. — Satirisch ist auch der vorwiegend in Prosa geschriebene Schelmenroman des *Petronius* aus der Zeit Neros. Wir besitzen aus ihm in der *cena Trimalchionis* die köstliche Schilderung eines üppigen Gastmahls, das ein protzenhafter syrischer Emporkömmling in einer Stadt Campaniens seinen Gästen anrichtet.

Das Epigramm (S. 46), das von Griechen und Römern, von Dichtern und Dilettanten dauernd gepflegt wurde, fand seinen Meister in *M. Valerius Martialis*. Er war ebenfalls aus Spanien eingewandert und verdiente sich in Rom als Gelegenheitsdichter, der ein ebenso schlimmer Spötter wie unwürdiger Schmeichler war, seinen Unterhalt. Seine meist an bestimmte Personen gerichteten kleinen Sinngedichte sind unerschöpflich in beißendem Witz und bitterem Spott, in unerwarteten Einfällen und scharfen Spitzen. Sie geben uns Augenblicksbilder meist unerfreulicher Art aus dem Leben und Treiben unter Domitian. Unsere großen Dichter, namentlich Lessing, Schiller und Goethe, sind in seinen Spuren gewandelt, und die *Xenien* der letzteren haben ihren Namen von dem Titel seines 13. Buches (*Ξένια*, Festgeschenke zu den Saturnalien).

Die Tragödien des Philosophen *Seneca* (S. 73) — die einzigen römischen, die uns erhalten sind — schließen sich zwar an griechische Vorbilder an, aber sie sind erfüllt von pathetischen Deklamationen und mit allen Künsten der Rhetorik aufgeputzt. Trotzdem haben sie deutschen und französischen Dichtern als Muster der antiken Tragödie gegolten, bis unsere großen Dichter im 18. Jahrhundert die Meisterwerke des Äschylos, Sophokles und Euripides wieder zu Ehren brachten.

Die Fabel, die in harmlosen Tiergeschichten menschliche Schwächen vor Augen stellt, war in Griechenland seit alten Zeiten beliebt. Als ihr Hauptvertreter wurde *Äsopos*, ein phrygischer Sklave des 6. Jahrhunderts v. Chr., angesehen. Aber erst *Phädrus*, ein Freigelassener des Augustus, hat diese Äsopischen Fabeln in Verse (jambische Senare) gebracht und Schwänke und Anekdoten hinzugefügt. Seinem Beispiel sind die neueren Fabeldichter, wie Lafontaine, Pfeffel und Gellert, gefolgt. Hübsche griechische Fabeln (in Hinkjamben) aus späterer Zeit besitzen wir von *Babrius*.

Endlich verdient aus dem 4. Jahrhundert *D. Magnus Ausonius* Erwäh-

nung, der lange Zeit Professor in Bordeaux und später Prinzenerzieher in Trier war. Denn in seiner *Mosella* schildert er anschaulich und anmutig eine Fahrt auf der Mosel von Neumagen stromabwärts bis Koblenz.

DIE PROSA

TACITUS. Der größte Geschichtsschreiber der Kaiserzeit war P. Cornelius Tacitus (um 55—117). In der Ämterlaufbahn hat er es unter Nerva bis zum Konsul gebracht, und unter Trajan war er Statthalter in Asien. Zu schreiben aber begann er erst, als der schwere Druck, der unter Domitian (81—96) auf den Gemütern lastete, gewichen war.

Zunächst verfaßte er drei kleine wertvolle Schriften, den *Dialogus*, den *Agricola* und die *Germania*. *Dialogus de oratoribus* ist eine Frucht seiner rhetorischen Studien. In der Form eines Gesprächs zwischen angesehenen Rednern und Dichtern, in dem er an Lebendigkeit die Dialoge Ciceros weit übertrifft, untersucht er die zeitgemäße Frage, warum die Beredsamkeit in der Kaiserzeit so rasch verfallen sei. — *De vita et moribus Iulii Agricolae* ist die pietätvolle Biographie seines Schwiegervaters, der unter Domitian Britannien musterhaft verwaltet hatte. — *Germania*, de origine, situ, moribus ac populis Germanorum (verfaßt 98), schildert in dem allgemeinen Teil Herkunft und Land der Germanen, ihre Religion, Anschauungen, Sitten und Bräuche im öffentlichen und privaten Leben, und in dem besonderen Teil die einzelnen Stämme in geographischer Anordnung. Seinen Landsleuten wollte Tacitus in Zeiten einer übertriebenen Zivilisation die unverbrauchte Kraft und gesunde Sittlichkeit eines Naturvolks vor Augen stellen; für uns ist das Schriftchen unschätzbar, weil es uns ausführliche und zuverlässige Kunde von unseren Vorfahren gibt, soweit sie dem Tacitus, der selbst Germanien nicht betreten hat, zugänglich war.

Seine Hauptwerke sind die *Historien* und die *Annalen*, die zusammen die Kaisergeschichte von Tiberius bis zu Domitian (14—96) umfaßten. — *Historiae* (14 B.), die er zunächst schrieb, enthielten die Geschichte seiner eigenen Zeit vom Vierkaiserjahr bis zur Ermordung Domitians (69—96). Leider besitzen wir das Werk nur bis ins 5. Buch hinein (Beginn des jüdischen Krieges und Bataveraufstand unter Claudius Civilis im Jahre 70). Die Erzählung dessen, was er selbst unter Domitian erlebt und erlitten hat, ist verloren. Die *Annalen* (*Ab excessu Divi Augusti l. XVI*), das Alterswerk des Tacitus, reichten vom Tode des Augustus bis zur Ermordung des Nero (14—68). Erhalten ist uns in I—VI (mit einer großen Lücke) die berühmte Darstellung der Zeit des Tiberius (14—37) und in XI—XVI (Anfang) die Regierung des Claudius und Nero (47—66).

Tacitus war ein vornehmer und vornehm denkender ernster Mann, aber als Aristokrat im Grund seines Herzens republikanisch gesinnt und verbittert durch die Gewaltherrschaft Domitians. Seine pessimistische Weltanschauung läßt die schlimmen Zeiten, von denen er berichtet, noch düsterer erscheinen. Daher ist auch sein Urteil, so gewissenhaft er die Tatsachen berichtet, nicht selten ungerecht (z. B. über Tiberius). Dadurch, daß er mit eindringender Kenntnis der menschlichen Seele den Ursachen der Ereignisse und den Beweggründen der handelnden Personen nachspürt, erhält seine Darstellung in höherem Maße, als es der unbefangene Leser wahrnimmt, eine subjektive

Färbung, obwohl er sich vorgesetzt hat, *sine ira et studio* zu schreiben. Bewundernswürdig ist seine Kunst, den Stoff wirkungsvoll zu gruppieren und dramatisch zu gestalten, und dadurch den Leser zu fesseln und zu spannen. Sein Stil, der im Dialogus sich in Ciceronianischer Wortfülle ergeht, ist in den historischen Schriften knapp und gedrängt und wird in den Annalen immer wortkarger und unruhiger, so daß oft ganze Gedankenreihen in wenige Zeilen zusammengepreßt werden.

ANDERE GESCHICHTSCHREIBER. Unter den übrigen Geschichtschreibern seien zunächst zwei erwähnt, die sich im Stoff mit Tacitus berühren. *Flavius Josephus*, ein vornehmer jüdischer Pharisäer, war einer der Führer im jüdischen Aufstand, stellte sich aber in der Kriegsgefangenschaft auf die Seite der Römer. Von ihm besitzen wir in griechischer Sprache eine auf eigener Anschauung beruhende Erzählung vom jüdischen Krieg und der Zerstörung Jerusalems (70), vgl. Abb. 20. Sie ist unsere Hauptquelle für dieses denkwürdige Ereignis, aber nicht frei von Voreingenommenheit für die Römer und von Übertreibungen. — Im 2. Jahrhundert schrieb *C. Suetonius Tranquillus*, der gelehrteste Mann seiner Zeit, eine Kaisergeschichte in 12 Biographien von Cäsar bis zu Domitian. Sie sind nach einem festen Schema angelegt und ergänzen den Bericht des Tacitus durch mancherlei Einzelzüge, Anekdoten, aber auch Klatschgeschichten.

Wertvoller und bedeutender ist das große biographische Werk des Griechen *Plutarchos* von Chäronea (um 45—120). Er verfaßte Parallelbiographien (*Βίοι παράλληλοι*), d. h. er stellte berühmte Griechen und Römer paarweise einander gegenüber, z. B. Lykurgos : Numa, Aristides : Cato der ältere, Demosthenes : Cicero, Alexander : Cäsar. Er war zwar kein geschulter Historiker, aber er versteht das Wesen der großen Männer mit warmer Anteilnahme geschmackvoll zu schildern und weiß durch hübsch erzählte kleine Charakterzüge und Anekdoten den Leser zu fesseln. So hat er als „der Biograph der alten Welt“ einen tiefen Einfluß auf die Neuzeit ausgeübt und auch bei unsern großen Dichtern (z. B. Schiller) wohlverdiente Bewunderung gefunden. Er war ein idealgesinnter, hochgebildeter Mann und als Philosoph ein begeisterter Anhänger Platons.

Neben den Biographien besitzen wir von ihm eine große Anzahl von vermischten Schriften, die sog. *Moralia*, sehr verschieden an Wert und Inhalt, aber alle hervorgegangen aus dem auch in unserer Zeit wieder stark hervortretenden Bestreben, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in gemeinverständlicher Form den Gebildeten näherzubringen. Es sind religiöse, sitten- und kulturgeschichtliche, philosophische, politische, literarische und naturwissenschaftliche Abhandlungen. Von der Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Stoffe erhält man am besten einen Begriff in den „Tischgesprächen“, die nahezu hundert „Probleme“ aller Art behandeln. Sehr lesenswert ist auch der ernste Dialog „über die späte Bestrafung der Frevler durch die Gottheit“.

Ausländische Geschichte wurde nur selten behandelt. Hervorzuheben sind zwei grundverschiedene Bücher über Alexander den Großen. Des *Q. Curtius Rufus* *Historiarum Alexandri Magni* l. X (geschrieben unter Claudius) sind mehr ein Unterhaltungsbuch als ein Geschichtswerk. Die Züge Alexanders waren von der hellenistischen Geschichtschreibung romanhaft ausgeschmückt und ins Fabelhafte gesteigert worden. Solche Quellen bevorzugte Curtius, der mehr noch als Livius seine Darstellung rhetorisch färbte und namentlich die zahlreichen eingelegten Reden kunstgerecht ausführte. Dagegen gab im 2. Jahrhundert *Arrianus* in seiner griechisch ge-



20. RELIEF IM TITUSBOGEN, Südwand. Rom.
Nach Photographie.

Römische Soldaten tragen den siebenarmigen Leuchter und den Tisch der Schaubrote aus dem Tempel in Jerusalem als Beute im Triumphzug des Kaisers über die Juden. Vgl. S. 129.

schriebenen Alexandergeschichte auf Grund der zuverlässigsten zeitgenössischen Berichte eine klare und sachliche Erzählung der Taten des großen Königs, die der rhetorischen Ausschmückung wahrlich nicht bedurften.

DIE SILBERNE LATINITÄT. Im 1. Jahrhundert bildete sich in Rom ein neuer Stil aus, in dem die innere Unruhe der Zeit sprechenden Ausdruck fand. Man darf deshalb diese sog. silberne Latinität nicht, wie es früher geschah, als einen Verfall des klassischen Lateins ansehen. Man verwarf die lästige Wortfülle und den kunstvollen Periodenbau Ciceros; man bemühte sich knapp und geistreich zu schreiben und reihte kurze Sätze ohne Verbindung aneinander. Auch wurde die Rede mit poetischen Worten und Wendungen ausgeschmückt, wie wir es schon bei Livius beobachteten, während Cicero dies mit voller Absicht vermieden hatte. Der Meister dieses Stiles, unter dessen Einwirkung auch Tacitus stand, war Seneca.

L. Annaeus Seneca (4. v.—65 n. Chr.), der Sohn des angesehenen Rhetors Annäus Seneca, stammte aus Spanien (Corduba). Er kam in Rom rasch zu Ansehen, wurde aber von Claudius nach Corsika verbannt. Später machte ihn Agrippina zum Erzieher ihres Sohnes Nero. Nach dessen Thronbesteigung hat er mit dem Präfekten Burrus mehrere Jahre das Reich trefflich regiert, bis Nero sich von ihrem Einfluß allmählich freimachte. Zuletzt reizten seine Reichtümer die Habgier des Kaisers, und mit Seelenruhe unterwarf sich der Weise dem unfreiwilligen Tode. Sonst freilich stand sein Leben und Handeln nicht immer in Einklang mit seinen philosophischen Lehren (S. 88 f.). Außer seinen Tragödien (S. 70) hat Seneca zahlreiche Prosaschriften verfaßt, unter denen die philosophischen uns noch heute anziehen. Es sind Abhandlungen über einzelne Gebiete der Ethik, z. B. *de brevitate vitae*, *de tranquillitate animi*, *de ira*, *de providentia*, *de clementia* (an Nero

gerichtet), endlich die große Sammlung der Moralbriefe an Lucilius, vermischten Inhalts und voll reicher Lebenserfahrung.

Seneca schrieb wirklich geistreich; bei anderen aber wurde dieser Stil zu einer unerträglichen Manier. Deshalb machte es sich gegen Ende des 1. Jahrhunderts *Quintilianus* zur Aufgabe, Cicero wieder zu Ehren zu bringen, ohne in seine Übertreibungen zu verfallen. Q. Fabius Quintilianus war ebenfalls ein Spanier und hat als erster Professor der Beredsamkeit lange in Rom gewirkt. Seine „Rednerschule“ (*Institutio oratoria*) ist ein treffliches Buch, in dem er auch gesunde Erziehungsgrundsätze entwickelt. Am bekanntesten ist das 10. Buch, in welchem er, um zu richtiger Auswahl der Lektüre anzuleiten, einen kurzen Überblick über die griechisch-römische Literatur gibt.

Unter Quintilians Einfluß stand der *jüngere Plinius*, ein Freund des Tacitus. C. Plinius Secundus stammte aus Como und nahm in Rom als Sachwalter und gewissenhafter Beamter eine angesehene Stellung ein. Von ihm besitzen wir eine Sammlung von Briefen, die zwar an bestimmte Personen gerichtet, aber von vornherein für einen weiteren Leserkreis bestimmt waren. Sie geben fesselnde Einblicke in das römische Leben zur Zeit Trajans und berichten über mancherlei interessante Ereignisse, z. B. über den Untergang von Pompeji in zwei an Tacitus gerichteten Briefen. Lehrreich ist der Briefwechsel, den er als Statthalter von Bithynien 111 und 112 mit Trajan führte. Darin findet sich der bekannte Brief über die Christenverfolgung.

Sein Oheim, der *ältere Plinius*, der bei der Beobachtung des Vesuvausbruchs (79) umkam, hat aus zahlreichen Quellen eine große „Naturgeschichte“ zusammengetragen. Er gibt aber in diesem Rahmen nichts Geringeres als eine Enzyklopädie des gesamten Wissens. Besonders wertvoll für uns sind die Abschnitte über die bildenden Künste.

ARCHAISMUS UND ATTIZISMUS. Seit Hadrian kam bei den Römern die ungesunde Stilrichtung des Archaismus auf: man stellte die ältesten Dichter und Schriftsteller als Muster hin und befeiligte sich einer künstlich altertümlichen Schreibweise. Dadurch wurde die lebendige Weiterentwicklung der Literatursprache unterbunden. Ähnlich wirkte bei den Griechen der Attizismus, der in Worten, Wendungen und Satzbildung die attischen Klassiker nachahmte. Übrigens nahm damals die griechische Redekunst einen neuen Aufschwung. Ihre angesehensten Meister, die man Sophisten nannte, zogen von Ort zu Ort, und die glänzenden Vorträge und Festreden, die sie allenthalben hielten, wurden mit Begeisterung aufgenommen und brachten ihnen Ehren und Reichtum. Die schöne Form war alles, auf den Inhalt kam es meist wenig an.

Der geistreichste und vielseitigste Schriftsteller des ausgehenden Griechentums war im 2. Jahrhundert *Lukianos*, ein Syrer, der zuerst Sophist gewesen war, dann Philosoph wurde und die Schwächen beider Richtungen sowie alle sonstigen Torheiten seiner widerspruchsvollen Zeit schonungslos aufdeckte. Mit der Findigkeit eines modernen Journalisten verband er die Gabe, über alles gewandt und anziehend zu schreiben. Sittlicher Ernst und Tiefe fehlten ihm gänzlich, aber sein glänzender Witz und die Anmut seiner Sprache üben noch heute ihre Anziehungskraft aus, so daß wir manche seiner satirischen Dialoge mit Vergnügen lesen.



21. UNTERRICHT. Relief aus Neumagen. Trier. Nach Photographie.

Zwei Jungen lesen unter Leitung des Lehrers Schriftrollen, der jüngste wartet mit seinem Schreiftäfelchen in der Hand.

Im „Traum“ schildert er ergötzlich, wie sich in seiner Jugend Bildhauerkunst und Bildung um ihn als einen neuen Herakles am Scheidewege streiten. — Der verarmte und vereinsamte Menschenhasser „Timon“ erhält von Zeus seinen Reichtum zurück und jagt die falschen Freunde, die sich sofort wieder einstellen, mit der Hacke fort. — Der „Hahn“, der den Flickschuster Mikyllos aus einem schönen Traume von Gold und Überfluß unsanft weckt, läßt ihn das ruhe- und glücklose Leben seiner beneideten reichen Nachbarn schauen. — „Charon“, der die Toten so jämmerlich über den Verlust des Lebens klagen hört, nimmt einmal Urlaub, um die vielgepriesene Oberwelt kennen zu lernen, und betrachtet unter Führung des Hermes kopfschüttelnd das törichte Treiben der Menschen.

DIE CHRISTLICHE LITERATUR

Auch die Bücher des Neuen Testaments und die Schriften der Kirchenväter gehören in den Kreis der antiken Literatur; sind sie doch in den beiden Welt Sprachen, griechisch und lateinisch, geschrieben und konnten nur dadurch sich über die ganze Welt verbreiten.

Die vier *Evangelien* sind aus einer größeren Anzahl vorhandener ähnlicher Schriften als die „kanonischen“ herausgehoben worden. Papyrusblätter mit Sprüchen Jesu und einem Bruchstück des Petrus evangeliums sind neuerdings in Ägypten entdeckt worden. Für die Beurteilung unserer Evangelien ist entscheidend, daß sie keine Geschichtswerke sind oder sein wollten, sondern Erbauungsbücher, welche die Heilsbotschaft (*εὐαγγέλιον*) von den Reden und Taten, dem Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn den Gläubigen verkünden sollten. Schon deshalb ist es ein aussichtsloses Unternehmen, aus ihnen eine genaue Lebensgeschichte Jesu zusammenzustellen. Ihre Form unterscheidet sie wohlthuend von der spätantiken Prosa, die in einer toten Literatursprache verfaßt und mit rhetorischer Kunst aufgeputzt ist und deshalb mit wenigen Ausnahmen (wie Epiktet, S. 89) für uns ungenießbar bleibt. Ohne jeden Redeschmuck, klar und sachlich, pietätvoll und unparteiisch zugleich, schreiben die Evangelisten, jeder in seiner Weise, das nieder, wovon ihr ganzes Herz erfüllt ist. Sie reden die schlichte Sprache des Volkes; das ist uns im einzelnen erst jüngst klar geworden, da in den ägyptischen Papyri, den Urkunden, Briefen, Aufzeichnungen aus dem täglichen Leben, vielfach dieselben Worte und Wendungen wiederkehren. Daher wirken sie noch heute mit ursprünglicher Kraft und Frische auf uns.

Dagegen kann man die *Offenbarung Johannis*, die so seltsam von den andern Büchern des Neuen Testaments absticht, nur verstehen als Glied einer langen Reihe von jüdischen und christlichen Apokalypsen, über die sie sich freilich durch die Erhabenheit ihrer Gedanken und Bilder hoch er-

hob. Das lehrt der Vergleich mit dem ägyptischen Bruchstück der phantastischen Petrusapokalypse.

Paulus, der große Heidenapostel, stammte als Sohn eines römischen Reichsbürgers aus Tarsos, das damals ein Hauptsitz hellenistischer Bildung war. Daher beherrschte er neben der aramäischen auch die Sprache der gebildeten Griechen mit ihren unendlich reichen Ausdrucksmitteln vollständig. Seine Briefe, die ältesten christlichen Schriftdenkmäler, gehören zu einer von den Griechen nach allen Richtungen ausgebildeten Literaturgattung und sind doch etwas Neues, dank dem gewaltigen Mann, der sie schrieb. Denn rückhaltlos und schonungslos enthüllt er seine Seelenkämpfe, streitet er gegen jüdische, heidnische und christliche Widersacher. Alle Töne stehen ihm zu Gebote, wenn er, lehrend und predigend, tröstend, strafend und mahnend, seinen Gemeinden den ganz persönlichen Glauben, zu dem er sich durchgerungen hat, ans Herz legt. So haben seine Briefe einen unabsehbaren Einfluß auf die Gestaltung der christlichen Literatur und auf die Entwicklung der christlichen Lehre ausgeübt. Im Römerbrief fand Luther den Grundstein des evangelischen Glaubens.

Erst die großen Kirchenväter haben seit dem 2. Jahrhundert die HeilsvVerkündigung der Apostel zu einer Wissenschaft umgebildet. Diese konnte nicht unberührt bleiben von der spätgriechischen religiös gestimmten Philosophie (S. 88 ff.) und von den mystischen Bestrebungen, christliche, jüdische und heidnische Lehren zu verbinden (Gnostizismus, Montanismus). Denn nur mit ihren eigenen Waffen waren die gelehrten Gegner des neuen Glaubens wirksam zu bekämpfen. Hatten doch manche der Streiter für Christentum und für Heidentum einst zu den Füßen desselben Meisters der Philosophie oder Rhetorik gesessen (vgl. auch S. 90).

Aus den berühmten Bildungsstätten in Afrika sind die größten Kirchenlehrer hervorgegangen, die griechischen, wie Clemens und Origenes, aus Alexandria, die lateinischen, wie Tertullianus, Lactantius und Augustinus, aus Karthago. Es waren stark ausgeprägte, oft einseitige, aber stets kraftvolle Persönlichkeiten, welche die Vertreter der absterbenden heidnischen Weisheit weit überragten. Der Entwicklungsgang des *Augustinus* (354—430) zeigt uns, wie er, durch Ciceros Philosophie aus seinem Sündenleben herausgerissen, erst durch den gnostischen Manichäismus und den Neuplatonismus sich zur beseligenden Gewißheit des Glaubens hindurchgerungen hat; in ihm vollzieht sich die volle Verschmelzung der spätantiken und der christlichen Weltanschauung.

Zahlreiche christliche Literaturgattungen, Predigten, Sendschreiben, Erbauungs-, Trost- und Streitschriften, sind damals, teilweise anknüpfend an vorhandene Formen, entstanden. Am häufigsten waren naturgemäß die apologetischen Schriften; an ihnen kann man verfolgen, wie gewisse Gemeinplätze, Angriffspunkte und Beweisgründe typisch wiederkehren, und mit welcher Leidenschaft, oft auch Gehässigkeit, diese Kämpfe durchgefochten wurden.

Eine wichtige Aufgabe war die kritische Feststellung des neutestamentlichen Textes, die zuerst der gelehrte Origenes († 254) in Angriff nahm, und die Übersetzung der heiligen Schriften. Wie seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. die in Alexandria entstandene Septuaginta das Alte Testament den griechisch redenden Juden zugänglich machte, so mußte erst recht das Neue für die Römer ins Lateinische übertragen werden. Das geschah zuerst möglichst wortgetreu in der afrikanischen Übersetzung, dann in der Itala, bis die lateinische Übersetzung der ganzen Bibel, die Hieronymus 405 vollendete, als Vulgata allgemeine Geltung gewann.

Die christliche Poesie erhielt erst durch die lateinischen Hymnen des Ambrosius von Mailand († 397) ihre neue zukunftsreiche Form.

II. DIE PHILOSOPHIE UND WISSENSCHAFT

A. DIE PHILOSOPHIE

Vielleicht das folgenreichste Geschenk, das die Griechen der Nachwelt hinterlassen haben, ist ihre Philosophie. Denn das Streben, sich in denker Betrachtung über die Erscheinungswelt zu erheben, ihr Werden und Wesen, ihren inneren Zusammenhang zu ergründen, wird nie aus der Welt verschwinden, und noch heute beschäftigen den Forscher dieselben Probleme, welche die griechischen Denker, ohne ihre Schwierigkeit zu ahnen, zuerst kühn aufgeworfen hatten. Die letzten Systeme der hellenistischen Philosophie aber haben auf die gleichzeitige Ausbildung der christlichen Lehre einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Zwischen diesen Grenzpunkten liegt eine reiche Entwicklung, in der das Geistesleben der einzelnen Kulturstufen getreu zum Ausdruck kommt. Sie läßt sich freilich schwer in kurzen Worten darlegen. Auch sind uns die älteren philosophischen Werke nur in Bruchstücken erhalten. Es waren die ältesten Prosaschriften; nur einige Forscher, wie Xenophanes und Empedokles, wählten noch die Form der Hesiodischen Lehrdichtung (S. 19).

DIE IONISCHEN NATURPHILOSOPHEN. Die bekannten sieben Weisen haben mit der Philosophie nichts zu schaffen. Es waren meist bedeutende Staatsmänner des 6. Jahrhunderts, wie Solon von Athen, Pittakos von Mytilene, Bias von Priene, Thales von Milet, und in den kurzen Kernsprüchen, welche die Überlieferung den einzelnen in den Mund legte, fand die lebenskluge Erfahrung und die gesunde Sittlichkeit jener Zeit bündigen Ausdruck, z. B. *Γνώθι σαυτόν* (Erkenne dich selbst!), *Μηδὲν ἄγαν* (*ne quid nimis*, Alles mit Maß!).

Die Naturphilosophen (*οἱ φυσικοὶ*) aber, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt auf einen oder mehrere Urstoffe zurückzuführen unternahmen, sind von Milet ausgegangen, der großen ionischen Handelsstadt, in der auch die Weisheit und Wissenschaft des Orients Eingang gefunden hatte. Daß man eine solche Frage überhaupt aufzuwerfen wagte, bedeutete einen gewaltigen Fortschritt über den feststehenden naiven Volksglauben hinaus, wenn auch die Antworten, die man damals fand, uns heute kindlich erscheinen.

Zuerst erklärte *Thales* (um 585) das lebenspendende Wasser für das Grundelement, später *Anaximenes* die Luft, aus der durch Verdichtung und Verdünnung alles entstanden sei. Vor ihm aber hatte bereits *Anaximandros* gelehrt, keines der vorhandenen Elemente, sondern „das Unbegrenzte“ (*τὸ ἄπειρον*) sei der Ursprung aller Dinge.

Durch Pythagoras von Samos und Xenophanes von Kolophon ist schon im 6. Jahrhundert die ionische Philosophie nach Großgriechenland verpflanzt worden. *Pythagoras* kam auf Grund seiner mathematischen Studien zu der Einsicht, daß das Weltall und alles, was in ihm ist, nach bestimmten Zahlenverhältnissen geordnet sei (*κόσμος*), und so erblickte er in der Zahl geradezu das Wesen und Prinzip aller Dinge. Dieser erhabene Gedanke

führte jedoch in seiner Anwendung auf die Naturerscheinungen und vollends auf das Geistesleben zu unfruchtbarer Zahlenspielerei und mancherlei Aberglauben. Denn Pythagoras war auch mit den mystischen Lehren der Orphiker vertraut (Seelenwanderung, Läuterung der Seele, S. 97). In Kroton, wohin er ausgewandert war, stiftete er den Geheimbund der Pythagoreer, die, durch enge Freundschaft und Lebensgemeinschaft verbunden, den Wissenschaften oblagen und die bürgerlichen Tugenden pflegten. Der Stifter wurde von ihnen als untrügliche Autorität verehrt (*αὐτὸς ἔφα*: der Meister selbst hat's gesagt).

Xenophanes fand nach einem unruhigen Wanderleben in Elea (Velia) an der Westküste Italiens eine zweite Heimat. Dort begründete er mit seinem Schüler *Parmenides* das philosophische System der Eleaten. Xenophanes war eine tiefreligiöse Natur; deshalb verwarf er die Mythen, die Homer und Hesiod von den Göttern erzählten, als sittlich unwürdig und erhob sich zu dem Glauben, daß eine Gottheit die Welt erfülle, ganz Auge, ganz Ohr, ganz Denken, und darum dem Menschengenossen unfassbar (Pantheismus). Wie in dieser Gottheit, so herrscht auch in der Welt nur ein unveränderliches unbewegliches Sein (*ἔν τὸ πᾶν*), und die Sinne täuschen uns, wenn wir Bewegung, Werden und Vergehen zu beobachten glauben. Um diese allerdings sehr befremdliche Annahme zu bekräftigen, stellte der Eleat Zenon die bekannten Trugschlüsse auf (der fliegende Pfeil ruht. Der schnellfüßige Achilleus kann die langsame Schildkröte nicht einholen).

Dieselbe Annahme, daß die Sinneswahrnehmungen trügerisch seien, führte den *Herakleitos* von Ephesos (um 500) zu dem entgegengesetzten Schluß: *πάντα ῥεῖ*: es gibt kein Sein, sondern alles ist in stetem Flusse, in wechselnder Zersetzung und Erneuerung, begriffen, wie wir z. B. nicht zweimal in denselben Fluß steigen können. Daher ist der Krieg der Vater und König aller Dinge (*πόλεμος πατήρ καὶ βασιλεὺς πάντων*). Darum findet Heraklit den Urstoff im Feuer. Darunter versteht er eine unendlich feine, in steter Bewegung begriffene Materie, die denkend, ja selbst Gottheit ist. Denn in dieser Bewegung herrscht nach göttlichem Gesetz ein regelmäßiger Wechsel zwischen Weltbildung und Weltzerstörung. Das ist die „unsichtbare Harmonie der Dinge“. — Heraklit, der wegen seiner schwerverständlichen Weisheitsprüche „der Dunkle“ (*ὁ σκοτεινός*) genannt wurde, war einer der tiefsten Denker des Altertums, dessen Spekulation immer wieder die Geister angeregt hat.

Gegenüber diesem monistischen Hylozoismus, der den einen Urstoff selbst belebt denkt, trat im 5. Jahrhundert der Dualismus auf, der neben einer Vielheit von Urstoffen ein bewegende Kraft annahm.

Das geschah in halbmythischem Gewande bei *Empedokles* von Akragas (Girgenti) auf Sizilien. Er glaubte an vier „Wurzeln“ aller Dinge, Feuer, Wasser, Luft und Erde, die vier Elemente, von denen wir noch heute reden. Auf diese wirken zwei entgegengesetzte Kräfte *Φιλότης* und *Νεῖκος* (Neigung und Zwist, Anziehung und Abstoßung) ein, die sie in wirbelnder Bewegung durcheinander mengen.

In bestimmterer Form tritt der Dualismus zuerst bei *Anaxagoras* von Klazomenä in Kleinasien auf, der die Philosophie nach Athen verpflanzte, dort der Freund des Perikles war, aber um 431, wegen Atheismus (*ἀσέβεια*) angegriffen, Athen verlassen mußte, weil er lehrte, daß die Sonne eine glühende Gesteinsmasse sei. Er nahm eine unendliche Menge kleiner, qualitativ verschiedener Urstoffe an, aus denen durch Mischung und Scheidung alles entsteht. Den ersten Anstoß zu dieser Bewegung aber hat der *Noûs*

(Geist, Denkkraft) gegeben. Ihm verdankt die Welt ihre feste, zweckvolle Ordnung (Anfänge einer teleologischen Weltanschauung).

Die Atomistik dagegen, deren Hauptvertreter *Demokritos* von Abdera war, kehrte zu einer mechanischen Erklärung der Welt zurück. In dem leeren Raume schweben zahllose unveränderliche und „unteilbare“ Urstoffe, die Atome (*ἄτομα*), qualitativ gleich, aber nach Größe und Gestalt unendlich verschieden. Da sie, infolge ihrer Schwere nach unten sinkend, aufeinander stoßen, so befinden sie sich seit Anbeginn von selbst in unaufhörlicher Wirbelbewegung, aus der die Erscheinungswelt hervorgegangen ist. Eine umgeformte Atomenlehre ist die Grundlage der modernen Physik und Chemie geworden.

DIE SOPHISTEN. Aus dem Widerspruch, in dem diese verschiedenen Lehren zueinander standen, schien sich zu ergeben, daß das Problem der Naturphilosophie unlösbar sei. Es scheiterte an den Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Das führte darauf, zuvörderst diese zu erforschen. Es bleibt das unbestreitbare Verdienst der Sophisten, daß sie zuerst diese Aufgabe in Angriff nahmen und den Menschen in den Mittelpunkt des Denkens stellten. Sie traten etwa seit 450 in verschiedenen Gegenden der griechischen Welt auf, zogen als Wanderlehrer umher, die für teures Geld in Unterrichtskursen und Vorträgen ihre Weisheit mitteilten, und erfreuten sich bald hohen Ansehens. Die bedeutendsten waren: *Protagoras* von Abdera, der auf das geistige Leben Athens entscheidenden Einfluß gewann, *Gorgias* von Leontini, der als Gesandter seiner sizilischen Vaterstadt nach Athen kam und dort die Kunst der Rhetorik (S. 40) einbürgerte, *Prodikos* von Keos, dessen Erzählung von Herakles am Scheidewege Xenophon wiedergibt, und der vielseitige *Hippias* von Elis.

Die Sophisten waren keineswegs nur Philosophen, sondern Lehrer praktischer Lebensweisheit, die sich anheischig machten, „die Jugend zu Wohlberatenheit und erfolgreicher Tätigkeit in häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten zu erziehen.“ Dazu dienten ihnen die Künste der Dialektik und Rhetorik. Sie kamen damit dem allenthalben sich regenden Verlangen nach umfassenderer allgemeiner Bildung entgegen. Freilich gingen manche unter ihnen als Vertreter der Aufklärung in ihrer schonungslosen Kritik aller bestehenden Verhältnisse weit über das rechte Maß hinaus; aber man darf sie nicht ausschließlich nach dem satirisch gefärbten Bilde beurteilen, das ihr größter Gegner Platon von ihnen entwirft.

Protagoras stellte den Satz auf: aller Dinge Maß ist der Mensch (*πάντων χρημάτων μέτρον ἐστὶν ἄνθρωπος*), d. h. für jeden einzelnen Menschen sind die Dinge nur so beschaffen, wie sie ihm persönlich erscheinen; eine objektive, d. h. für alle geltende Erkenntnis und Wahrheit gibt es nicht. Daraus erwächst dem einzelnen Menschen die Möglichkeit, seine persönliche Auffassung, wenn er die nötige dialektische Gewandtheit besitzt, ändern einzureden und dabei unter Umständen, z. B. vor Gericht, auch einer schlechteren Sache zum Siege zu verhelfen (*τὸν ἥτιω λόγον κρείττω ποιεῖν*). Denn auch die Gültigkeit von Sitte und Brauch, von Staatseinrichtungen und Gesetzen, ja den Glauben an die Volksgötter zogen die Sophisten in Zweifel. Protagoras schrieb mit Recht: „Von den Göttern kann ich nichts wissen, weder daß sie sind, noch daß sie nicht sind“; andere Sophisten aber erklärten die Götter einfach für eine Erfindung kluger Staatsmänner, um das Volk von geheimen Verfehlungen gegen die Gesetze abzuhalten. So haben die Sophisten die individualistische Weltanschauung angebahnt, die dem Indi-

viduum schließlich die schrankenlose Freiheit des „Übermenschen“ zuspricht (vgl. Nietzsche), und es stand zu befürchten, daß die sittlichen und religiösen Grundlagen des griechischen Lebens zusammenbrachen.

SOKRATES. Da war es Sokrates (vgl. Abb. 22), der den Sophisten entgegentrat, indem er die Möglichkeit einer auf der menschlichen Vernunft begründeten allgemeingültigen Erkenntnis nachwies und eine autonome, d. h. ganz auf sich selbst beruhende Sittenlehre schuf. Dadurch wurde er der Begründer der Logik und Ethik.

Sokrates (469—399) war ein schlichter Athener aus niederem Stande, körperlich häßlich, aber erfüllt von einem starken, freien Geiste und willenskräftiger Selbstbeherrschung. Gewissenhaft erfüllte er seine Bürgerpflichten. Als Hoplit kämpfte er bei Potidäa (432), Delion (424) und Amphipolis (422). Ebenso unerschrocken trat er 406 in der Volksversammlung, welche die Sieger in der Arginusenschlacht schuldlos zum Tode verurteilte, der aufgeregten Menge entgegen. Seinen Lebensberuf aber erblickte er darin, selbst zu einer sicheren Erkenntnis zu gelangen und seine Mitbürger zur Selbsterkenntnis und damit zum sittlichen Handeln anzuleiten. Dazu bediente er sich einer eigenartigen Gesprächskunst, welche den Mitunterredner zwang, an der Untersuchung teilzunehmen, sein Nichtwissen aufdeckte und ihn die Wahrheit selbst finden lehrte (Sokratische Methode, auch im Unterricht bewährt). Durch die Rücksichtslosigkeit seines Wahrheitsdranges und die Ironie seiner Fragen hatte sich der seltsame Mann viele Feinde gemacht, während seine Freunde ihn begeistert verehrten. Schon 423 hatte ihn Aristophanes in den „*Wolken*“ aufs schärfste angegriffen (S. 30); in der reaktionären Zeit nach der Vertreibung der Dreißig wurde er, wie vor ihm Anaxagoras und Protagoras, wegen Gottlosigkeit (*ἀσέβεια*) angeklagt: Sokrates tue Unrecht, indem er die Jugend verderbe und nicht an die Staatsgötter glaube, sondern an andere neue göttliche Wesen (*Σωκράτη ἀδικεῖν τοὺς τε νέους διαφθείροντα καὶ θεοὺς οὓς ἡ πόλις νομίζει οὐ νομίζοντα, ἔτερα δὲ δαιμόνια καινά*). Der letztere Vorwurf war eine Mißdeutung seines Daimonion, einer inneren göttlichen Stimme, die ihn oft plötzlich vor einem Vorhaben, das ihm Schaden bringen konnte, warnte. Durch seine freimütige Verteidigung reizte er seine Richter und verschmähte es, wie doch allgemein Sitte war, ihre Milde anzuflehen; deshalb mußte er den Schierlingsbecher trinken.

Um zu festen Begriffen zu gelangen (was ist gut? tapfer? fromm?), ging er von allgemein anerkannten Erfahrungstatsachen aus und wandte auf sie, vorsichtig von Schluß zu Schluß fortschreitend, die jedem Menschen inwohnenden Gesetze des vernünftigen Denkens an (induktive Methode). Wie zu jedem Handwerk, so gehört auch zur Betätigung der Tugend im Leben und im Staat Sachverständnis. Daher ist auch die Tugend ein Wissen und ist lehrbar. Und wer sich dieses Tugendwissen erarbeitet und innerlich angeeignet hat, den beherrscht es so vollständig, daß er nie unrecht handeln kann (*οὐδείς ἐκὼν ἀμαρτάνει*). Denn er weiß, daß nur das, was sittlich gut ist, ihm wahrhaft nützlich sein kann. Daß dieser an sich einseitige Grundsatz in Sokrates selbst zur vollkommenen Wirklichkeit wurde, daß bei ihm tatsächlich alle Gefühle und Triebe dem Verstand untertan waren, bewies er durch sein ganzes Leben und durch die Unerschrockenheit, mit der er für seine Überzeugung in den Tod ging.

Sokrates wollte kein Weiser (*σοφός, σοφιστής*) sein, sondern nur ein Weisheitssucher (*φιλόσοφος*). Unablässig fragend, forschend und anregend, konnte er selbst zu keinem festen System gelangen. Aber gerade dadurch hat er die ganze spätere Philosophie entscheidend beeinflußt:

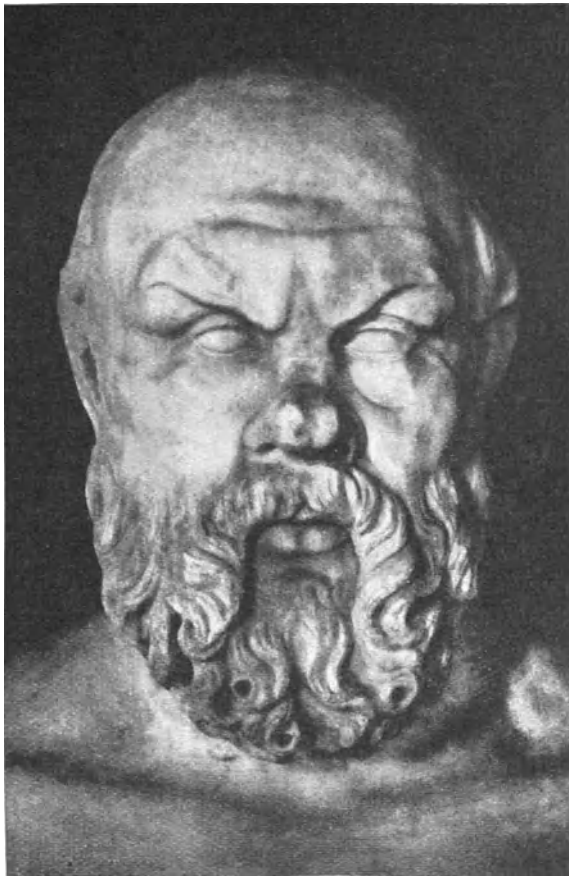
Sokrates

Platon (Akademiker)	Antisthenes (Kyniker)	Aristippos (Hedoniker)
Aristoteles (Peripatetiker)	Zenon (Stoiker)	Epikuros (Epikureer).

PLATON. Platon (Abb. 23) allein hat die Weisheit des Sokrates voll erfaßt und hat auf ihr ein philosophisches System errichtet, in dem er zugleich widersprechende Lehren der älteren Naturphilosophen miteinander zu vereinigen suchte.

Platon (427—347) war ein vornehm denkender Aristokrat, eine harmonische, allseitig durchgebildete Persönlichkeit, einer der größten Philosophen und Schriftsteller aller Zeiten. Er wollte Dichter werden; aber der Umgang mit Sokrates gewann ihn ganz für die Philosophie. Nach dessen Tode war ihm Athen verleidet. Auf weiten Reisen nach Kyrene, Ägypten und Unteritalien vollendete er seine philosophische Bildung. Dreimal ist er später in Sizilien am Hof des älteren und des jüngeren Dionys gewesen; aber die Hoffnung, seine politischen Ideale in Syrakus verwirklicht zu sehen, scheiterte an der harten Wirklichkeit. In Athen hielt er sich, da ihm die dortige Demokratie verächtlich war, vom öffentlichen Leben fern. Im Jahre 387 gründete er in einem Garten beim Kolonoshügel die Akademie. Bald sammelten sich um ihn lernbegierige Jünglinge aus ganz Hellas, die er in der Form eines festen Kultvereins zu edler Gemeinschaft des Lebens und Forschens verband. In seiner Akademie, die das Vorbild für die späteren Philosophenschulen abgab, hat er vierzig Jahre lang gewirkt und gelehrt, und auch seine Schriftstellerei knüpfte in ihrer dialogischen Form an seine Lehrtätigkeit an.

Platon ging von der Begriffsforschung des Sokrates aus, welche die Menschen aus ihrer Denkträgheit zur Selbstprüfung aufrütteln wollte. Aber er sprach den „Begriffen“ ein wirkliches, selbständiges Dasein zu; denn anders konnte er sich die Tatsache nicht erklären, daß der Mensch den Begriff, z. B. einer vollkommenen Kugel, oder des Guten, des Schönen, in sich trägt, ohne sie je im Leben wahrgenommen zu haben. Dies sind die Ideen (*εἶδος, ἰδέα*), die schlechthin vollkommenen Urbilder aller Dinge, deren unvollkommene Abbilder wir auf der Erde vor uns haben. Sie finden sich, in einer von der irdischen scharf geschiedenen Welt — wir würden sagen: im Himmel — vereinigt. Sie sind ewig und unveränderlich und darum allein das wirklich Seiende (im Sinne der Eleaten, S. 78) gegenüber der in stetem Wechsel begriffenen Erscheinungswelt (Heraklits, S. 78). In dieser „transzendenten“ Welt hat die Seele des Menschen, bevor sie in den irdischen Leib einging, gewilt und sich dort mit den Ideen erfüllt (Präexistenz); darum muß sie unsterblich sein. Begegnet sie dann in ihrem Erdendasein den Ab-



22. SOKRATES.

Marmorbüste. Rom, Villa Albani. Nach Photographie. Die derben, silenartigen Züge lassen Geist und Temperament des großen Philosophen ahnen. Die Büste ist eine spätere Umgestaltung des ursprünglichen Bildnisses.

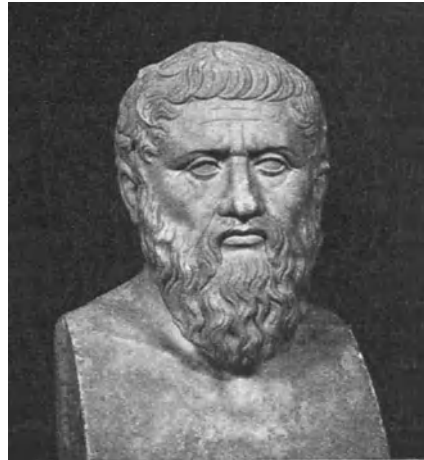
bildern der Ideen, so wird die Erinnerung an sie wieder lebendig (*ἀνάμνησις*), und es regt sich im Menschen der unbezwingliche Drang, sich dem Ideal wieder zu nähern, d. h. sittlich vollkommener zu werden und die Fesseln der Sinnlichkeit abzustreifen. Denn die höchste Idee ist die des sittlich Guten, die mit der Gottheit identisch ist. Ihr am nächsten steht die Idee des Schönen; daher erhebt der Anblick des Schönen schon auf der Erde den Menschen über sich selbst. Dieses Streben des Menschen aus dem Irdischen zum Überirdischen ist die oft mißverständene platonische Liebe (*ἔρως*).

Sie wird nicht nur durch die Schranken der Leiblichkeit gehemmt, sondern auch die Seele selbst enthält neben dem vernünftigen Teile (*νοῦς, λογιστικόν*), der allein unsterblich ist, die mutvollen und die begehrliehen Triebe (*θυμοειδές* und *ἐπιθυμητικόν*), welche die Vernunft zügeln soll, wie ein Wagenlenker seine Rosse. Nach der Trennung vom Körper hat die Vernunftseele, je nach dem Grade der im irdischen Leben erreichten Vollkommenheit, noch eine längere oder kürzere Wanderung durch andere Körper durchzumachen, bis sie geläutert in die Welt der Ideen zurückkehren darf (Pythagoreische Seelenwanderung, S. 78).

Da nur der Philosoph das wahre Wissen von der Tugend besitzt, so ist auch er allein zum Lenker des Staates befähigt und berufen. Denn der Zweck des Staates ist, durch Verwirklichung der Tugenden, vor allem der Gerechtigkeit, die Glückseligkeit der Bürger zu fördern. Darauf beruht der von Platon ersonnene Idealstaat mit seinen drei Bürgerklassen. Der herrschende Stand sind natürlich die Philosophen. Diese gehen durch sorgfältige Erziehung und Auswahl aus dem Wehrstand (*φύλακες*) hervor, dem der Schutz des Staates nach außen und innen obliegt. Der Nährstand endlich, der aus den Bauern, Handwerkern und Kaufleuten besteht, hat für die andern zu arbeiten. Damit nun die „Wächter“ durch nichts von ihrer gemeinnützigen Tätigkeit abgezogen werden, sind für sie — nicht etwa für alle Bürger — Weiber, Kinder und Güter gemeinsamer Besitz (Kommunismus), und die Erziehung ihrer Kinder erfolgt, wie es in Sparta tatsächlich der Fall war, gemeinsam.

Die Schriften Platons, an denen wir die allmähliche Entwicklung seiner Philosophie über Sokrates hinaus verfolgen können, besitzen wir vollständig. Es sind meist Dialoge, wie sie Sokrates zu führen pflegte. Daher macht er fast immer den Sokrates zum Wortführer, auch wo er ihm mit einer uns heute unverständlichen Freiheit seine eigenen Lehren in den Mund legt. Die Gesprächsform erlaubt es, ein Problem von allen Seiten zu betrachten und die Mitunterredner (und damit auch die Leser) an der allmählich fortschreitenden Untersuchung selbsttätigen Anteil nehmen zu lassen. Diesem Zweck dient auch die scheinbare Umständlichkeit der Erörterung, die manchen Leser im Anfang befremdet. Wo aber die wissenschaftliche Beweisführung ihre Grenzen findet, da kleidet Platon seine Spekulation in phantasievoll erdichtete Mythen. Auch sonst offenbart er sich als Dichter in der kunstvollen Einkleidung mancher Dialoge, wie des Protagoras und des Symposion, in der lebensvollen Natürlichkeit, mit der er den schlichten Gesprächston trifft, was viel schwerer ist, als man gemeinhin glaubt, und in der vollendeten Charakteristik der redenden Personen. Daher geben uns seine Dialoge zugleich anschauliche Kulturbilder aus dem angeregten geselligen Verkehr und geistigen Leben, die Athen damals zum „Bildungsherd von ganz Hellas“ machten

In den frühesten Dialogen werden nach der Weise des Sokrates einzelne Tugendbegriffe, meist ohne abschließendes Ergebnis, aber stets mit reichem Gewinn, erörtert, z. B. im *Laches* die Tapferkeit oder im *Euthyphron* die Frömmigkeit. Der Protagoras entrollt ein lebensvolles, wenn auch satirisch gefärbtes Bild von dem Wesen und Treiben der Sophisten, die bei dem reichen Kallias eingekehrt sind. Dem eiteln Gerede des Protagoras gegenüber erweist Sokrates in eingehender Beweisführung die Lehrbarkeit der Tugend und geißelt die innere Hohlheit der Sophisten und die kritiklose Bewunderung, die ihnen entgegen gebracht wurde. Im *Gorgias* wendet er sich mit vernichtender Schärfe gegen die Scheinkunst der Rhetorik und beweist in der Auseinandersetzung über den Zweck des Lebens dem „Übermenschen“ Kallikles, der das Recht des Stärkeren rücksichtslos vertritt, daß wahres Glück ohne Tugend undenkbar ist, daß sogar Unrecht leiden dem Menschen besser ist als Unrecht tun, und daß für den Übeltäter die Strafe eine Wohltat ist, weil sie ihn zur Besserung hinführt. — Drei Schriften haben das Ende des Sokrates zum Gegenstand. Die *Apologie* schildert in der Form der von Sokrates gehaltenen Verteidigungsrede das gottgewollte Wirken seines teuren Lehrers und erklärt, wie es möglich war, daß dieser Mann zum Tode verurteilt werden konnte. Im *Kriton* begründet Sokrates seine Weigerung, aus dem Gefängnis zu fliehen mit dem Nachweis, daß ein Bürger den Gesetzen des Staates unter allen Umständen Gehorsam schuldet. Im *Phädon* endlich rahmt die Erzählung der letzten Stunden des Sokrates, die in ihrer ergreifenden Schlichtheit an die Evangelien erinnert, das tiefsinnige Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele ein. — Das *Symposium*, Platons Meisterschrift, gibt ein prächtiges Bild von dem geselligen Verkehr geistreicher Männer. Das Wesen der Liebe (*ἔρως*) wird von allen Teilnehmern des Gastmahles, zuletzt und am tiefsten von Sokrates erörtert. Da erscheint der trunkene Alkibiades und feiert in einer herrlichen Lobrede auf Sokrates diesen selbst als den Meister wahrer Liebeskunst. — In den späteren Schriften tritt die dialogische Form und die Person des Sokrates nach und nach zurück. Die 10 Bücher vom Staat (*πολιτεία*) entwickeln in eingehender, tiefeschürfender Untersuchung das bereits erwähnte Staatsideal des Platon. Daß er sich schließlich von dessen Undurchführbarkeit überzeugen mußte, beweist sein umfängliches Alterswerk über die Gesetze (*νόμοι*); hier wird eine zwischen Monarchie und Demokratie stehende gemischte Verfassung als die beste, die sich erreichen läßt, empfohlen.



23. PLATON. Marmorbüste. Rom, Vatikan.
F. Bruckmann, A.-G. München, phot.

Platons Philosophie ist das denkwürdigste Beispiel dafür, daß große Gedanken, einmal ausgesprochen, Macht und ewige Dauer gewinnen, wenn auch ihre, wie bei allen menschlichen Dingen, zeitlich bedingte erste Fassung unzulänglich und darum vergänglich ist. So glaubt zwar längst niemand mehr an seine Ideenlehre, die schon Aristoteles widerlegt hat; aber ihr erhebender Grundgedanke, daß der Mensch teil hat an einer Welt des göttlichen Geistes, die ihn im Leben aus dem Banne der Sinnlichkeit befreit und ihm im Tode das Anrecht auf ein höheres Dasein sichert, wird nie aus der Welt verschwinden.

Platons Philosophie ist das denkwürdigste Beispiel dafür, daß große Gedanken, einmal ausgesprochen, Macht und ewige Dauer gewinnen, wenn auch ihre, wie bei allen menschlichen Dingen, zeitlich bedingte erste Fassung unzulänglich und darum vergänglich ist. So glaubt zwar längst niemand mehr an seine Ideenlehre, die schon Aristoteles widerlegt hat; aber ihr erhebender Grundgedanke, daß der Mensch teil hat an einer Welt des göttlichen Geistes, die ihn im Leben aus dem Banne der Sinnlichkeit befreit und ihm im Tode das Anrecht auf ein höheres Dasein sichert, wird nie aus der Welt verschwinden.

ARISTOTELES war der bedeutendste Nachfolger Platons und der größte Gelehrte des ganzen Altertums, dessen Schriften im Mittelalter als der Inbegriff alles Wissens verehrt wurden.

Aristoteles (384—322) wurde in Stageiros auf der Halbinsel Chalkidike als Sohn eines makedonischen Leibarztes geboren. In Athen war er lange Platons Schüler und Mitarbeiter. Im Jahre 343 machte ihn König Philipp zum Erzieher des jungen Alexander. Als dieser nach Asien zog, (334), begründete Aristoteles in dem athenischen Gymnasium Lykeion (Lyzeum) seine philosophische Schule, deren Anhänger man Peripatetiker nannte, weil Aristoteles in den Laubgängen (*περίπατοι*) des Lykeions umherwandelnd zu lehren pflegte. Nach Ale-

xanders Tode wegen Atheismus angeklagt, flüchtete er nach Chalkis auf Euböa, wo er schon 322 (in demselben Jahr wie Demosthenes) starb.

Aristoteles ging von den platonischen Ideen aus. Er sprach ihnen, die er Urformen (*εἶδη*) nannte, zwar ebenfalls wirkliches Dasein zu, aber während Platon sie in eine überirdische Welt versetzte, nahm Aristoteles an, daß sie nur in den Dingen und Wesen der sichtbaren Welt selbst existieren, ihnen „immanent“ sind. Der formlose Stoff besitzt zwar die Fähigkeit, alles zu werden (Potentialität), aber erst durch das Einwirken der bildenden Form, die ihn in Bewegung versetzt, gelangt er zur Verwirklichung (Aktualität). Der Ursprung aller Bewegung (*τὸ πρῶτον κινῶν*) aber ist Gott, der, selbst ewig und unbewegt, über der Welt steht. Er ist reine Vernunft (*νοήσεως νόησις*) und der höchste Zweck aller Dinge, die vom Unvollkommenen zum Vollkommenen ansteigend, eine geordnete Stufenleiter von Zwecken verwirklichen (teleologische Weltanschauung).

Auf einer hohen Stufe steht die menschliche Seele, weil ihr allein die denkende und schaffende Vernunft innewohnt. Ihr Zweck ist es, die Triebe und Gefühle und alles, was sie sonst hemmt, der Vernunft zu unterwerfen. Auf dieser Betätigung der Tugenden beruht die Glückseligkeit des Menschen. Jede Tugend stellt den Menschen vor die Wahl zwischen zwei entgegengesetzten Untugenden, die Tapferkeit zwischen Feigheit und Tollkühnheit, die Sparsamkeit zwischen Geiz und Verschwendung usw.

Die Verwirklichung des sittlich guten Lebens vollzieht sich in der Gemeinschaft, denn der Mensch ist von Natur ein Gesellschaftswesen (*φύσει ζῶον πολιτικόν*). In der Entwicklung des Staatslebens, die er in seinem „Staat“ (*πολιτικά*) schildert, unterscheidet Aristoteles — maßgebend für alle späteren Staatstheorien — drei Hauptformen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und ihre Entartungen Tyrannis, Oligarchie und Pöbelherrschaft. Einen Idealstaat aber gibt es nicht (S. 82).

In seinen zahlreichen Schriften hat Aristoteles als Philosoph nahezu alle Gebiete der Wissenschaft eingehend behandelt und als Gelehrter das ganze Wissen seiner Zeit zusammengefaßt und geordnet. Er ist der Begründer der formalen Logik mit ihren Urteilen, Schlüssen und Beweisen; er hat grundlegende Werke über die Ethik verfaßt; er ist der Schöpfer der Naturwissenschaften (Physik, Mechanik, Tierkunde; zur Botanik hat sein Schüler Theophrastos den Grund gelegt). Auch der Rhetorik hat er eine Schrift gewidmet. Von seinen bahnbrechenden literarhistorischen Untersuchungen zeugt das inhaltreiche Büchlein der Poetik, von dem wir den Teil über die Tragödie besitzen. Die vor 30 Jahren in Ägypten aufgefundene „Verfassung der Athener“ (*πολιτεία Ἀθηναίων*) war die bedeutendste von nicht weniger als 158 Monographien über die Verfassungen einzelner Staaten. Sie bildeten die denkbar umfassendste Vorarbeit und Stoffsammlung für das große Werk über den Staat.

Natürlich bediente er sich bei seinen allseitigen Forschungen der Mithilfe seiner zahlreichen Schüler, deren wissenschaftliche Arbeit er meisterhaft zu organisieren verstand. So geht auf ihn die ganze Ausbildung der Wissenschaften in der hellenistischen Periode zurück. Das ganze Mittelalter hat ihn als den „Meister aller Weisen“ (*maestro di color che sanno*, Dante) verehrt und unendlich viel von ihm gelernt. Erst die in der neueren Zeit einsetzende exakte Forschung hat sich, nicht ohne auf heftigen Widerstand zu stoßen, von seiner drückenden Autorität befreit.

DIE STOIKER UND EPIKUREER. Inzwischen begannen die griechische Polis und Leben und Anschauungen ihrer Bürger sich von Grund aus zu verwandeln. Die politische Freiheit war (seit 338) dahin, die festen Bande des Gesetzes und der Sitte wurden gelockert und der Glaube an die alten Götter durch die Aufklärung vernichtet. Daseinsfreude und Schaffenskraft machten vielfach einem müden Verlangen nach Ruhe Platz. Aus diesen Verhältnissen heraus erwuchs eine neue Philosophie, die der alternden Welt gab, wonach sie sich sehnte: nicht mehr tief sinnige Spekulation, sondern praktische Lebensweisheit, die dem einzelnen Menschen die heiß ersehnte Glückseligkeit (*εὐδαιμονία*) verhieß, eine festbegründete Sittenlehre und schließlich einen Ersatz für die verlorene Religion. Darum liegt der Schwerpunkt der Philosophie jetzt in der Ethik; die Erkenntnislehre und die Naturphilosophie dienen nur noch als Mittel zum Zweck. So sind kurz vor 300 v. Chr. fast gleichzeitig in Athen die stoische und die epikureische Philosophie entstanden, die auf verschiedenen Wegen demselben Ziele zustreben. Beide gehen indirekt auf Sokrates zurück (S. 80); beide haben einen entscheidenden Einfluß auf das sittliche und geistige Leben des späteren Altertums ausgeübt. —

Die Kyniker. Der Sokrater Antisthenes hatte die Lehre seines Meisters nur einseitig verstanden und in ihrer Anwendung auf das Leben geschmacklos übertrieben. Wenn die Tugend das einzige Gute ist, so lehrte er, sind alle Güter der Kultur wertlos und überflüssig, und das Glück liegt allein in vollkommener Bedürfnislosigkeit. Nach dem Gymnasium Kynosarges, in dem Antisthenes lehrte und wohl auch nach ihrer „hündischen“ Lebensweise nannte man seine Anhänger Kyniker. Durch den witzigen Diogenes ist diese „Philosophie der Gasse“ populär geworden, und die kynischen Wanderprediger, die wie die Bettelmönche des Mittelalters umherzogen, haben bis in die römische Zeit hinein einen gewissen Einfluß auf das sittliche Leben auch des ungebildeten Volkes ausgeübt, während sonst die Philosophie natürlich nur auf die oberen Gesellschaftsschichten einwirkte.

Die Stoiker. Zenon, ein Halb Grieche aus Kypros, hat, von den Anschauungen der Kyniker ausgehend, ein geschlossenes, wissenschaftlich begründetes System der Moral aufgestellt. Er lehrte in der Bunten Halle (*στοὰ ποικίλη*) auf dem Markt von Athen, weshalb man seine Schüler Stoiker nannte. Auch Chrysippos, der im 3. Jahrhundert die Lehren der Stoa weiter ausbildete und begründete, war ein Asiate. Daraus erklärt sich die un griechische, fast fanatische Einseitigkeit des Systems.

Die Hauptsätze der stoischen Ethik waren folgende: die Tugend ist nicht bloß das höchste, sondern schlechthin das einzige Gut, und die sittliche Schlechtigkeit das einzige Übel. Alles andere, alle Triebe und Gefühle, die den natürlichen Menschen beherrschen, alle Güter, die er schätzt, alle Leiden, die er fürchtet, sind schlechthin gleichgültig (*ἀδιάφορα*). Selbst der Tod ist kein Übel, da er ja naturgemäß ist. Das richtige Wissen von der Tugend wird (nach Sokrates) durch vernunftmäßige Erkenntnis (*φρόνησις*) gewonnen, die zugleich den Willen beeinflusst und zur Verwirklichung der Tugend im Leben antreibt. Richtschnur und Ziel des Lebens ist, sich freiwillig der göttlichen Weltordnung, die das All beherrscht und durchdringt, zu unterwerfen und in völliger Übereinstimmung mit der Natur zu leben (*ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν, naturae convenienter vivere*). Durch Erfüllung dieses höchsten Lebenszweckes erreicht der Weise die vollkommene Glückseligkeit, die in der Freiheit von allen Affekten, in ungetrübter und unangreifbarer Seelenruhe (*ἀπάθεια*) besteht. Der Weise allein weiß alles und kann alles, er ist

reich in Armut, frei in Ketten, glücklich in Krankheit, auf der Folter, ja selbst im Tode (*Stoicorum paradoxa*). Als Glied der von der Natur eingesetzten menschlichen Gesellschaft soll er seinen Mitmenschen ein Vorbild sein, er soll die Freundschaft pflegen und darf im Staate tätig sein. Über den engen Begriff der griechischen Polis aber erhebt sich jetzt die Idee eines allgemeinen Weltbürgertums, der Kosmopolitismus.

Diese wegen ihren strengen sittlichen Forderungen bewunderte und wegen ihrer Starrheit oft verspottete Lehre stand in schroffem Gegensatz zur Wirklichkeit. Deshalb wurde ein Ausgleich gesucht. Man mußte zugeben, daß viele der *Adiaphora* nicht nur zulässig, sondern sogar wünschenswert seien, z. B. Gesundheit, Kraft, Schönheit, Freude, Vorsicht, Wohlwollen. Und da das Ideal des stoischen Weisen selbst von den vollkommensten Menschen tatsächlich nicht erreicht wurde, so ließ man sich daran genügen, ihm durch „angemessenes“ Handeln wenigstens möglichst nahe zu kommen.

Unabhängig von der Religion und doch mit ihren Geboten (auch denen der christlichen Moral) sich nahe berührend, stellte der Stoizismus ein hohes sittliches Lebensideal auf, indem er den banausischen Nützlichkeitsstandpunkt, der doch heute noch wie damals das Denken und Handeln des Durchschnittsmenschen beherrscht, unerbittlich verurteilte. Darin liegt die bleibende Bedeutung dieser Philosophie und das Geheimnis ihrer Einwirkung auf das spätere Altertum, zum Teil auch auf die Neuzeit. (z. B. noch im Pietismus). —

Die Hedoniker. Aristippos aus dem reichen Kyrene war zwar auch ein Schüler des Sokrates, aber entfernte sich weit von seiner Lehre. Denn er betrachtete als Ziel des Lebens die Lustempfindung (*ἡδονή*), die freilich dem Menschen nie dauernd zuteil wird. Darum gilt es, den Augenblick zu genießen. Der vernünftigen Einsicht aber, die Sokrates anstrebte, kann der Mensch deshalb nicht entraten, weil sie allein ihn die wahren Güter und Genüsse von den eingebildeten scheidet lehrt.

Die Epikureer. Epikuros war als der Sohn eines Atheners auf Samos geboren und lehrte seit 306 in Athen. Seine Philosophie, die sich an die Hedoniker anlehnte, verfolgt noch mehr als die der Stoiker den ausgesprochenen Zweck, der Seele Ruhe und dadurch Glückseligkeit zu verschaffen. Daher nahm er die Atomenlehre Demokrits an, weil sie den Menschen am sichersten von der Furcht vor den Göttern und der Angst vor dem Tode befreit (S. 79). Daß die Lust das höchste Gut und der Schmerz das größte Übel ist, bedarf keines Beweises, denn jeder empfindet es von selbst. Wohl aber bedarf er der richtigen Einsicht in Wesen, Arten und Wirkungen der Lust. Denn die wahre Lust besteht nicht im Einzelgenuß, wie ihn der gewöhnliche Mensch erstrebt; die „Lust des Fleisches“ geht rasch vorüber und hat oft Schmerzen im Gefolge. Einen dauernden Glückszustand vermag allein die vollkommene Ruhe des Gemüts (*ἀταραξία*) hervorzubringen. Dazu ist aber die Tugend unentbehrlich; denn sie allein befähigt uns, Lust und Schmerz richtig gegeneinander abzuwägen und zu ertragen. Am besten schützt ein Leben im Verborgenen gegen jede Beunruhigung (*λάθρῃ βίωσας*); deshalb wird der Philosoph nur, wenn es sein eigenes Wohl erfordert, sich am öffentlichen Leben beteiligen.

Daraus erhellt, daß der bloße Sinnengenuß, dem sich spätere Epikureer hingaben, und daß alles, was wir jetzt Epikureismus zu nennen pflegen, von Epikur selbst verworfen wurde. Er war eine anspruchslose, menschenfreundliche Natur und wurde von seinen Freunden wie ein Heiliger verehrt.

DIE SKEPTIKER. Aus dem Zweifel (*σκέψις*) an der Wirklichkeit der wahrnehmbaren Sinnenwelt ist alle Philosophie hervorgegangen; zum Prinzip der Weltbetrachtung wurde er von Pyrrhon erhoben, der unter Alexander dem Großen gekämpft hatte. Da nach seiner Lehre weder sinnliche Wahrnehmung noch vernünftiges Denken zu irgendwelcher sicheren Erkenntnis verhelfen können, so muß der Weise in völliger Zurückhaltung des Urteils, die allein ihm Seelenruhe gewährt, sein Glück finden. Diese unfruchtbare Denkweise ist auf die Philosophie der Folgezeit nicht ohne Einwirkung geblieben.

DIE SPÄTERE GRIECHISCH-RÖMISCHE PHILOSOPHIE. Die weitere Entwicklung vollzog sich innerhalb der Grenzen des römischen Reichs. Durch den regen Verkehr wurde auch ein geistiger Austausch und Ausgleich zwischen Ost und West vermittelt, und die neuen Ideen und religiösen Strömungen des Orients gewannen in steigendem Maße Einfluß auch auf die Philosophie des Abendlandes (S. 98).

Nach Rom kamen 155 v. Chr. drei bedeutende Philosophen, der Akademiker Carneades, der Peripatetiker Kritolaos und der Stoiker Diogenes, als Gesandte aus Athen. Ihre Vorträge erweckten bei den gebildeten Römern das Interesse für Philosophie, das rasch zunahm und auch durch mehrfache Austreibungen fremder Philosophen aus Rom nicht gehemmt werden konnte. Freilich ging den Römern alle Begabung für reine Spekulation ab, und sie haben die Philosophie als Wissenschaft durch keinen großen, neuen Gedanken bereichert, so wertvoll uns ihre Schriften als Ersatz für die verlorenen Originalwerke der Griechen sind. Aber mit praktischem Sinn erkannten sie, daß ihnen die Ethik einen festen Halt in den politischen, sozialen und religiösen Nöten der unruhigen Zeiten zu bieten vermochte.

Der Eklektizismus. In der hellenistischen Philosophie bildete sich seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. das Streben aus, die Kernsätze der verschiedenen Schulen unter Zurückstellung der trennenden Lehren miteinander zu verschmelzen, um einen sichern Grund für eine auf der Ethik beruhende praktische Lebensweisheit zu gewinnen.

In der platonischen Akademie, die in Athen weiterblühte, fand der Skeptizismus Eingang, und Carneades suchte zu beweisen, daß es schlechterdings kein Mittel gebe, die wahren Vorstellungen von den falschen zu unterscheiden. Somit sei nicht die Wahrheit, sondern nur die Wahrscheinlichkeit in der philosophischen Forschung zu erreichen (Probabilismus).

Panätios und Poseidonios. Entscheidend war die Erneuerung des Stoizismus durch Panätios und seinen großen Schüler Poseidonios. Beide hatten, wie der Geschichtschreiber Polybios (S. 50), volles Verständnis für die Größe und Bedeutung des Römertums. Panätios stammte aus Rhodos und war in Rom der Freund des jüngeren Scipio. Poseidonios, der vielseitigste Denker, Forscher und Schriftsteller seiner Zeit, stand auch bei den Römern in höchstem Ansehen. Um ihn zu hören, reisten viele Römer nach Rhodos, das damals neben Athen die wichtigste Bildungsstätte war. Panätios stellte auf Grund der gemilderten stoischen Lehre (S. 85 f.) ein sittlich unanfechtbares praktisches Lebensideal auf, das zugleich dem tüchtigen Kern des römischen Wesens entsprach. Seine Schrift „über das Geziemende“ (*περὶ τοῦ καθήκοντος*) war die Hauptquelle für Ciceros Bücher „über die Pflichten“. Poseidonios,

der als Syrer in orientalischer Mystik aufgewachsen war, dann den Panätios gehört und sich mit platonischer Weisheit erfüllt hatte, entwarf im Gegensatz zu Epikurs atheistischer Lehre ein pantheistisches Weltsystem, das alle Gebiete des Wissens und Glaubens, des Denkens und Handelns umspannte: das Weltall ist vom göttlichen Geiste belebt, geordnet und geleitet, und die Menschenseele erhebt sich als ein Hauch dieses Geistes im Streben nach Erkenntnis über die Schranken des Körpers und der irdischen Welt.

Ciceros eklektische Philosophie (vgl. über seine Schriften S. 60f.) zeigt uns, wie diese verschiedenen Strömungen auf einen edeldenkenden Römer einwirkten. Seiner vorsichtigen, ängstlich abwägenden Sinnesart entsprach die Wahrscheinlichkeitslehre der neueren Akademie, in die ihn sein Lehrer Antiochos einweihte. Sie ermöglichte ihm, sich aus den verschiedenen Systemen auszuwählen, was seinem sittlichen Gefühl und seinem praktischen Bedürfnis entsprach. Unerschütterlich fest standen ihm die Grundsätze der stoischen Lehre, daß ein naturgemäßes Leben das einzig vernünftige, und daß die Tugend das höchste Gut sei. Denn er war erfüllt von der Gewißheit, daß die Menschenseele ein Ausfluß der Gottheit sei, welche die Welt weise regiert. Deshalb ist die Anlage zur Tugend dem Menschen angeboren und seine Aufgabe ist es, diese Anlage folgerichtig und stetig auszubilden. Das Bewußtsein seiner sittlichen Würde erhebt den Menschen über sich selbst und stärkt ihn im Kampfe gegen seine Leidenschaften und gegen alle Versuchungen und Widerwärtigkeiten des Lebens.

Aus der Betätigung dieser „Philosophie des gesunden Menschenverstandes“ erwuchs dem Cicero und seinen Freunden das Bildungs- und Lebensideal der antiken Humanität, der Pflege wahrer, schöner Menschlichkeit. Sie will den einzelnen Menschen durch allseitige Entfaltung seiner guten Eigenschaften zu einer kraftvollen, geschlossenen Persönlichkeit heranbilden. Daher muß ihre Einwirkung in allen Lebensäußerungen zutage treten: in der selbstlosen Arbeit für das allgemeine Wohl, in uneigennütziger Freundschaft, in humaner Behandlung der Untergebenen, auch der Sklaven, in edler Freiheit des Auftretens, in der Feinheit des Benehmens und der Sprache. Diese Lebensauffassung ist später in der Renaissance und am Anfang des vorigen Jahrhunderts bei uns in dem auf hohe Ideale gerichteten Neuhumanismus (Wilhelm von Humboldt) wieder zu Ehren gekommen und stellt noch heute jeden ernstgesinnten Menschen vor eine hohe Aufgabe.

Seneca. Trotz des wohlgemeinten Strebens des Augustus, durch eine innere Reform seinem Reiche Festigkeit und Dauer zu verleihen (S. 64 u. 66), nahm unter seinen Nachfolgern die religiöse und sittliche Verwilderung der höheren und niederen Stände reißend zu. Die Philosophie allein konnte tiefer angelegten Naturen in so schlimmen Zeiten Trost und Seelenruhe bringen, und namentlich der Stoizismus erhob sich immer mehr zu einer philosophischen Religion. Das erkennen wir zuerst aus den Schriften des jüngeren Seneca (S. 70 u. 73).

Dem religiösen Sehnen der Zeit entspricht die sittliche Vertiefung der Gottesidee und des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch. Die Gottheit liebt den Menschen und will von ihm wieder geliebt werden. Weise lenkt die Vorsehung das Schicksal des Menschen; auch die Leiden sendet sie ihm, um seine Tugend zu erproben und zu stärken. Im Kampf gegen das „Fleisch“ soll sich der Mensch zu einer freien Persönlichkeit heranbilden. Freilich

kann er sich nur, soweit es die menschliche Schwachheit zuläßt, der Vollkommenheit nähern. Die Menschen untereinander sind eng verwandt. Daraus ergibt sich die Forderung der allgemeinen Menschenliebe, vor der alle Unterschiede der Nation, des Standes, des Vermögens schwinden. So wird der Kosmopolitismus, den zuerst die alten Stoiker lehrten, auf das sittliche Leben übertragen. Die Grundsätze des Seneca stehen der christlichen Lehre so nahe, daß man ihm sogar einen Briefwechsel mit dem Apostel Paulus zugeschrieben hat.

Epiktetos und Marcus Aurelius. Im 2. Jahrhundert steigerte sich die Abkehr von der Wissenschaft und die Hinwendung zur Religion. Es handelte sich nur noch um wenige Grundwahrheiten, die den Hörern in allen Formen nahegebracht werden, aber schlicht und eindringlich, ohne den Schmuck rhetorischer Kunst, in der Seneca Meister gewesen war. Denn der Mensch soll sie nicht mit dem Verstande, sondern im Glauben erfassen, um dadurch reiner und besser zu werden. Daß der stoischen Lehre diese Kraft wirklich innewohnte, sieht man an ihren letzten großen Vertretern Epiktet und Marc Aurel. Epiktetos war ein Sklave aus Phrygien, der in Rom einen großen Kreis von Schülern um sich sammelte. Einer derselben, Arrian (S. 72f.), hat die Vorträge des Meisters aufgezeichnet und in einem noch heute lesens- und beherzigenswerten Handbüchlein (*ἑγχειρίδιον*) die Summe seiner Lehren zusammengefaßt. Der Wahlspruch dieser müden Lebensweisheit heißt: Ertrage, entsage (*ἀνέχου ἀπέχου, sustine abstine*). Der Mensch muß alles, was die Vorsehung über ihn verhängt, geduldig und mit Ergebung ertragen, muß lernen, alle Außendinge, die „nicht in seiner Gewalt sind“, zu verachten, so daß sie keine Gewalt über ihn gewinnen. Dadurch allein kann er im ungestörten Verkehr mit der Gottheit, die in seiner Seele lebt und die ganze Welt erfüllt, das höchste Glück erreichen. Diese Erhebung über alles irdische Wesen hat dem Philosophen auf dem Kaiserthron, Marcus Aurelius (161—180), einen festen Halt in allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten, die er zu bestehen hatte, gegeben. Während seiner Kriege, welche die Reliefs der Marcussäule in Rom so anschaulich schildern, schrieb er seine aphoristischen Selbstbetrachtungen (*Ἐἰς ἑαυτόν*), die uns das Bild eines reinen, gütigen, selbstlosen Menschen zeigen und auch in neuerer Zeit vielen (z. B. Friedrich dem Großen) Trost und Erhebung gebracht haben.

Die Neuplatoniker. Im 3. Jahrhundert hat Plotinos, der Hauptvertreter des Neuplatonismus, auf der Grundlage der Lehren Platons ein gewaltiges religiöses Weltssystem aufgebaut. Die auch unter den Heiden herrschende Sehnsucht, sich über alle Unreinheit und Unvollkommenheit der irdischen Dinge zur Gottheit aufzuschwingen, kommt darin überwältigend zum Ausdruck. Aus der Gottheit, die unfassbar und unerklärbar über der Welt steht, sind auf geheimnisvolle Weise in einer Stufenfolge, die allmählich zu immer geringerer Vollkommenheit absteigt, alle Wesen hervorgegangen. Am nächsten steht der Gottheit der *Noῦς*, die denkende Vernunft, aus der die menschliche Seele hervorgeht, am tiefsten die Materie, die erst durch die Einwirkung der Seele Leben, Schönheit und Harmonie empfängt. Das Streben der Seele aber ist auf die Loslösung vom Körper und von der ganzen irdischen Welt gerichtet. Durch anhaltende Versenkung in sich selbst kann sie schon im Leben auf Augenblicke des höchsten Glückes teil-

haftig werden, das sie nach dem Tode dauernd erhoffen darf: in plötzlicher Entrückung (*ἔκστασις*) sich mit der Gottheit zu vereinigen. Auf dem Boden des Neuplatonismus stand Julianus, der als Kaiser (361—363) durch eine Reformation des heidnischen Glaubens und Lebens das Christentum, das bereits zur Staatsreligion geworden war, niederzukämpfen hoffte. Zahlreiche Schriften des merkwürdigen Mannes sind uns erhalten.

PHILOSOPHIE UND CHRISTENTUM. Das Christentum stand zunächst der heidnischen Weisheit, die es bekämpfte, feindselig und gänzlich ablehnend gegenüber. Aber viele seiner Anhänger waren in philosophischen Anschauungen aufgewachsen, und diese selbst boten mancherlei Berührungspunkte mit dem Christentum, das aus derselben religiösen Zeitstimmung und Sehnsucht hervorgegangen war. Die Grundsätze der stoischen Ethik stimmten mit der christlichen Sittenlehre oft überraschend überein, und die religiöse Vertiefung der Philosophie strebte demselben Ziele zu, welches das Christentum erreicht hatte. Als dann die heftigen literarischen Angriffe der Philosophen gegen das Christentum einsetzten, mußten dessen Verteidiger sich selbst in die heidnischen Lehren vertiefen, um sie widerlegen zu können. Da nun erst während dieser Kämpfe, die sich über mehrere Jahrhunderte erstreckten, die festen Dogmen der katholischen Kirche allmählich ausgebildet wurden, so ist es nicht verwunderlich, daß ein Ausgleich stattfand und daß nicht wenige Anschauungen der spätgriechischen Philosophie in diese Dogmen Eingang fanden (S. 76). Gerade in dieser Fähigkeit, Fremdartiges in sich aufzunehmen, ohne sich selbst zu verlieren, hat das Christentum seine siegreiche Kraft bewährt; nur dadurch konnte es zur Weltreligion werden.

B. DIE WISSENSCHAFT UND DIE TECHNIK

EINLEITUNG. Es ist in unserer Zeit, die mit Recht auf ihre Errungenschaften in Wissenschaften und Technik stolz ist, noch immer zu wenig bekannt, daß auch auf diesen Gebieten die Alten mit unvollkommenen Mitteln, ohne Präzisionsinstrumente wie Fernrohr, Mikroskop, Thermometer, Bedeutendes geleistet und Erkenntnisse gewonnen haben, die noch für uns maßgebend oder anregend sind. Wie sie auf verschiedenen Gebieten der Technik in stetiger Entwicklung allmählich zu höchster Vollendung aufgestiegen sind, sehen wir mit Staunen an ihren Tempelbauten, ihren Bildwerken und Vasenmalereien. Alle diese Künste wurden praktisch in Bauhütten und Werkstätten betrieben; Theorien über sie aufzustellen und Bücher darüber zu schreiben kam zunächst nur wenigen in den Sinn, wie z. B. dem Bildhauer Polyklet, der seine Proportionsstudien über den „Kanon“ der Menschengestalt in einer Schrift niedergelegt hat (S. 146).

Daß die Wissenschaften von den Griechen „erfunden“ und auf die Nachwelt vererbt sind, erhellt aus einer uns allen geläufigen, aber darum nicht weniger merkwürdigen Tatsache. Die gesamte Terminologie der Wissenschaften ist griechisch-lateinisch und wird es trotz aller Versuche, sie zu beseitigen, bleiben, weil sie für das Verständnis von Gelehrten zu Gelehrten und von Volk zu Volk unentbehrlich ist. Die Sternbilder am Himmel tragen noch heute die Namen, die ihnen die Griechen — größtenteils erst in der hellenistischen Zeit — gegeben haben. Wenn neben ihnen arabische Benennungen für Sterne erscheinen, so rührt dies daher, daß im frühen Mittelalter die Araber sich mit großem Eifer in die griechische Wissenschaft vertieften und auf manchen Gebieten ihre Kenntnis zuerst dem Abendlande vermittelten. Einzelne griechische Schriften sind auch uns nur in arabischen Übersetzungen erhalten. — Daß die Kunstausdrücke der Grammatik (*γραμματικὴ τέχνη*)

noch die antiken sind, ist leicht zu verstehen. Aber dasselbe gilt auch für die gesamte Namengebung im Bereich der Botanik, der Zoologie und Anatomie, der Physik und Chemie und großenteils auch der Technik. Und das seltsamste ist, daß man bis in die jüngste Zeit fortfährt, für neue Erfindungen und Maschinen solche Benennungen zu schaffen, von der lateinischen Lokomotive bis zum griechischen Telephon. Geradezu erheiternd aber erscheint die Sucht, neu erfundene Heilmittel u. dgl. zu Reklamezwecken mit volltönenden, geheimnisvoll klingenden Namen von oft recht barbarischer Bildung zu versehen (Odol, Lysol, Somatose, Sanatogen, Biomalz, Kalodont, Minimax usw.).

Die ersten Ansätze zu den Fachwissenschaften finden wir bereits in der ionischen Naturphilosophie des 6. Jahrhunderts (S. 77 f.). Erst allmählich haben sie sich von der Philosophie losgelöst. Gewaltig war hier der Einfluß und das Vorbild des Aristoteles (S. 83 f.), der nicht nur ein großer Denker und Schriftgelehrter, sondern auch ein Meister in der empirischen Beobachtung war. So wurde das 3. Jahrhundert das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen und die Blütezeit der Wissenschaften. Diese standen in den Diadochenreichen in hohem Ansehen, zuerst und zumeist in Ägypten, wo sie von Ptolemäos Soter, dem ehemaligen Feldherrn Alexanders, und seinem Nachfolger Ptolemäos Philadelphos tatkräftig gefördert wurden. So wurde Alexandria der Mittelpunkt gelehrter Forschung.

ERDKUNDE UND ASTRONOMIE. Die Wunder der Erde und des Himmels haben die Beobachtungsgabe der Ionier früh gereizt, und ihre ausgedehnten Handelsfahrten erweiterten ihren Horizont. Schon *Anaximandros* (S. 77) hat die homerische Vorstellung der vom Okeanos umflossenen Erdscheibe mit dem Himmelsgewölbe darüber zerstört und eine Weltkarte zu entwerfen versucht. Daß die Erde eine Kugel sei, behaupteten bereits die ältesten Pythagoreer, und Philolaos (5. Jahrhundert) ließ sie mit den andern Gestirnen um ein gewaltiges Zentralfeuer kreisen (Harmonie der Sphären). Später erkannte der Pythagoreer Ekphantos die Achsendrehung der Erde, und endlich hat schon im 3. Jahrhundert v. Chr. der Peripatetiker Aristarchos von Samos die Umdrehung der Erde und der Planeten um die Sonne festgestellt. Aber diese epochemachende Entdeckung fand keinen Glauben, und durch Ptolemäos, der im 2. Jahrhundert n. Chr. in seiner *Astronomie* (von den Arabern *Almagest*, d. h. *ἡ μέγιστη* sc. *βίβλος* genannt) die gesamte Himmelskunde zusammenfaßte, ist die Annahme, daß die Erde im Mittelpunkt der Welt stehe, zum Glaubenssatz für das ganze Mittelalter geworden und geblieben (Ptolemäisches Weltsystem), bis Copernicus 1543 die Entdeckung des Aristarchos wiederholte und damit den Grund zu der modernen Weltanschauung gelegt hat.

Die beschreibende Erdkunde wurde von dem ersten Logographen Hekataios (S. 34) in seiner „Umreise um die Erde“ (*περίοδος γῆς*) begründet und ist lange in Verbindung mit der Geschichtschreibung geblieben (vgl. die geographischen Einlagen bei Herodot und Xenophon, Sallust und Cäsar). Die Züge Alexanders des Großen, der auch für die Erkundung der fremden Länder Sorge trug, und Forschungsreisen, wie die des Pytheas von Massilia (Marseille), der bis zu den Britannischen Inseln und der Bernsteinküste vordrang, erweiterten die Kenntnis der „bewohnten Erde“ (*ἡ οἰκουμένη*) gewaltig. Die wissenschaftliche Geographie hat dann *Eratosthenes*, der zweite Vorsteher der Alexandrinischen Bibliothek, geschaffen. Auf Grund seiner Erdmessung entwarf und erläuterte er ein Kartenbild der Erde mit Längen- und Breitengraden.

Eratosthenes bestimmte, daß in Alexandria die Sonne bei ihrem höchsten Sommerstande noch $7\frac{1}{8}^\circ$ Abstand vom Zenith hatte, während sie zu derselben Zeit in Syene einen tiefen Brunnen ganz erleuchtete. Da nun der Abstand zwischen beiden Orten mit 5040 Stadien bekannt war, so ergab sich, daß der Umfang der Erde $50 \cdot 5040 = 252000$ Stadien, d. h. 6300 (in Wirklichkeit 5400) Meilen betrug.

Erhalten ist aus der Zeit des Augustus die Geographie des Griechen *Strabon*, eine im besten Sinn populär geschriebene Länder- und Völkerkunde, für uns eine Hauptquelle unserer Kenntnis der antiken Welt.

DIE MATHEMATIK UND TECHNIK. Die Mathematik verdankt den Pythagoreern (S. 77) ihren Namen und ihre Grundlagen. Sie haben die Hauptsätze der ebenen Geometrie (Pythagoreischer Lehrsatz) und die Proportionslehre ausgebildet und bereits Gleichungen zweiten Grades gelöst, jedoch nicht mit Formeln, sondern durch Operationen mit Linien und Flächen. Diese „geometrische Algebra“ blieb fast das ganze Altertum hindurch in Gebrauch; darum reden auch wir bei Zahlen von Quadrat und Kubus. Die Schule Platons, dem wir die analytische Methode der Beweisführung verdanken, hat auch die Mathematik gefördert. Ihren Höhepunkt erreichte sie aber im 3. Jahrhundert durch drei große Mathematiker. *Eukleides* faßte in Alexandria in seinen berühmten „Elementen“ (*στοιχεῖα*) die Ergebnisse der bisherigen Forschung zu einem folgerichtig aufgebauten System der Planimetrie, Arithmetik und Stereometrie zusammen, auf dem wir noch heute fußen. *Archimedes*, der 212 bei der Eroberung seiner Vaterstadt Syrakus durch die Römer umkam, entdeckte die Prinzipien der Infinitesimalrechnung, erkannte, daß der Rauminhalt der Kugel $\frac{2}{3}$ des umschriebenen Zylinders beträgt, und berechnete Umfang und Fläche des Kreises mit dem 96-Eck, um nur einige seiner epochemachenden Leistungen zu nennen. *Apollonios* endlich hat für die Lehre von den Kegelschnitten ein neues System ausgebildet. Die folgenden Jahrhunderte haben wenig Neues hinzugefügt, nur *Diophantos* (3. Jahrhundert n. Chr.) zeigte eine bewundernswürdige Virtuosität in der Lösung der nach ihm benannten Gleichungen.

In der Mechanik wurde die Mathematik bei der Konstruktion von Geschützen und Belagerungsmaschinen verwertet, wie sie z. B. *Demetrios Poliorketes* 304 gegen Rhodos anwendete. Erstaunliches hat *Archimedes* geleistet: er berechnete den Schwerpunkt der Kugel und des Zylinders, er bestimmte das spezifische Gewicht einer angeblich goldenen Krone Hierons durch Wägung der von ihr verdrängten Wassermenge, und brachte es fertig, einen Dreimaster auf dem Lande mit Hebewinden fortzubewegen (vgl. sein stolzes Wort *δός μοι ποῦ στᾶ καὶ κινᾶ τὴν γῆν*: Gib mir einen festen Standpunkt, und ich setze die Erde in Bewegung). Berühmt wurde er durch die sinnreichen Kriegsmaschinen, mit denen er Syrakus verteidigte. Übrigens ist die Belagerungskunst bis zur Anwendung des Pulvers ungefähr auf derselben Stufe stehen geblieben, die sie bei den Römern erreicht hatte (vgl. die Belagerungen Cäsars mit der Belagerung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer).

Andere sinnreiche Apparate, welche die alexandrinischen Mechaniker unter Anwendung von Wasser- und Luftdruck mit Hebeln, Schrauben, Zahnrädern u. dgl. konstruierten, versetzen uns in die Gegenwart. Neben Ölpressen, Seilbahnen und Schöpfrädern finden wir den Heronsbrunnen (benannt nach Heron, von dem wir eine Beschreibung solcher Maschinen besitzen), Waschautomaten, die Wasser und Bimsstein (Seife) spenden, Vexier-

gefäße, Kunstwerke mit beweglichen Figuren, ja ein ganzes Automaten-theater.

DIE HEILKUNDE wurde natürlich seit den ältesten Zeiten geübt und ausgebildet. Schon in der Ilias, wo die Ärzte unter den „Handwerkern“ aufgeführt werden (S. 15), finden wir eine nicht unbeträchtliche Kenntnis des menschlichen Körpers und geschickte Wundbehandlung. Vielfach wandten sich dann die Kranken an die Priester, namentlich die des Asklepios, die, abgesehen von ihrer praktischen Erfahrung, durch Orakel, Suggestion und Sympathie seltsame Wunderkuren vollbrachten (S. 101). Auch Quacksalber und Wunderdoktoren haben, wie noch heute, bei dem im Süden herrschenden Aberglauben stets Zulauf gehabt.

Als Wissenschaft ist die Medizin im Südwesten von Kleinasien, namentlich auf der Insel Kos, begründet worden, wo im 5. Jahrhundert der berühmte *Hippokrates* lebte. Die zahlreichen unter seinem Namen erhaltenen Schriften unterrichten uns eingehend über die gesunden Grundsätze, die Beobachtungen und Heilerfolge der griechischen Ärzte, von denen die besseren philosophisch gebildet waren, deshalb aber auch vielfach von unhaltbaren Grundanschauungen ausgingen, welche die Praxis beeinträchtigten. Am bedeutendsten waren begreiflicherweise die Leistungen der Chirurgen, die nicht bloß im Kriege, sondern auch in den Turnschulen Erfahrungen sammeln konnten. Die Behandlung der inneren Krankheiten aber war noch mangelhaft, weil die genaue Kenntnis der Organe und ihrer Funktionen fehlte. Am bedenklichsten war die noch im Mittelalter herrschende Lehre von den vier Hauptsäften, Blut, Schleim, schwarzer (daher die *μελαγχολία*) und gelber Galle, auf deren richtiger Mischung die Gesundheit beruhen sollte. Unveraltet aber sind die hygienischen Vorschriften, wie der Mensch durch vernünftige Lebensweise, durch Diät, Bäder und Leibesübungen sich widerstandsfähig erhalten und Krankheiten verhüten kann. Vervollkommnet wurde auch diese Wissenschaft während des 3. Jahrhunderts in Alexandria. Dort bestand ein anatomisches Institut, in dem durch kunstgerechte Sektion von Leichen weittragende Entdeckungen gemacht wurden. Man erkannte die Nerven und ihre Funktionen (*νεῦρα* bedeutete bis dahin nur Sehnen und Bänder), erforschte das Herz und das Gehirn und förderte die Heilmittellehre.

In Rom machte die zunehmende Verweichlichung die Ärzte, die bisweilen fabelhaft hohe Honorare erhielten, bald unentbehrlich. Neben feingebildeten Männern der Wissenschaft fehlte es nicht an geschickten Charlatanen. Auch die ärztlichen Schulen, die im 1. Jahrhundert vor und nach Christus entstanden, waren noch beeinflusst durch verkehrte Theorien (z. B. daß die Adern nicht von Blut, sondern von Lebensluft, *πνεῦμα*, erfüllt seien). So haben sie oft fehlgegriffen, aber in der Praxis durch zweckmäßiges Heilverfahren und vernünftige Diätetik Anerkennenswertes geleistet. Eine hohe Vorstellung von ihrem Können geben auch die in Pompeji ausgegrabenen Instrumente: sie sind in der Hauptsache von den heute üblichen kaum verschieden.

Theorie und Praxis der antiken Heilkunde haben das ganze Mittelalter beherrscht; erst vom 16. Jahrhundert an hat, wie in der Astronomie, die neu einsetzende exakte Forschung diesen schwerlastenden Bann gebrochen.

DIE RECHTSWISSENSCHAFT. Vom römischen Corpus iuris und seinem Einfluß auf die Nachwelt hat jeder gehört; weniger bekannt ist es, wie Bedeutendes auch auf diesem Gebiet die Griechen geleistet haben.

Schon im 7. und 6. Jahrhundert wurde durch die schriftliche Aufzeichnung des Gewohnheitsrechts das Faustrecht aufgehoben und die Willkür der Rechtsprechung eingedämmt. Zahlreiche Gesetze sind uns inschriftlich erhalten, keines aber ist umfangreicher als das im 5. Jahrhundert niedergeschriebene Stadtrecht von Gortyn auf Kreta mit seinen wohlabgewogenen, bis ins kleinste eingehenden Bestimmungen. Die erhaltenen Reden machen uns mit der Rechtsprechung im Athen des 4. Jahrhunderts vertraut. Über die Ausbildung des hellenistischen Rechts, das nicht nur gegenüber dem römischen seine Selbständigkeit bewahrte, sondern auch dieses mehrfach beeinflußt hat, geben jetzt zahllose Papyrusurkunden Aufschluß.

In Rom bildete das Zwölftafelgesetz des 5. Jahrhunderts lange Zeit die Grundlage der Rechtsprechung. Es wurde später von rechtskundigen Männern ausgelegt und erläutert und, soweit es möglich war, mit neuen Verhältnissen und mit den stetig sich mehrenden Edikten der Prätores in Einklang gebracht. Daraus ist die römische Rechtswissenschaft hervorgegangen. Die Sammlung, Sichtung und Ordnung des ins Ungeheure angewachsenen Stoffes erfolgte dann durch die berühmten Juristen des 2. und 3. Jahrhunderts, wie Julianus, Papinianus, Ulpianus und Gaius. Von der Praxis ausgehend, leiteten sie aus zahlreichen Einzelfällen, Regeln und Gesetzen allgemeine Rechtsbegriffe und feste Normen ab und bildeten eine für alle Zeiten vorbildliche Technik des juristischen Denkens und Urteilens aus. Die endgültige Zusammenfassung des gesamten bürgerlichen Rechts aber wurde erst 534 vollendet, als das Imperium Romanum längst zerfallen war, und zwar in Konstantinopel auf Befehl Kaiser Justinians unter Leitung seines berühmten Justizministers Tribonianus. Dieses Corpus iuris Romani (wie es seit dem 12. Jahrhundert heißt) ist dann seit dem 15. Jahrhundert das Fundament für Rechtsbildung und Rechtswissenschaft bei allen europäischen Kulturvölkern geworden und in gewissem Sinne bis auf diesen Tag geblieben.

DIE PHILOLOGIE ist in Alexandria entstanden. Dort gründete Ptolemäos Philadelphos nach dem Muster der Platonischen Akademie (S. 81) das Museum (*Μουσείον*), ein Institut für die Pflege der Wissenschaften, und in Verbindung damit zwei große Bibliotheken, von denen die eine 500 000 Rollen umfaßte. Hier waren alle Werke der griechischen Literatur in zahlreichen Abschriften vereinigt. Aus dem Bedürfnis, diese Schätze zu katalogisieren, kritisch zu behandeln, herauszugeben und zu erklären, ist die philologische Wissenschaft hervorgegangen. Ihre bedeutendsten Vertreter waren *Aristophanes* von Byzanz und *Aristarchos* von Samothrake, die Herausgeber Homers (über ihre Tätigkeit vgl. S. 2). Dagegen beschäftigten sich die Philologen in Pergamon unter dem Einfluß der Stoiker mehr mit der Grammatik und mit antiquarischen Fragen. Von den Stoikern wurde besonders die grammatische Terminologie ausgebildet, die wir in lateinischer Übersetzung noch heute anwenden (z. B. *ὄνομα*: *nomen*, *ἀντωνυμία*: *pronomen*, *ῥῆμα*: *verbum*, *δοτική* sc. *πίσις*: *dativus*, *οὐδέτερον*: *neutrum*, *παροληλυθώς* sc. *χρόνος*: *perfectum*). — Von Pergamon kam im 2. Jahrhundert v. Chr. die Philologie nach Rom, wo M. Terentius Varro, ein Freund Ciceros, die römische Altertumskunde und Literaturgeschichte ausbaute. Aus den späteren römischen Grammatikern Donatus und Priscianus (im 4. und 6. Jahrhundert) hat dann das ganze Mittelalter sein Latein gelernt.



24. DER PARTHENON AUF DER BURG ZU ATHEN. Westseite. S. 121.

Nach einer Photographie der Preuß. Meßbildanstalt.

III. DIE RELIGION

A. DIE GRIECHISCHE RELIGION

Die älteste literarische Überlieferung über griechische Religion und Mythologie finden wir in den Homerischen Gedichten. Aber die Entdeckung der mykenisch-kretischen Kultur (S. 114 ff.) und neue Forschungen, namentlich auf dem Gebiet der vergleichenden Völkerkunde, haben uns gelehrt, daß die homerische Mythologie bereits das Ergebnis einer langen Entwicklung ist und von der wirklichen Volksreligion stark abweicht.

Die Anfänge sind bei den Griechen dieselben gewesen, die wir bei Naturvölkern zum Teil noch heute beobachten. Der Seelenglaube ging aus von der Wahrnehmung, daß im Menschen ein „zweites Ich“ lebt, das im Traume oder in der Ohnmacht zeitweilig und im Tode auf immer den Körper verläßt. Diese „Seele“ des Verstorbenen ist ein unheimliches Wesen, dessen Lebensbedingungen, Aufenthaltsort und Einwirkung auf die Lebenden man nicht kennt. Deshalb geben die Angehörigen dem Toten Gebrauchs- und Wertgegenstände mit ins Grab und bringen ihm Opfer dar. Diesen Ahnenkultus finden wir bereits um 1500 in den Königsgräbern von Mykenä voll ausgebildet (S. 116). — Ferner dachten sich die Griechen die leblosen Naturgegenstände und Naturerscheinungen belebt und beseelt (Animismus) und widmeten den Naturgewalten, deren Macht sie täglich an sich erfuhren, scheue Verehrung.

So sieht sich der Mensch umgeben von unzähligen Geistern, Dämonen und Gespenstern, die er durch Opfer sich günstig zu stimmen oder durch Zauber zu zwingen sucht; aber eine bestimmte Vorstellung vermag er sich noch nicht von ihnen zu machen. Denn die Götterbilder und Tempel, die für uns mit dem Begriff der griechischen Religion eng verbunden sind, gehören gleichfalls einer späteren Entwicklungsstufe an. Es steht fest, daß auch die Griechen einst dem Fetischdienst ergeben waren und ihre Götter in Steinen, Holzpfählen oder Bäumen anbeteten oder gar in Tiergestalt verehrten.

In dem Palast des Minos zu Knosos (S. 115f.) sind überall heilige Steinpfeiler, stilisierte Stierhörner oder die Doppelaxt (*λάβρος*, daher vielleicht der Name Labyrinth) als Symbole des Zeus angebracht. Manche Fetische blieben erhalten und wurden noch in historischer Zeit als Reliquien verehrt, z. B. Eros in Thespiä als unbehauener Stein. An den Baumkultus erinnert die orakelspendende Zeuseiche in Dodona oder der Lorbeer des Apollon. Die ursprüngliche Tiergestalt der Götter (vgl. *Ἥρα βοῶπις* und *Ἀθηνᾶ γλαυκῶπις* bei Homer) lebte fort in Beinamen der Götter (*Ποσειδῶν ἵππιος*, *Ἀπόλλων Δελφίνιος* oder *Λυκείος*), in zahlreichen Mythen, in denen die Götter sich in Tiere verwandeln, wie z. B. Zeus als Stier die Europa raubt, und in den Tieren, die den einzelnen Göttern heilig waren, so die Eule der Athene und ihre Burgschlange im Erechtheion, die Schlange des Asklepios, die selbst wir noch als Symbol der Heilkunst kennen. Einigen niederen dämonischen Wesen, wie den Satyrn, dem bocksfüßigen Pan, den Kentauren und den stierköpfigen Flußgöttern (z. B. Acheloos bei Ovid) ist die halbtierische Bildung dauernd verblieben und von der Kunst gestaltet worden.

Die Figur einer Göttin in menschlicher Bildung findet sich bereits in Knosos. Im übrigen aber bleibt uns verborgen, wie sich allmählich die Vorstellung, daß die Götter menschliche Gestalt und menschenähnliche Eigenschaften besitzen, durchgesetzt hat. Hier hat die rege Phantasie des Hellenenvolkes, seiner Dichter und später seiner Künstler Einzigartiges, Unvergängliches geschaffen: das ganze Reich der Natur mit ihrem geheimnisvollen Leben und Weben bevölkert sie mit Gestalten aller Art, bald schemenhaft, bald voll ausgebildet und in lebhaftem Verkehr miteinander, wohl auch mit den Menschen; in den großen Göttern aber verschmelzen menschliche Art und göttliche Erhabenheit in eins. Freilich auch dies können wir nicht verfolgen, wie aus den zahllosen Seelenwesen, Dämonen und Naturmächten einzelne in der Vorstellung der Menschen hervortraten, ein bestimmtes Wesen annahmen und so zu Göttern wurden. Diese wurden dann in verwandtschaftliche Beziehungen gebracht und einander untergeordnet. In den Namen von Begleitern, Lieblingen und Priestern der großen Götter, auch in ihren Beinamen lebte, den Griechen selbst unbewußt, die Erinnerung an zahlreiche Lokalgötter fort, die in jenen aufgegangen waren, und in den siegreichen Kämpfen der olympischen Götter gegen die Titanen und Giganten, wie sie Hesiod schildert, spiegelt sich der Übergang von der Herrschaft der rohen Naturgewalten zu einer festbegründeten Ordnung in der Welt der Götter wie der Menschen wider.

Diese Vermenschlichung der Götter (Anthropomorphismus) finden wir in den Homerischen Gedichten bereits vollkommen durchgeführt. Der Götterstaat im Olymp mit Zeus als König ist dem irdischen Königtum nachgebildet. Die Götter zeichnen sich zwar durch ihre Unsterblichkeit und Macht vor den Sterblichen aus, sind aber sonst mit allen guten und schlechten Eigenschaften der Menschen behaftet (S. 12f.). Allein diese Mythologie Homers galt ursprünglich nur für die aufgeklärte Ritterschaft der ionischen

Städte Kleinasiens, für die er dichtete. Erst durch den ungeheuren Einfluß, den diese Dichtungen ausübten, hat sie sich über die ganze hellenische Welt verbreitet. Die Künstler haben sich dann dieser Gestalten bemächtigt und sie immer herrlicher und schöner ausgebildet. Durch sie sind sie zum unverlierbaren Besitz der modernen Kulturvölker geworden.



25. ZEUS DES PHIDIAS IN OLYMPIA. Münzen von Elis unter Hadrian geprägt. S. 142.
Nach Zeichnung.

Aber grundverschieden von dieser Religion der dichtenden und bildenden Kunst war und blieb die Volksreligion. In ihr lebte der alte Glaube und Aberglaube der Vorzeit, den die Homerischen Gedichte stillschweigend ablehnen, fort. Das Volk wandte sich nach wie vor in Gebet, Gelübde und Opfer an seine bewährten Orts- und Stammesgötter (*Ἀθηναίη*, *Ἀθηνᾶ* bedeutet „die Athenerin“) und glaubte, die Dämonen durch Opfer begütigen oder durch Zauberbräuche zwingen zu können. Der Staat ordnete den Kultus (S. 101 ff.) der in jeder Stadt heimischen Götter; ihre Verehrung „nach der Väter Weise“ (*κατὰ τὰ πατρία*) gehörte zu den heiligen Pflichten des Staatsbürgers, die der einzelne gewissenhaft erfüllte, auch wenn er in seinem Inneren freier über die Götter dachte. Die gefürchtete Anklage wegen Atheismus (*ἀσέβεια*) konnte in Athen noch im Jahre 399 (Sokrates) und später zur Todesstrafe oder Verbannung führen.

Eine tiefere Religiosität aber wurde auch durch die sorgsamste Ausübung des Kultus nicht hervorgerufen. Das Verlangen des Menschen nach einem persönlichen Verhältnis zur Gottheit blieb ungestillt, und die Frage, was ihn nach dem Tode erwarte, ungelöst. Diesem Bedürfnis kamen die Geheimkulte entgegen, die sich im 7. und 6. Jahrhundert ausbreiteten. Die Eleusinischen Mysterien (S. 102) waren ursprünglich ein Lokalkult von Eleusis, der von Athen aufgenommen worden war. Aber jeder Grieche konnte unter die Zahl der Geweihten (*μύσται*) aufgenommen werden, denen „die beiden Göttinnen“, Demeter, die alte Erdgöttin, und ihre Tochter Kore (Persephone), die Herrin der Unterwelt, Glück im Leben und Seligkeit nach dem Tode verhiessen. Die Sekte der Orphiker (S. 101) ging von der aus Thrakien eingeführten Dionysosreligion aus, die in ihren wilden Orgien die Gläubigen der Gegenwart entrückte (*ἐκστασις*) und mit der Gottheit erfüllte (*ἐνθουσιασμός*). Die Orphiker verlangten von ihren Anhängern asketische Übungen und Reinheit des Lebens und verhiessen ihnen dafür die Unsterblichkeit der Seele, die nach einer Wanderung durch viele Tier- und Menschenkörper schließlich sich mit der Gottheit wieder vereinigen darf. Diese Lehre hat bedeutsam auf die großen Dichter (Aschylos und Pindar) und Philosophen (Platon) eingewirkt.

Erst mit dem Fortschreiten der menschlichen Kultur wurden einzelne Götter zu sittlichen Mächten. Insbesondere galt der delphische Apollon als der Schutzherr und Förderer altgriechischer Frömmigkeit und Sittlichkeit und gewann, dank der umsichtigen und klugen Tätigkeit seiner Priesterschaft, durch sein Orakel (S. 103f.) weitreichenden Einfluß, wie wir dies be-



26. KOPF DES SARAPIS.

Marmor. Rom, Vatikan.

Nach Springer, Kunstgeschichte.

Das Urbild wohl von Bryaxis gefertigt. Der Modius auf dem Haupt erweist diesen alexandrinischen Unterweltsgott als Gott der Fruchtbarkeit.

sonders in Herodots Geschichtswerk beobachten. Sonst aber gab es keinen herrschenden Priesterstand und keine Theologie mit festen Dogmen. Auch die Versuche, die Entstehung der Welt zu schildern, die Götter genealogisch zu verbinden und systematisch zu ordnen, wie dies zuerst Hesiod in seiner Theogonie um 700 versuchte, waren das Werk einzelner Dichter und Priester, keine Glaubenslehren. Tatsächlich aber verbreiteten sie sich ebenso wie die Homerische Götterwelt immer weiter und beherrschten die religiösen Vorstellungen.

Gegen diesen vermenschlichten Polytheismus wendete sich die Kritik der Philosophen. Bereits im 6. Jahrhundert verwarf der Eleat Xenophanes (S. 78) den Glauben an diese Götter, „denen die Menschen alles angedichtet haben, was den Menschen Schimpf und Schande bringt“, und lehrte, daß eine unpersönliche Gottheit die ganze Welt erfülle (Pantheismus). Dem Monotheismus nähert sich zuerst der Tragiker Äschylos, der in „Zeus“ die sittliche Weltordnung verkörpert sieht. Aber nach ihm kamen die Sophisten, die den Glauben an die bestehende Religion zerstörten. Diese zersetzende Aufklärung fand im 4. Jahrhundert einen geeigneten Nährboden, während die geläuterte Gottesidee Platons, der die Gottheit mit der Idee des Guten gleichsetzte, zunächst auf enge Kreise beschränkt blieb (S. 81 f.).

Freilich fehlte es noch im 3. und 2. Jahrhundert nicht an Versuchen, die alten Götter mit der neuen Bildung in Einklang zu bringen. Der Rationalismus entkleidete die ehrwürdigen Mythen aller übernatürlichen Bestandteile und erklärte die Götter als mächtige Könige der Vorzeit, die man als Wohltäter der Menschheit nach ihrem Tode göttlich verehrt habe (Euhemerismus, benannt nach Euhemeros, einem Hauptvertreter dieser Richtung). Oder man wollte das Wesen der Götter und Heroen allegorisch erfassen, indem man sie willkürlich als Personifikationen von Naturkräften, Tugenden oder philosophischen Begriffen deutete. Auf diesem Wege suchten namentlich die Stoiker eine Vermittelung zwischen der geltenden Religion und ihrem philosophischen Glauben an eine allmächtige Gottheit und eine göttliche Vorsehung. Allein weder der Rationalismus mit seiner platten Natürlichkeit, noch die Auflösung der Religion in farblose Allegorien konnte heilsbedürftigen Herzen in der Not der Zeiten wirklichen Trost spenden.

Den Verfall des alten Glaubens beschleunigte der Verlust der griechischen Freiheit und die innere Zersetzung der Polis, welche die Frömmigkeit zur Bürgerpflicht gemacht hatte: die Religion wurde jetzt Privatsache. Die Feldzüge Alexanders des Großen und die Begründung der Diadochenreiche führten zahlreiche Griechen nach dem Orient und lehrten sie neue Götter kennen, die ihnen mächtiger erschienen als die Olympier, und die sie mit heimischen Göttern verglichen und vermischten (Synkretismus). Damit beginnt die religiöse Einwirkung des Orients auf den Okzident, eine der wichtigsten Erscheinungen der Religionsgeschichte, da sie uns zuletzt das Christentum gebracht hat.



27. MITHRASRELIEF AUS HEDDERNHEIM. Wiesbaden.

Nach Cumont, *Myst. des Mithra*, Tafel 3.

Eines der Reliefs, wie sie für die Mithrasheiligthümer in der Provinz gearbeitet wurden. Mithras, in persischer Tracht, tötet den Stier; im Bogen darüber die Zeichen des Tierkreises; in den vier Ecken die vier Jahreszeiten; die Reliefs der Umrahmung schildern Legenden des Gottes.

Namentlich die ägyptischen Geheimkulte, die mit dem Reiz des Fremdartigen und Geheimnisvollen umkleidet waren, lockten die Menge an. Die Mysterien der Göttermutter Isis, die von ihrer Gemeinde als die allmächtige Herrin der Ober- und Unterwelt und als besondere Schutzgöttin der Frauen verehrt wurde, boten in täglichen Gottesdiensten und in feierlichen Prozessionen sowohl dem Heilsbedürfnis wie der Schaulust Genüge, und die aufregende mimische Darstellung des Mythos vom Suchen und Finden des ermordeten Osiris versetzte die Eingeweihten in Verzückung. Neben Isis wurde Sarapis (Abb. 26) verehrt, der von den klugen Ptolemäern künstlich geschaffene Reichsgott Ägyptens, der als Universalgott Züge und Kräfte verschiedener griechischer Götter in sich vereinigte.

In Ägypten wurde auch im 3. Jahrhundert zuerst der Herrscherkultus amtlich eingeführt, den schon Alexander als erklärter Sohn des Ammon und im Bewußtsein seiner beispiellosen Erfolge sich hatte gefallen lassen. Denn die Anbetung des regierenden Königs, also eines lebenden Menschen, als Gott lag auch den Griechen nicht so fern, wie wir meinen möchten.

Alle diese Erscheinungen haben, wie gleich hier berichtet sei, erst im römischen Reiche die weiteste Verbreitung gefunden. Das gilt vor allem vom Kaiserkultus, der von den Königen des Orients auf die Beherrscher des Weltreichs übertragen wurde. Schon Augustus wurde in Inschriften des Ostens als der „Heiland der Welt“ gepriesen, während er in Rom nur den Divus Iulius, den hochseligen Cäsar, göttlich verehren ließ. Unter seinen Nachfolgern aber wurde der Kaiserkultus geradezu zur Reichsreligion, und zahlreiche Kaiserstatuen zeigen die Herrscher mit den Attributen der Götter. Wenn jedoch ein solcher „Gottmensch“ mit allen menschlichen Schwächen und Lastern behaftet war, so wurde dadurch der Begriff des Göttlichen im Volke noch weiter herabgesetzt.

Den religiösen Tiefstand der Kaiserzeit kennzeichnet das ungeheure Anwachsen des Aberglaubens, der ja zu allen Zeiten Gewalt über die antiken Völker gehabt hatte. Die Magie nahm überhand. Durch Zauberkünste, Beschwörungen, Wundertränke, Sympathiemittel und Amulette suchte hoch und niedrig Gewalt über die bösen Geister und Einfluß auf die Mitmenschen zu gewinnen. Die Astrologie, welche schon die alten Babylonier zu einer Scheinwissenschaft ausgebildet hatten, fand immer mehr Gläubige. Die Planeten und die Zeichen des Tierkreises wurden guten und bösen Gottheiten gleichgesetzt, und aus der Stellung der Gestirne (Konstellation) verstanden die „Chaldäer“, die schon unter Tiberius in Rom Ansehen genossen, die künftigen Schicksale des Menschen vorherzusagen. Bekanntlich hat der Glaube an die unheimlichen Künste der Magie (Hexenprozesse) und die Astrologie (Wallenstein) das ganze Mittelalter bis hinein in die Neuzeit beherrscht.

Daneben aber ergriff, gleichfalls vom Orient ausgehend, ein tiefes Sehnen nach einem persönlichen Verhältnis zur Gottheit, nach Befreiung von Sündenbefleckung und nach Gewißheit über das Schicksal der Seele nach dem Tode aufs neue die Gemüter (S. 97). Die alten Götter, an die niemand mehr glaubte, und ihr äußerlicher Kultus versagten gegenüber dieser Herzens- und Gewissensnot. Daher mehrten sich die Gemeinden der ägyptischen Mysterien, und neue Kulte drangen aus dem Orient ein. Unter ihnen gewann im 2. und 3. Jahrhundert der Dienst des Mithras zu derselben Zeit wie das Christentum die weiteste Verbreitung.

Mithras, ursprünglich ein altpersischer Lichtgott, wurde gefeiert als der „unbesiegbare Sonnenheld“, welcher den urchaffenen Stier tötet, aus dem er dann die Welt bildet, um zuletzt in den Himmel zurückzukehren (Abb. 27). Seinen Gläubigen war er der Mittler zwischen dem unfassbaren Allgott und den Menschen; er half ihnen in dem unaufhörlichen Kampfe zwischen Licht und Finsternis (Ahuramazda und Ahriman bei den Persern) und öffnete ihnen nach dem Tode in stufenweisem Emporsteigen den Zugang zum Himmel. Aber erst nach harten Prüfungen konnte ein Mann zu dem höchsten Grade der Eingeweihten gelangen, der ihm die tiefsten Geheimnisse erschloß. Eine Art von Taufe und ein heiliges Liebesmahl erinnerten äußerlich an die christlichen Sakramente. Die Gemeinden versammelten sich in den unterirdischen Mithräen, in denen das Bild des Gottes aufgestellt war. Solche Mithrasbilder sind, da Mithras vor allem im Heere seine Verehrer fand, im ganzen römischen Reiche, vielfach auch auf deutschem Boden, gefunden worden.

In allen diesen Mysterien, auch in dem Kultus der Sonne, der in der späteren Kaiserzeit großen Umfang annahm, offenbarte sich das Sehnen der Zeit nach dem Glauben an einen allwaltenden Gott. Es fand seine volle Befriedigung erst im Christentum, das aus denselben allgemeinverbreiteten religiösen Stimmungen und Hoffnungen hervorgegangen ist und deshalb so schnell die römische Welt erobert hat. Kraft seiner göttlichen Offenbarung, die jedem Gläubigen die Gotteskindschaft verbürgte, seiner gesunden Frömmigkeit, die nichts von geheimen Weihen wußte, und seiner tiefen Sittlichkeit, die sich in den Liebeswerken der Gemeinde offenbarte, errang es den Sieg über alle Mysterien und ebenso über die religiös gestimmte Philosophie des ausgehenden Altertums (S. 88 ff.). Auch die Christenverfolgungen durch die Staatsgewalt (Nero 64, Trajan 100, besonders Decius 250 und Diocletian seit 305) konnten es nicht hemmen: im Jahre 313 erließ Konstantin der Große das Toleranzedikt, das die Gleichberechtigung aller Religionen herstellte, und 381 wurde das Christentum von Theodosius zur Staatsreligion erhoben.

DIE KULTFORMEN. DIE SPIELE

So lebhaft das religiöse Gefühl der Griechen ist und so sehr die Gottesverehrung in alle Gebiete des öffentlichen und persönlichen Lebens eingreift, so handelt es sich dabei doch fast nur um Kultus, zumal der griechischen Religion das Dogma ganz fehlt (S. 98). Besondere Bedeutung und Rücksichtnahme beanspruchte der Staatskultus. Das Streben nach Vertiefung des Götterglaubens änderte allmählich den Charakter der alten Gottheiten, wie nunmehr die ihre ethische Bedeutung aufweisenden Beinamen und die an einzelne Gottheiten anknüpfenden monotheistischen Tendenzen bezeugen. Aus demselben Grunde verbreitete sich die Religion des Heilgottes Asklepios, in dessen Kult sich die Vorstellungen von körperlicher Genesung und religiöser Sühne einten: seine Heiligtümer, vor allem das zu Epidauros, wurden zugleich Mittelpunkte der ärztlichen Kunst. Auch der alte Heroenkult lebt wieder auf und läßt geschichtlichen Persönlichkeiten fast göttliche Ehren zuteil werden, bis er in der Vergöttlichung der hellenistischen Herrscher (S. 100) seinen Höhepunkt erreicht.

Seit dem 6. Jahrhundert aber beginnt eine Bewegung, die das Herzensbedürfnis zu befriedigen sucht und schließlich im Christentum ihre höchste Erfüllung findet: die Mystik. Sie knüpft zunächst an die Verehrung des Dionysos, des Gottes der geheimnisvollen in der Natur und in der Menschenseele drängenden Kraft, an. Dazu kommen bald Orgien anderer, später auch ausländischer, in hellenistischer Zeit (S. 98 f.) besonders ägyptischer Gottheiten. Mit dieser vom alten Naturdienst ausgehenden Gottesverehrung verknüpften sich aber auch Anschauungen tiefer, spekulativer Weisheit, besonders bei der Sekte der Orphiker. Der Sinn des Gläubigen lenkte sich dem Jenseits zu, das in seinen Schrecknissen oft mit ausschweifender Phantasie ausgemalt wurde. Auch in eine Art Martyrium der Gottheit, besonders des Dionysos, versenkte sich die gläubige Seele. In asketischen Bußübungen, Fasten, Weihen suchte der religiöse Pessimismus, der die Sünde in der Welt betonte, Befriedigung des Herzens. Von geistig und sittlich Tieferstehenden wurde freilich der Gedanke der Reinigung nur äußerlich gefaßt, und vielfach hören wir sogar von sittenlosem Treiben in den Mysterienkulten.

Unter allen Geheimdiensten aber ragten hervor durch ihre weite Verbreitung wie durch Tiefe und Adel der ihnen zugrunde liegenden Anschauungen die Eleusinischen Mysterien. Seitdem die eleusinische Feier zu einem Staatskult Athens geworden war, begannen sich die verschiedensten Kreise der Bevölkerung zu den Mysterien zu drängen. Galten doch hier keine Unterschiede der Geburt: Männer und Frauen, Freie und Sklaven, Fremde aus Griechenland wie aus weiter Ferne, sogar Barbaren fanden Aufnahme, wenn sie nur rein, d. h. nicht mit Blutschuld behaftet waren.

Neben den Mysterien, zu denen alle Frommen zugelassen wurden, gab es Gottesdienste kleinerer geschlossener Gemeinden. Hierher gehört die Religionsübung der erst in hellenistischer Zeit zur Blüte gelangten Vereine, deren Genossen sich stets um einen religiösen Mittelpunkt scharten, wenn auch die Entwicklung lehrt, daß dabei das gesellige und wirtschaftliche Element immer mehr sich geltend machte, bis im 2. Jahrhundert n. Chr. der Mystizismus wieder kräftig auflebte.

Wie diese schon zu Hunderten nachzuweisenden Vereine in großer Zahl auch Nichtbürger zu Mitgliedern zählten oder gar ausschließlich aus solchen bestanden, zumal vielfach fremder Kult gepflegt wurde, so waren jetzt auch Frauen und Sklaven von der Gemeinschaft freier Männer nicht ganz ausgeschlossen. Es gab unter diesen Vereinen auch besondere Kaufmannskollegien, Landsmannschaften von Soldaten und unter dem Einflusse des Staates stehende Jugendvereinigungen, Kollegien von Philosophen, Ärzten und Bühnenkünstlern (S. 33), während feste Handwerkerzünfte vor der Kaiserzeit nur in Ägypten aufzutreten begannen.

Von Kultstätten kam außer dem Tempel, dem Wohnhaus der Gottheit, mit seinem Kultbild und seinen Schätzen (S. 117 ff.), noch in späteren Zeiten der Ort der alten indogermanischen Gottesverehrung, der heilige Hain, in Betracht. War doch der Tempel selbst nur ein Teil des ganzen Heiligtums (*ἱερόν*), das sich oft zu einem großen Tempelbezirk (*τέμενος*, *templum*) ausweitete, zu dem ertragreiche Ländereien gehören konnten. Vor dem Tempelgebäude stand der Opferaltar.

Das Priestertum hat im allgemeinen vielleicht bei keinem Volke so geringe Macht besessen wie bei den Griechen. Auf diesem Gebiete allein tritt auch die Frau ebenbürtig an die Seite des Mannes. Einen eigentlichen Priesterstand mit besonderer Berufsbildung und hohen Rechten oder gar eine abgestufte Hierarchie, wie in Rom, konnte es schon deshalb nicht geben, weil der Priester nur um des Heiligtums willen da war. Daher hatte jedes Heiligtum eigentlich nur einen einzigen Priester, dem das oft zahlreiche Personal von Tempel- und Opferdienern, Schatzmeistern, Wächtern und Tempelsklaven (*ἱεροδουλοὶ*) unterstellt war. Die Einkünfte des Priesters bestanden in Anteilen an den Opfertieren sowie in Belohnungen für Darbringung des Opfers, gelegentlich auch in Einnahmen aus Tempelgütern. In der Tracht bewahrt der Priester das ältere ionische Festgewand für alle Zeiten und erscheint daher in seinem äußeren Auftreten dem orientalischen Priester sehr ähnlich; ihn schmückt der lange ungegürtete Chiton mit seinem Purpurglanze und das herabwallende Haar, beim Fest wohl auch bisweilen ein Stück eines besonderen Ornaments.

In hellenistischer Zeit erlangt das einflußreiche fremde Priestertum auch gegenüber der Hellenenwelt Bedeutung. Nicht nur in Jerusalem, auch in der Galaterhauptstadt Pessinus und anderwärts in Vorderasien gab es fürstliche Priester. Besonders wichtig wurde die ägyptische Priesterschaft,

die sich zwar nie hellenisierte, aber doch als Beamtenschaft in die staatliche Beamtenhierarchie eingegliedert war und in mancher Hinsicht vorbildlich geworden ist für die christliche Kirche. Groß war das Besitztum dieser ägyptischen Kirche. Ackerbau, Industrie und Geldgeschäfte warfen reichen Gewinn ab. Die Tempelbezirke mit ihren Wohnhäusern, Herbergen, Schulen und gewerblichen Niederlassungen erinnern an die großen Klosteranlagen des Mittelalters.

Von größerer Bedeutung als der Priester war offenbar der Seher (*μάντις*). Die Erkenntnis des göttlichen Willens war auch dem Griechen sehr wichtig. Sie erfolgte entweder durch Zeichen, die sich ungesucht den Menschen darbieten, oder durch solche, die der Mensch hervorruft. Zu den ersteren gehören Naturereignisse, wie Donner und Blitz, Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben, aber auch allerhand Begegnisse auf dem Wege, Worte, Veränderungen an Heiligtümern und Weihgeschenken u. a. Vor allem aber waren wichtig die Zeichen der Vögel, deren dem Aufgange der Sonne gewandter Flug Glück verheißt, und die Träume, deren Deutung der gewinn-süchtigen Schar der Traumdeuter reichliche Beschäftigung gab. Die gesuchten Zeichen bot besonders die auch im Kriege eifrig geübte Opferschau, bei der der Seher aus der Beschaffenheit des Opfertieres und der Art, wie das Opfer verbrannte, die Zukunft kündete.

Von weit größerer Bedeutung als diese Formen einer volkstümlichen, oft recht naiven Seherkunst sind die vielfach in ganz Griechenland anerkannten Stätten, wo die Gottheit nicht nur den die Zukunft Erforschenden, sondern vor allem den Ratsuchenden jederzeit Auskunft erteilt: die Orakel. Zahllos sind sie über die ganze Hellenenwelt verbreitet; namentlich dem Gotte der Weissagekunst (*μαντική*), dem Apollon, waren sie geweiht. Als ältestes Orakel gilt das schon dem Homer bekannte dodonäische Eichenorakel, wo der Gewittergott Zeus durch das Rauschen seines vom Blitze so häufig berührten Baumes seinen Willen kündete. Den modernen spiritistischen Bestrebungen entsprechen die zahlreichen Traumorakel, die in der Spätzeit des Hellenentums immer mehr an Bedeutung gewannen.

Besonders dort, wo man sich Eingänge in die Unterwelt dachte, pflegte man die Seelen der Verstorbenen heraufzubeschwören, damit sie den Lebenden im Schlafe Auskunft erteilten. Andererseits dienen diese Traumorakel, bei denen man durch Schlaf im Tempel mit der Gottheit in Verbindung trat, auch als Mittel, um die Gesundheit auf mystische Weise wiederzuerlangen. Die Selbstsuggestion hat hier offenbar auch ohne Eingreifen der Ärzte, deren Tätigkeit sich an das Heiligtum anschloß, wunderbare Heilungen herbeigeführt. Viele Kranke hielten sich freilich bei dem immer mehr überhandnehmenden Aberglauben an Leute, die sich auf Beschwörungen und abgeschmackte Bräuche verstanden, wie manche sich heutzutage an gewisse Naturheilkundige oder Gesundheitsberaterinnen wenden.

Das bedeutendste Orakel, dessen Weltruhm schon zu den Zeiten der Tarquinier bis Rom reichte, war das Spruchorakel des Apollon (vgl. Abb. 28) in Delphi.

Die jungfräuliche Pythia, die sich auf goldenem Dreifuße im Allerheiligsten niedergelassen hatte, wurde hier durch die einem Erdspalte entsteigenden Dämpfe in geheimnisvolle Ekstase versetzt. Ihre zusammenhanglosen Worte und Laute schrieb der neben ihr stehende Prophet nieder, ein Priesterkolleg brachte sie in Hexameter, deren sprichwörtliche Dunkelheit und Doppeldeutigkeit die klugen Priester vor späteren Vorwürfen schützen sollte. Die bedeutsamste Seite des delphischen und anderer großer Orakel war nicht die Verkündung der Zukunft, sondern die Erteilung eines Rates bei wichtigen Aufgaben der Gegenwart, mag es sich hier für einen Privatmann um Fragen seines persönlichen Lebens handeln, um Eheschließung und Adoption, um Reisen und geschäftliche Unternehmungen und dgl., oder für



28. APOLLON VOM BELVEDERE. Rom, Vatican.

Nach Photographie eines Abgusses.

Die l. Hand hielt den Bogen, die r. ist zu theatralisch ergänzt. Der erhabene Gesamtcharakter weist auf den Künstler Leochares. S. 149.

die Staatsgemeinde um Gesetzgebung und Verfassungsänderung, um Krieg und Frieden, um Bündnisse und Koloniegründungen u. a. Von höchster Wichtigkeit waren die Bescheide des delphischen Gottes vor allem auf dem Gebiete des Kultus, da sie hier die fehlende kirchliche Autorität bis zu einem gewissen Grade ersetzten. Der delphische Gott hatte zu befinden über Neuaufnahme von Göttern, Gründung von Tempeln, Einrichtung von Kulte. Mit Delphis Hilfe stützte Sparta seine politische Macht, gewann König Philipp Einfluß. Ja noch in hellenistischer Zeit hatte das Orakel Bedeutung und erlebte später unter Hadrian eine Nachblüte. So ist das delphische Heiligtum ein wichtiger Mittelpunkt für Sitte und Religion, für Agonistik und Lebensfreude, für Kunst und Literatur.

Wichtig ist auch für den Griechen als Vorbereitung für seinen Verkehr mit der Gottheit die entsühnende Reinigung. Personen und Dinge können Tabu sein, so daß ihre Berührung

gefährlich und deshalb unter besonderen Umständen oder immer zu meiden ist. Man reinigt sich durch Besprengen mit Wasser oder durch Feuer und Rauch, vor allem den des Schwefels. Auch das Reis der Myrte, des Rosmarins und des Wachholders, besonders aber der apollinische Lorbeerzweig hatten läuternde Kraft, sogar Blutschuld zu sühnen.

Die Mittel, mit der Gottheit in unmittelbaren Verkehr zu treten, sind Gebet und Opfer, die Beweggründe dazu Bitte, Dank und Sühne. Im Volksglauben fehlt auch nicht die uralte Vorstellung von der Kunst des Zaubers, die Magie, durch die man sogar über die Götter Gewalt zu bekommen glaubte (S. 100).

Das Gebet erscheint auch in Griechenland meist formelhaft, wobei die Anrufung einer Dreiheit von Göttern sehr üblich ist. Beim Beten zu den oberen Göttern erhob man stehend Antlitz und Hände zum Himmel. Dem Gebete verwandt ist nach antiker Vorstellung der Fluch, der im Privat-

aberglauben eine große Rolle spielte, wie die große Fülle erhaltener Verwünschungen lehrt, die auf dem als besonders wirksam geltenden Blei verzeichnet sind. Auch der mit einem Opfer verbundene Eid schloß mit Segenswunsch und Selbstverwünschung.

Das Gebet war in der Regel mit einem Gelübde verbunden. Die gelobten Gaben sind dauernder oder vergänglicher Art. Die ersteren sind die Weihgeschenke in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit von naiv gebotenen, oft abgenützten Gebrauchsgegenständen bis zu den großartigsten Tempelbauten und unsterblichen Schöpfungen der bildenden Kunst, die anderen die Opfer. Sie sind unblutige oder blutige, vor allem auch Trankopfer.

Opferkuchen, Früchte, Käse und Weihrauch, besonders auch die Erstlinge der Feldfrüchte sind übliche Gaben; als Trankopfer werden Spenden von Wein und, besonders bei Opfern an die Unterirdischen, ein Gemisch von Honig, Milch und Wasser dargebracht. Das blutige Opfer, meist mit Rücksicht auf die Bedeutung und das Geschlecht der Gottheit unter den Haustieren ausgewählt, ist in der Regel ein Speiseopfer und, wie zu Homers Zeiten, ein Anlaß zu fröhlichem Festschmause im Gegensatz zum bescheidenen täglichen Mahl von der Frucht des Feldes. Besonders die oft im großen Maßstabe dargebrachten Staatsopfer, wie sie als „Hekatomben“ schon bei Homer auftreten, sind Freudenfeste für das ganze Volk gewesen.

Bei den Opferschmäusen gab man der Festfreude durch Reigentänze Ausdruck, die mit der Zeit einen Anstoß zu der bei den Griechen so hoch entwickelten Orchestik gaben. Wie die Germanen pflegten besonders die kriegerischen Dorer auch den Waffentanz (*πυρρίχη*), der im mimischen Waffenspiel die Bewegungen des Angriffs und der Verteidigung wiedergab.

Die Schaulust wurde auch durch die Festzüge (*πομπαι*) befriedigt, unter denen der berühmte aller vier Jahre stattfindende Panathenäenzug seine große Bedeutung in der Kunst (S. 142 ff.) erlangte. Mit ungeheurem Glanze waren die Festzüge Alexanders und seiner Nachfolger ausgestattet.

Die schönste und eigenartigste Verherrlichung fand das griechische Götterfest durch die Agonistik. Mochte sich die Idee des gegenseitigen Wettstreites (*ἀγων*) auch auf alle möglichen Gebiete des Lebens erstrecken, ihre schönste Verkörperung fand sie im Festagon, vor allem der nachhomerischen Zeit. Zunächst unterschied man den gymnischen, den hippischen und den musischen Agon. Zu dem mit dem nackten Körper geleisteten gymnischen Agon gehörten der in der Rennbahn (*στάδιον*) sich abspielende Lauf in mancherlei Formen, der Sprung, der Weitwurf mit der metallenen Diskosscheibe, der Zielwurf mit dem Ger (*ἄκων, ἀκόντιον*), das Ringen und der Faustkampf, schließlich die Vereinigung der beiden letzten Übungen, das rohe Pankration (vgl. Abb. 7). Schon am Ende des 8. Jahrhunderts wurde die Verbindung der fünf an erster Stelle genannten Spiele zum Fünfkampf (*πένταθλον*) eingeführt.

In älterer Zeit blühte zunächst nur der gymnische Agon; der hippische, die Verwendung des Pferdes, namentlich im Viergespann (seit dem 7. Jahrhundert auch das Wettreiten) hat erst für die klassische Zeit höhere Bedeutung, wo auf äußeren Glanz größeres Gewicht gelegt wurde. Da der Rossewettkampf das Halten und die Zucht edler Tiere voraussetzte, so konnte er nur von den Begüterten gepflegt werden, die sich später auch durch berufsmäßige Rosselenker vertreten ließen.

Auch das agonistische Ringen auf dem Wasser mit Ruder und Segel, die Regatta, kam offenbar schon zeitig bei den Hellenen in Aufnahme; berühmt war die Regatta der Athener am Panathenäenfeste.



29. KUPFER-AS MIT DEM
KOPF DES JANUS.

Nach Hill, *Hist. Roman Coins*,
Tafel 1.

Der musische Agon umfaßte Flöten- und Leierspiel, Gesang unter Begleitung von einem der beiden Instrumente, vor allem aber den Vortrag von lyrischen und seit Peisistratos (S. 23) auch von dramatischen Dichtungen.

Ihre höchste Bedeutung bekam die Agonistik, als vier Spiele zu panhellenischen Nationalfesten wurden: im elischen Olympia und im argivischen Nemea zu Ehren des Zeus, in Delphi für den pythischen Apollon und auf dem Isthmos von Korinth zu Ehren des Poseidon. Die Olympien und Pythien waren penteterisch, d. h. sie wurden alle vier Jahre gefeiert, die

beiden anderen trieterisch, d. h. sie wurden ein Jahr ums andere begangen. Seitdem die Olympien, nach der Überlieferung im Jahre 776 v. Chr., neu geordnet worden waren, seitdem von diesem Zeitpunkte an je ein Zeitraum von vier Jahren, die Olympiade, nach dem Sieger im Wettlaufe benannt wurde, entwickelten sich die Olympien rasch zum eigentlichen Nationalfest der Hellenen.

Die hellenistische Zeit fügte manche Spiele, besonders auch solche zu Ehren der Herrscher (allmählich auch angesehener Römer) hinzu. Charakteristisch ist das Überhandnehmen der Musik mit dem Virtuositentum der Leier- und Flötenspieler, bezeichnend für den Zeitgeschmack das Auftreten von Akrobaten und Jongleuren unter den „Künstlern“ der Festaufführungen.

Die ideale Bedeutung der Spiele der klassischen Zeit erhellt daraus, daß jetzt statt der zu Homers Zeiten üblichen Wertpreise schlichte Kränze die Auszeichnungen des Siegers waren: in Olympia aus Zweigen des wilden Ölbaumes, in Delphi aus Lorbeerreisern, auf dem Isthmos aus dem Grün der Fichte, später aus Eppich wie von jeher in Nemea. Erst in späten Zeiten, in denen die Agonistik in der handwerksmäßigen Athletik aufgegangen war, wurden wieder Wertpreise üblich.

In den nationalen Festen mit ihren von allen Stämmen verehrten Heiligtümern kam die Idee der nationalen Einheit der Hellenen zum Durchbruch, ja die Sorge für solche nationale Heiligtümer führte sogar zu politischem Zusammenschluß. Bedeutsamer als die Vereinigung der Griechenschädte im Rahmen einer Landschaft, wie sie der böotische Städtebund, der Verein der Zwölfstädte Ioniens, der der Sechsstädte des dorischen Kleinasien darstellt, waren gelegentlich die auf religiöser Grundlage erwachsenen Tempelverbände der Amphiktionen. Für den ionischen Stamm war die Geburtsstätte des Apollon, Delos, der Mittelpunkt der Vereinigung, am berühmtesten aber war die anfänglich bei den Thermopylen tagende pyläische Amphiktionie, die am Anfang des 6. Jahrhunderts mit der delphischen verschmolz. Wurde ihr Eingreifen in die Politik meist eher verhängnisvoll als segensreich, so hat sie doch den ersten Schritt getan, der Idee der Menschlichkeit im Kriege, von deren durchgeführter, redlicher Betätigung wir die Menschheit trotz Genfer Konvention noch weit entfernt sehen, wenigstens in ihren Kreisen Eingang zu verschaffen.

B. DIE RÖMISCHE RELIGION

Eine nationalrömische Religion gab es nur in den ältesten Zeiten. Die Römer selbst unterschieden zwei Perioden: die Religion des Numa mit ihren einheimischen Göttern (*di indigetes*) und die Einführung fremder Götter (*di novensides*) in der republikanischen Zeit.

Die nüchterne Bauernreligion der alten Römer zeigt den Ordnungssinn und die Gewissenhaftigkeit dieses Volkes; von der in der griechischen Mythologie frei waltenden Phantasie fehlt jede Spur. Bezeichnend dafür sind die vom Volke eifrig verehrten Sondergötter. Ihre Zahl war groß; denn jedem war ein engbegrenztes Gebiet zugewiesen. Es gab besondere Götter für alle Verrichtungen des Ackerbaus, für Pflügen, Eggen, Jäten, Düngen, Mähen und Einfahren, für das Keimen, Wachsen und Reifen der Saat, für Pferde und Rinder, ebenso für die Geburt und das allmähliche Heranwachsen der Kinder usw. Ihre Namen mit den wirksamen Gebetsformeln waren in den Priesterbüchern der *indigitamenta* verzeichnet. Im Hause walteten Janus, der Türgott (*ianua*), die Herdgöttin Vesta und die Penaten, die Schützer der Vorratskammer (*penus*). Stark ausgeprägt war der Seelenglaube. Der Lar familiaris schützte als guter Ahnengeist Familie, Haus und Hof. Jedem Manne stand sein Genius zur Seite, und die Seelen der Verstorbenen wurden als gute Geister (*Di manes*, daher die Grabschrift D. M. *Dis manibus*) verehrt oder als böse Dämonen (*Larvae* oder *Lemures*) gefürchtet. Der Kultus dieser Seelengottheiten hat sich im Volke bis in die späteste Zeit erhalten.

Die Staatsgötter, unter die auch Janus (Abb. 29) und Vesta gehören, stellten meist Naturmächte dar.

An ihrer Spitze stand die Dreiheit Juppiter, Mars und Quirinus; später bildeten Juppiter, Juno und Minerva die Kapitolinischen Gottheiten. Saturnus (*Saeturnus*) war der Gott des Ackerbaus, Pomona die Göttin der Früchte, Volcanus der des Feuers. — Von allen diesen Göttern machte man sich keine persönliche Vorstellung; folglich gab es ursprünglich auch keine Götterbilder, keine Mythen und keine Tempel. Denn die Götter- und Heldensagen, die wir bei Livius und Virgil lesen, sind nicht Volksschöpfung sondern literarische Erfindung unter dem Einfluß der Griechen.



30. GEMMA AUGUSTEA. Prachtcameo aus Onyx. Wien.

Nach Photographie.

Oben die Ankunft des Tiberius; unten die Errichtung eines Tropäums, rechts gefangene Barbaren. Wohl ein Werk des kleinasiatischen Steinschneiders Dioscurides. Die milchweißen Gestalten heben sich vom braunen Grund gut ab, der Stil ist kühl, elegant, klassizistisch.

Bereits unter der Herrschaft der Tarquinier aber kamen fremde Götter aus den Städten Latiums, Etruriens und Campaniens nach Rom, z. B. Minerva, Hercules, Castor und Diana. Die Aufnahme des Apollokultus brachte die Sibyllinischen Bücher nach Rom, deren Anweisungen später die Einführung anderer griechischer Gottheiten beförderte. Besonders in den Nöten des zweiten Punischen Krieges nahm man zu ihnen seine Zuflucht, und seit dieser Zeit vollzieht sich nach und nach die vollständige Verschmelzung der griechischen und römischen Gottheiten, die uns aus den Schriftstellern geläufig ist. Ennius zählt die Zwölfgötter mit ihren lateinischen Namen auf:

*Iuno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars,
Mercurius, Iovis, Neptunus, Volcanus, Apollo.*

Seit derselben Zeit aber drang mit der griechischen Bildung auch die Aufklärung der hellenistischen Philosophie in Rom ein, die Glauben, Frömmigkeit und Sittlichkeit untergrub (S. 98). So trat seit dem 2. Jahrhundert ein erschreckender Verfall der Religion ein. Während der Bürgerkriege verödeten die Tempel, Priestertümer blieben unbesetzt, und die alten Kulte gerieten in Vergessenheit.

Augustus versuchte, nachdem er dem Reiche den Frieden wiedergeschenkt hatte, dem Unheil zu steuern. Die verfallenen Tempel wurden wiederhergestellt, der Kultus geordnet und durch Neubelebungen ehrwürdiger Bräuche bereichert. Die Säkularspiele des Jahres 17 v. Chr., für die Horaz das *Carmen saeculare* dichtete, bildeten den Abschluß dieses wohlgemeinten und groß angelegten Reformwerkes. Aber lebendiges religiöses Gefühl und neuen Glauben an die alten Götter vermochte der Kaiser dadurch nicht zu erwecken. Noch weniger geschah dies durch den von seinen Nachfolgern eingeführten Kaiserkultus, der zur amtlichen Reichsreligion wurde (S. 100).

Das Verlangen nach erlebter Religion, das sich im Volke mächtig zu regen begann, fand, wie bereits geschildert (S. 100), in den orientalischen Geheimkulten Befriedigung, bis endlich das Christentum siegreich durchdrang und auch die äußeren Formen der heidnischen Götterverehrung zerbrach (S. 101).

RÖMISCHE KULTFORMEN. DIE FESTE UND SPIELE

Die Entwicklung der römischen Religion und damit des Götterkultus zeigt zwei scheinbar einander widerstrebende Strömungen bis zu einem gewissen Grade vereint: das konservative Festhalten am Alten und die Empfänglichkeit für Fremdes. Dazu kommt die mit dem politischen Wachstum des Staates zunehmende Bedeutung einzelner Kulte. So bekommt der Jupiter auf dem Kapitol seine zentrale Bedeutung für das Reich, das Castorenheiligtum wird ebenso ein heiliger Mittelpunkt für die Ritter, wie der Cerestempel das Archiv der Plebejer, oder der Saturntempel den Schatz des Staates aufnimmt (S. 171). Die fremden Götter dringen aus Italien selbst oder aus der griechischen Welt in Rom ein. Seit dem Beginn des Hannibalischen Krieges hebt eine ausgedehnte Hellenisierung auch auf religiösem Gebiete an (s. o.). Durch Vermittlung der Griechen bürgert sich schließlich auch der Kult des Ostens ein, seit 204 der der „großen Mutter“ (*Magna Mater*) des Ostens, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. der zunächst heftig bekämpfte, in der Kaiserzeit in geheimen Konventikeln

oft mit bedenklichen Ausschweifungen von den Frauen gepflegte Isisdienst. Neben ihm war der wichtigste orientalische Kult der Kaiserzeit der namentlich im römischen Heer weit verbreitete Dienst des Mithras (S. 99f.). Der Kaiserkult fand in Verbindung mit dem der Göttin Roma namentlich in den Provinzen schnell Anklang (S. 100).

Zahllos waren noch in späteren Zeiten die dem indogermanischen Brauche entsprechenden alten Kultstätten an Quellen und Feldrainen, in Hainen und Fluren. Die merkwürdigste war wohl die Torhalle auf dem Forum, die nur in Kriegszeiten offen stand, um das Heer in das Feld zu entlassen, der sog. Janustempel. Der Ursprung des römischen Tempelbaues ist in Etrurien zu suchen. Schon die Umgestaltung der Religion gegen Ende der Königszeit führte zu den wichtigsten Gründungen. So wurden neben dem Dianatempel auf dem Aventin der Jupitertempel auf dem Kapitol und der auf dem Albanerberge als Mittelpunkt für die Gottesverehrung des latinisch-römischen Bundes aufgerichtet.

In der Königszeit war der König selbst oberster Priester; einen Opferkönig behielt der fromme Römer auch nach dem Sturze des Königtums bei, um die Götter nicht durch Neuerungen zu erzürnen. Er wurde aber bald dem *Pontifex maximus* unterstellt, dem Oberhaupt der *Pontifices*, der „Brückenbauer“, wie ihr geheimnisvoller Name, den ja noch heute der römische Papst führt, in der Regel gedeutet wird; mit ihm zusammen wohnte er in dem alten Königshaus (*regia*). Das Kollegium der *Pontifices* war mit der Aufsicht über den Gottesdienst und die Priester beauftragt, mit der Überwachung aller religiösen Maßnahmen und der Entscheidung in Fragen des heiligen Rechts; es vereinigte so die Funktionen eines Kultusministeriums und eines geistlichen Konsistoriums. Besonders wichtig wurden die *Pontifices* für die politischen Verhältnisse als Ordner des Kalenders, indem sie nicht nur die Fest-, Gerichts- und Versammlungstage, sondern auch die Länge des Jahres festsetzten, ebenso für die Geschichtschreibung durch Führung der Konsullisten und der an diese anknüpfenden Jahreschronik (S. 52). Hohe Bedeutung hatten auch die „oberen“ *Flamines* („Opferanbläser“), deren Namen *Dialis* (Juppiter), *Martialis*, *Quirinalis* noch auf die alte Götterdreieit (S. 107) hinweisen. Die merkwürdigste Erscheinung in der ganzen römischen Hierarchie sind wohl die Hüterinnen des im feberreichen Italien so hoch gehaltenen Herdfeuers, die sechs heiligen Jungfrauen der Vesta. 30 Jahre mußten die Vestalinnen dienen, zehn als Novizen, zehn in Ausübung der heiligen Bräuche, zehn, um diese die Novizen zu lehren. Hohe Ehren wie auch strenge Strafen bei Pflichtversäumnis und Verletzung der Keuschheit wurden ihnen zuteil.

Die Erforschung des Götterwillens (*divinatio*), mochte er sich ungesucht in Zeichen (*prodigia*) aller Art verraten oder vor wichtigen Amtshandlungen ausdrücklich erkundet werden, hatte für die frommen Römer hohe Bedeutung, konnte aber auch zu einem wichtigen politischen Kampfmittel werden. Mit dieser Erkundung befaßten sich in erster Linie die Auguren, die den hohen Beamten bei wichtigen Entscheidungen zur Seite standen, besonders durch Beobachtung der Art, wie die heiligen Hühner das ihnen vorgeworfene Futter fraßen. Neben ihnen waren die aus Etrurien stammenden Haruspices in der Eingeweideschau tätig. In Zeiten großer Not befragte man schließlich die griechisch abgefaßten Sibylinischen Bücher durch ein besonderes Priesterkollegium.

Eigenartig sind auch gewisse alte Bruderschaften, wie die der Salier („Springer“), der in Felle gehüllten Luperker und der Arvalbrüder, die für den Segen der Fluren bei feierlichen Umzügen beteten (S. 53).

Genauere Vorschriften gab es für die religiöse Reinigung (*lustratio*), wie man sie besonders für das Gebet forderte, das mit zum Himmel erhobenen Händen gesprochen wurde, oder für die feierlichen Verwünschungen, namentlich auch für die ergreifende Devotion, mit der der Feldherr in höchster Not sich selbst und das feindliche Heer dem Untergange weihte, um durch heldenmütigen Opfertod dem eigenen Volke den Sieg zu sichern. Unter den Opfern, die nicht nur in Tempeln, sondern auch im Hause dargebracht werden, überwiegen die unblutigen. Das feierlichste Staatsopfer waren die *Suovetaurilia*, die gemeinsame Opferung von Schwein, Schaf und Stier. Prozessionen und Tänze, aber auch Spiele gab es schon seit ältester Zeit. Unter den Festen sind am beliebtesten die Saturnalien, die in ihrer Familienfeier unserem Weihnachtsfeste in manchem Brauche entsprechen. Schon in republikanischer Zeit nahmen die Supplikationen überhand, Bitt- und Dankfeste, an denen man ein bis drei Tage festlich bekränzt die Göttertempel aufsuchte. Damit waren die Bewirtungen der Götter (*lectisternia*, *sellisternia*) verbunden, bei denen ihre in den Tempeln aufbewahrten Bilder, geschmückt und geschminkt, vor einem ihnen aufgetragenen Mahle Platz nahmen. Durch Speisungen wurde dabei das Volk erfreut.

Die Spiele entwickelten sich immer mehr, je mehr der in Italien nie sehr innige Zusammenhang mit der Religion schwand.

Der große Zirkus, für die altheimischen Wagenrennen bestimmt, faßte in seiner Ausdehnung von 600 : 150 m zu Ende der Republik 15000 Menschen, in der Kaiserzeit mehr als das Doppelte (S. 127). Zu ihm kam der des C. Flaminius auf dem Marsfelde. Die vornehmen Zirkusspiele blieben noch am ehesten im Zusammenhang mit der Religion, wie ihnen ja auch eine feierliche Prozession vom Kapitol nach dem Zirkus voranging.

Siebenmal mußten je vier Viergespanne um die Reihe (*spina*) von Obelisk und Statuen und die Zielsäule (*meta*) fahren, und dies Schauspiel wiederholte sich zehn- bis zwölfmal. Der Lohn waren nicht nur ein Kranz und später die Palme, sondern bald auch kostbare Gewänder und Geldsummen, so daß viele Rennfahrer, obwohl sie niedrigen Standes waren und nicht als ehrenwert galten, große Reichtümer zusammenbrachten. Sie schlossen sich in Klubs zusammen, die bestimmte unterscheidende Farben trugen, und besaßen als solche noch in byzantinischer Zeit ihre nicht selten auch politische Bedeutung.

Der Hellenismus konnte in den gymnischen und musischen Spielen im engern Sinne trotz mancherlei Versuchen keinen Eingang finden, sondern nur in den Bühnenspielen (S. 54 ff.).

Für das Römertum am meisten charakteristisch erscheint jedoch die dritte Art von Aufführungen, wie sie seit Cäsar im Amphitheater (Abb. 31; S. 126) stattfanden, das 29 v. Chr. zuerst als fester Bau in Stein aufgeführt wurde.

Am wichtigsten wurden die rohen Gladiatorenspiele, ebenso charakteristisch für den Römer wie die Stierkämpfe für den Spanier.

Aus Kampanien stammend, waren sie aus Leichenspielen hervorgegangen, bei denen Kriegsgefangene an der Bahre des gefallenen Kriegers kämpfen mußten, als Ersatz für das ursprüngliche Menschenopfer. Zunächst verwandte man Verbrecher, und die Gladiatorschulen mit ihrer harten Zucht entsprachen in gewissem Umfange unseren Zuchthäusern. Mit der Zeit aber verlangten die überhandnehmenden Spiele die Abschachtung einer ungeheuren Menge unschuldiger Menschen. In Rom kamen die Gladiatorenspiele zunächst bei privaten Leichenspielen auf, seit 105 v. Chr. galten sie als außerordentliche Leistungen der betreffenden Be-



31. DAS FLAVISCHE AMPHITHEATER (COLOSSEUM) IN ROM. Nach Photographie.

Links im Vordergrund der Titusbogen sichtbar.

hörten an Festtagen (s. u.). Neben den Gladiatorenkämpfen gab es seit 186 v. Chr. Tierhetzen, wirkliche oder Scheinkämpfe, in denen wehrlose Menschen, verurteilte Verbrecher, der Wut der Bestien preisgegeben wurden. Auch harmlose Kunststücke mit gezähmten Tieren kamen vor, und das Auftreten nie gesehener Tiere ersetzte einigermaßen die zoologischen Gärten. Zugleich wurde durch das Abfangen von Massen wilder Tiere für die Sicherung der von ihnen heimgesuchten Länder gesorgt und der Handelsverkehr mit entlegenen Gegenden geschützt.

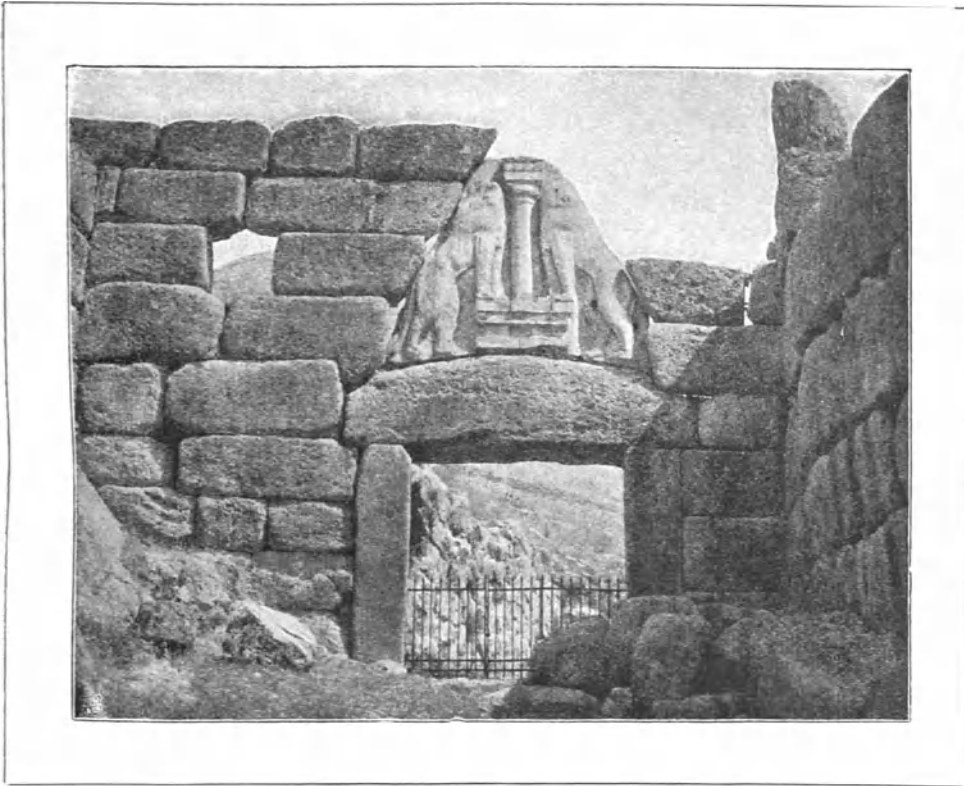
Im Amphitheater kamen schließlich seit dem Jahre 107 n. Chr. auch die aufregenden Seegefechte (Naumachien) in Aufnahme, für die die Arena unter Wasser gesetzt wurde.

Für den Aufwand, der im Amphitheater gemacht wurde, ist es bezeichnend, daß z. B. schon in der Mitte des 2. Jahrhunderts ein Gladiatorenspiel 30 Talente (140000 Mk.) kostete, und daß der durch Ciceros Rede (S. 60) bekannte Milo Millionen für solche Darbietungen aufwendete.

Der Unterschied des römischen Spielwesens von der griechischen Agonistik war sonach bedeutend. Zwar gab es immer wieder Vorstöße des Hellenismus, so besonders, als seit Trajan und seinen Nachfolgern die großartigen Organisationen des griechischen Schauspieler- und des griechischen Athletenbundes, die das Römerreich umfaßten, mit ihren Hauptsitzen in Rom blühten und nun auch gymnische Agone und griechische Schaustellungen geboten wurden; aber im Grunde handelte es sich in der Kaiserzeit auch auf diesem Gebiete meist nur um ein glänzendes Virtuositentum, um prunkende Aufzüge, um die üppigen, unsittlichen Pantomimen. Alle Spiele sind nur Schaustellungen, und schon die ungeheuren Aufwendungen Reicher, die das Vermögen ruinierten, mit Hilfe von Freigelassenen und Sklaven zeigen den großen Unterschied von der edlen Agonistik der Hellenen.

Schon die allmähliche Ausdehnung der Spieltage über das Jahr beweist die verderbliche Entwicklung. Die alten Römerspiele brachten es allmählich auf 16 Tage, dazu kamen die Plebejerspiele, die Spiele der Ceres, des Apollon, der „großen Mutter“ (*Megalesia*) und der Flora am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. So waren es am Ende der Republik schon 65 feste Spieltage. Dazu gesellten sich aber noch Triumphalspiele, Leichenfeiern, Erinnerungsfeiern an Sullas und Cäsars Siege, und vollends in der Kaiserzeit war die Hälfte aller Tage des Jahres mit Spielen besetzt.

Die verderbliche Wirkung des ganzen Spieltreibens trat zutage in der Gewöhnung des Volkes an Müßiggang, Roheit und Lüsternheit, die alle Schichten ergriff; traten doch sogar Kaiser selbst auf, und huldigten doch vornehme Frauen den Jockeis, Klopffechtern und Mimen. Die gefährliche Bedeutung der Spiele aber zeigte sich darin, daß sie in der Kaiserzeit geradezu an Stelle der Volksversammlungen traten, daß hier der Ruf *panem et circenses* ungehemmt und leidenschaftlich an das Ohr des Kaisers drang, daß man von ihm hier alles zu fordern wagte, was die Leidenschaft und Habgier begehrte, Geschenke aller Art, Lotterielose, Bewirtungen, Beleuchtungen, auch derart, wie sie die furchtbaren Fackeln Neros darstellten.



32. DAS LÖWENTOR ZU MYKENE.

Nach Photographie.

Über dem 5 m langen und fast 1 m dicken Türsturz ist ein Entlastungsdreieck ausgespart, das mit einer dünnen Steinplatte, dem Löwenrelief, ausgefüllt ist. Zwei Löwinnen, deren eigens gearbeitete Köpfe einst zum Beschauer schauten, richten sich in wappenartiger Anordnung an einer heiligen Säule auf. Das Geschmeidige und Kräftige der Katzen ist gut erfaßt.

IV. DIE KUNST

A. DIE KRETISCH-MYKENISCHE KUNST

Die griechische Vorzeit, die Homer in seinen Dichtungen besingt, das 2. Jahrtausend vor Chr., ist uns erst durch glückliche Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte bekannt geworden. Heinrich Schliemann, ein von früher Jugend an für die Homerischen Dichtungen begeisterter Kaufmann, hat durch seine Ausgrabungen in den 70er und 80er Jahren Troja und Mykenä wieder aus dem Schutt erstehen lassen; der Engländer Arthur Evans bewies durch umfangreiche Grabungen in Knossos, daß der Mittelpunkt der Kultur des 2. Jahrtausends die Insel Kreta war. Schon die Sage von Theseus und dem Minotauros deutet an, daß das griechische Festland einst von den Herrschern auf Kreta abhängig war. Die Erzählung vom Labyrinth ist aus der Erinnerung der Festlandsgriechen an die weitverzweigten, altkretischen Paläste erwachsen. An der Stelle des alten Knossos und Phaistos haben wir solche Herrschersitze kennen gelernt.

Es sind gewaltige Paläste, kostbar ausgeschmückt, frei an hügeliges Gelände angeschmiegt. Um einen weiten, gepflasterten Hof lagern sich Räume



33. KAMARES-AMPHORA AUS PHAISTOS.
Nach Reisinger, Kretische Vasenmalerei.

Die Pflanzenmuster werden stark verändert und dem Linienspiel dienstbar gemacht. Die Ornamentik nimmt anders wie in der eigentlich griechischen Kunst wenig Rücksicht auf den Aufbau des Gefäßes, sondern überwuchert Schulter, Bauch und Henkel.

verschiedenen Perioden an, der steinzeitlichen, früh- (vor 2000 v. Chr.), mittel- (2000—1700 v. Chr.) und spätminoischen (1700—1000 v. Chr.) Epoche. Minoisch nennt man diese Kultur nach dem kretischen Herrscher Minos, ägäisch oder kretisch-mykenisch nach dem Verbreitungskreis über die Länder des Ägäischen Meeres.

Die Kreter verstanden es noch nicht, große Statuen in Marmor zu hauen oder in Erz zu gießen. Alle anderen Kunstzweige aber offenbaren uns eine ungeahnte, glänzende Kunstbegabung dieses vorgriechischen Volkes. Auf großen Wandgemälden sehen wir Kriegs- und Jagdszenen, fliegende Fische und feierliche Prozessionen. Die Männer haben eine enge Taille und tragen meist nur einen Lendenschurz. Die Frauen sind eng geschnürt; der Rock fällt in reichen Volants, eine raffinierte in langem Hofleben ausgebildete Tracht. Sehr beliebt waren die gefährlichen Stierspiele, bei denen Jünglinge und Mädchen in vollem Lauf über die daherspringenden Tiere hinwegsetzten. Auf einem Freskogemälde drängt sich eine buntgemischte Menge von Zuschauern, rotbraune Männer und weiße Weiber, die mit sichern Strichen auf den weißen Verputz gebannt sind. Den Glanz und die Üppigkeit am Hofe des Königs Minos veranschaulichen uns kostbare Arbeiten in verschiedenster Technik, in Gold, Silber, Elfenbein, Fayence und in edlem Gestein. In die Waffen aus Erz werden mit vollendeter Technik Jagddarstellungen aus Edelmetall und Schmelz eingelegt. Lange Reihen geschnittener Steine, von Goldringen und Tonsiegeln eröffnen uns einen Einblick in das Leben und in die religiösen Vorstellungen jener Zeit. Hier und auf anderen Denkmälern sehen wir Priesterinnen und Priester von den Gläubigen heilige Gaben wie Blumen, Tiere, geweihte Gewänder in Empfang nehmen; die Säule wird als re-

für Männer und Frauen zum Wohnen, Schlafen, Baden und für Zwecke des Kults. Charakteristisch sind Räume, deren Wände in Pfeilerstellungen aufgelöst sind, damit bei dem heißen Klima Kretas Luft und Licht ungehindert eindringen konnte. Säulenreiche Treppen führen in die oberen Stockwerke; breite Freitreppen dienen zugleich dem Verkehr und als Sitzstufen bei Aufführungen; Lichtschächte, Kanalisationsanlagen und Aborte mit Wasserspülung sorgen für gesunde Lebensbedingungen. Magazine mit langen Reihen von großen Vorratsfässern aus Ton zeugen vom Reichtum des Königs Minos und seiner Nachfolger. Die Herrscher von Knosos und Phaistos müssen damals eine starke Flotte besessen haben, da sie den Reichtum ihrer Wohnsitze nicht durch Festungsmauern gegen feindliche Einfälle zu schützen brauchten. Da die Paläste viele Jahrhunderte aufrecht standen, Um- und Neubauten erfuhren, gehören auch die Funde

ligiöses Zeichen verehrt (Abb. 32), besonders häufig aber begegnen das Doppelbeil und Stierhörner als heiliges Symbol der Gottheit. Aufgefundene Feltische beweisen die Anbetung von Steinen am Beginne der Entwicklung. Erst in der spätminoischen Zeit sucht man weibliche Gottheiten auch in menschlicher Gestalt wiederzugeben, wie der Inhalt einiger Hauskapellen auf Kreta beweist. Der Hörnerkult, wie heilige Ausgußgefäße in Form von Stierköpfen erinnern uns wieder an die Sage vom stierköpfigen Minotauros. All diese Arbeiten erfreuen uns nicht nur durch ihr kostbares Material, sondern vorzüglich durch ihre lebensvolle Ausführung. Köstlich wirkt die Darstellung zweier zu Vaphio im Peloponnes gefundener, aber in Kreta gearbeiteter Goldbecher, von denen der eine das gefährliche Einfangen von Stieren, der andere eine idyllische Szene aus dem Leben dieser Tiere zeigt. Die Hauptmasse der Funde bilden die Vasen.

Nach den eingeritzten Verzierungen der Steinzeit und den linearen Ornamenten der frühminoischen Periode begegnen zur mittelfinoischen Epoche Vasen von feinsten Wirkung, die „Kamarevasen“ (Abb. 33). Diese sind auf schwarz glänzendem Grunde mit bunten, reichverschlungenen Mustern bemalt. Im spätminoischen Stil werden Seetiere und Pflanzen mit schwarzer Glanzfarbe auf den hellen Tongrund gesetzt. Wie ein Bild aus der Meerestiefe mutet die Malerei der Bügelkanne (Abb. 34) an. Ein Tintenfisch schwimmt zwischen Korallen und Algen. Besonders große, tektonisch in Hals, Bauch- und Fußornamente gegliederte Gefäße nennt man „Palaststilvasen“. Gegen Ende des spätminoischen Stils erstarren die einst so lebensvollen Muster so sehr, daß man kaum mehr die Naturvorbilder erkennen kann.

Auf zahlreichen Tontäfelchen beobachten wir die Entwicklung einer von Bildern ausgehenden Schrift, zu deren Verständnis aber erst die Anfänge gemacht sind. Die Kultur der Kreter war so reich, daß wir ihre Ausstrahlungen weithin im Mittelmeer und im Orient, besonders in Ägypten verfolgen können. Ägyptische Funde auf kretischem Boden und kretische Arbeiten, die in Ägypten zutage kamen, beweisen einen regen Wechselverkehr zwischen beiden Ländern.

Auf ägyptischen Wandgemälden erscheinen die Kreter (Keftiu) Gaben darbringend, ägyptische Kunstwerke und Inschriften wurden in Knossos gefunden. Sehr viel lernten die Kreter von der älteren Kultur der Ägypter in der technischen Herstellung der Wandgemälde, der Metall- und Edelsteinarbeiten, aber ihre Abhängigkeit von ägyptischer Kunst war nie eine sklavische. Was wir an den kretischen Arbeiten so sehr bewundern, die lebendige Gestaltungskraft und die Erfassung des organischen



34. BÜGELKANNE DES I. SPÄTMINOISCHEN STILS AUS GURNIA.
Nach Reisinger, Kretische Vasenmalerei.

Die kretischen Vasenmaler geben die Tiere des Meeres aus eigener Anschauung wieder. Der Tintenfisch (*Octopus vulgaris*) wirkt durch seine natürlich bewegten Fangarme mit den Saugwarzen und die unheimlichen Augen sehr lebendig.

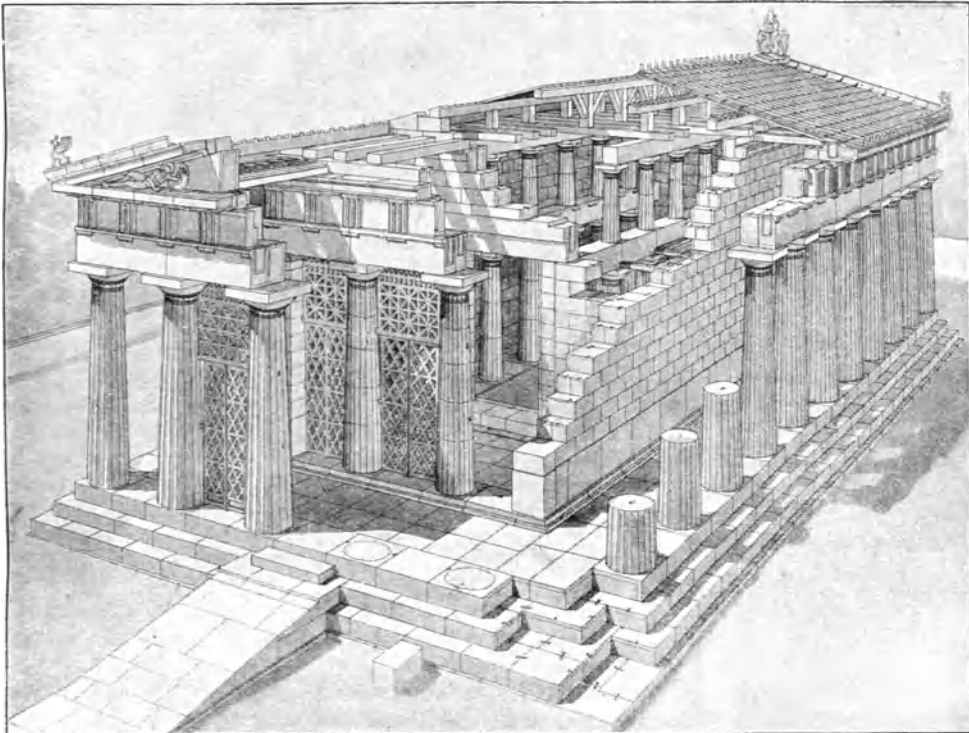
Lebens der Pflanzen und Tiere, das haben die Kreter nicht von der Fremde gelernt, sondern dank ihrer ausgesprochenen Kunstbegabung aus sich selbst geschöpft.

Die kretische Kultur hat sich auch aufs griechische Festland erstreckt, wo die achäischen Fürsten Homers herrschten. In Mykenä, der Burg Agamemnons, blieb das Burgtor (Abb. 32) als gewaltiger Zeuge der versunkenen Vorzeit stets über der Erde. Schliemann hat die Gräber der mykenischen Fürsten nach mehr als 3000 Jahren der Ruhe geöffnet. Das sog. Schatzhaus des Atreus ist ein gewaltiges, tief in einen Hügel hineingebautes Kuppelgrab; ein Gang (Dromos) führt zum überwölbten, bienenkorbartigen Hauptraum, der durch Material und Ausmaße (14 m Durchmesser und 13,6 m Höhe) eine wuchtige Wirkung ausübt und einst bei magischer Fackelbeleuchtung dem Totenkult diente; die Toten selbst lagen in einer viereckigen Kammer nebenan. Das Eingangstor des Hauptraumes war in orientalischem Geschmack mit reichen Halbsäulen, bunten Steinen und Bronzearbeit geschmückt, das Innere des Gewölbes regelmäßig mit Metallrosetten verkleidet. Daß der eine Abschlußstein des Tores 9 m lang und etwa 122 000 kg schwer ist, stellt dem technischen Können der Erbauer des Grabes ein gutes Zeugnis aus. Solche Kuppelgräber und die unseren heutigen ähnlichen Schachtgräber bargen prachtvolle Waffen, eingelegte Dolche, Schmuck aller Art, goldene Gesichtsmasken, geschnittene Steine und Fingerringe. All diese Funde gehören dem spätminoischen Stil an und machen heute noch den durch Homer gerühmten Goldreichtum Mykenäs anschaulich.

Der festländische Palastbau ist am besten in Tiryns in der Argolis erhalten (Abb. 6). Von riesigen Festungsmauern umgeben liegt der Palast beherrschend auf dem steil aus dem flachen Land aufragenden Burghügel. Er ist viel kleiner als die kretischen Paläste und im Gegensatz zu diesen durch seine „kyklopischen“ Mauern gegen feindliche Überfälle geschützt. Eine Rampe führte aus der Ebene zum engen Einlaß in der Ostseite der Burgmauer; wer hier in feindlicher Absicht heraufstürmte, mußte den Verteidigern die unbeschuldete Rechte darbringen. Durch zwei Torbauten, die bereits die Grundzüge der späteren Propyläen aufweisen, gelangte man in einen Säulenhof, an dem der 11,80 m lange und 9,75 m breite Männersaal mit dem Herd lag. Ein zweiter Hof breitet sich vor den Wohnräumen der Frauen aus. Die Hauptbauten sind in der Mitte der Oberburg konzentriert, die tiefer gelegene Unterburg diente dem Volk als Fluchtbau.

In Troja liegen neun Kulturschichten übereinander; die 2. und die 6. Siedlung erscheinen als die wichtigsten. Die 2. Schicht, welche Schliemann irrtümlich für die homerische hielt, barg einen reichen Goldschatz, den sog. Schatz des Priamos (jetzt im Museum für Völkerkunde zu Berlin). Sie lieferte viele „Gesichtsvasen“, die in der Form menschliche Köpfe und Körper nachahmen. In der 6. Schicht erkannte Dörpfeld die von Homer besungene Burg, welche gleichzeitig mit den Palästen in Tiryns und Mykenä um 1500 v. Chr. blühte. Teile der hohen Umfassungsmauer und ein starker Turm der Burgmauer stehen noch aufrecht.

Durch die Dorische Wanderung am Ausgang des zweiten Jahrtausends v. Chr. wird die kretisch-mykenische Epoche abgeschlossen. Die Träger der alten Kultur vermischen sich mit den neuen Volkselementen und wirken mit an der Schaffung der national-hellenischen Kunst.



35. AUFBAU EINES DORISCHEN TEMPELS NACH FIECHTER.

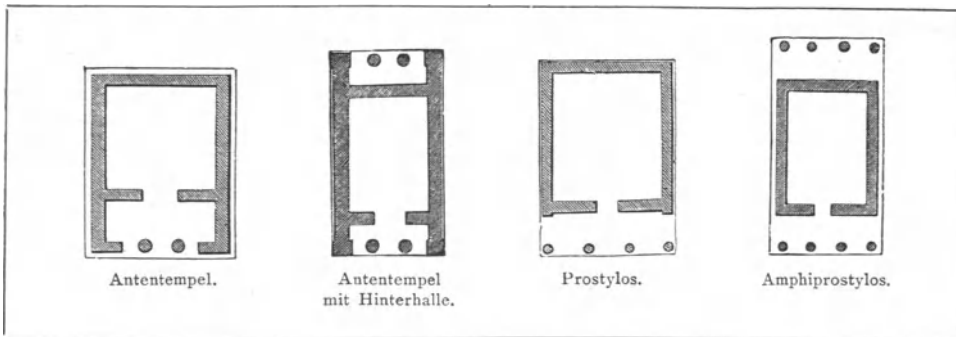
Da in der Zeichnung dieses Heiligtums der Aphaia auf Ägina (S. 121) Teile des Daches und der Cellamauer abgetragen sind, gewinnt man Einblick in das Innere der Cella, das durch zweigeschossige Säulenreihen in drei Schiffe gegliedert ist. Licht drang nur durch die geöffneten Türen ins Innere.

B. DIE GRIECHISCHE ARCHITEKTUR

DIE FORMENLEHRE

Tempel. Der griechische Tempel entwickelt sich aus dem Wohnraum des Menschen. Er ist hauptsächlich der Ort zur Aufstellung des Götterbildes, kein Versammlungsraum für die andächtige Gemeinde. Während bei den christlichen Kirchen in den verschiedenen Stilepochen die Entwicklung der Fassade und des Innenraumes Hand in Hand geht, ja die Ausschmückung des Innern oft zur Hauptsache wird, sucht man beim griechischen Tempel vorzüglich die Gestaltung des Äußeren zu immer neuen Lösungen zu führen. In der ältesten Zeit sind die Verhältnisse des Ganzen und die Formen der einzelnen Teile noch recht verschieden, erst im 6. Jahrhundert v. Chr. bilden sich feste Regeln heraus, welche den Aufbau an strenge, oft mathematisch genaue Vorschriften binden. Der griechische Tempel ist in seiner Art vollendet. Reiche Bemalung (Polychromie) unterstützt die Wirkung der einzelnen Glieder; alle Formen bringen ihre Aufgabe des Tragens oder Lastens deutlich zum Ausdruck. Symmetrie und Proportionen der Teile und des Ganzen lösen zusammen mit der Lage in einer herrlichen Natur im Beschauer einen tiefen Eindruck aus.

Arten des Tempels. Die Tempelstatue steht in einer rechteckigen Cella (*ναός*), der eine Vorhalle (*πρόναος*) vorgelagert ist; oft entspricht dieser an der Rückwand der Cella eine Hinterhalle (*ὑπισθόδομος*). Bei vielen großen Tempeln ist das Innere der Cella durch



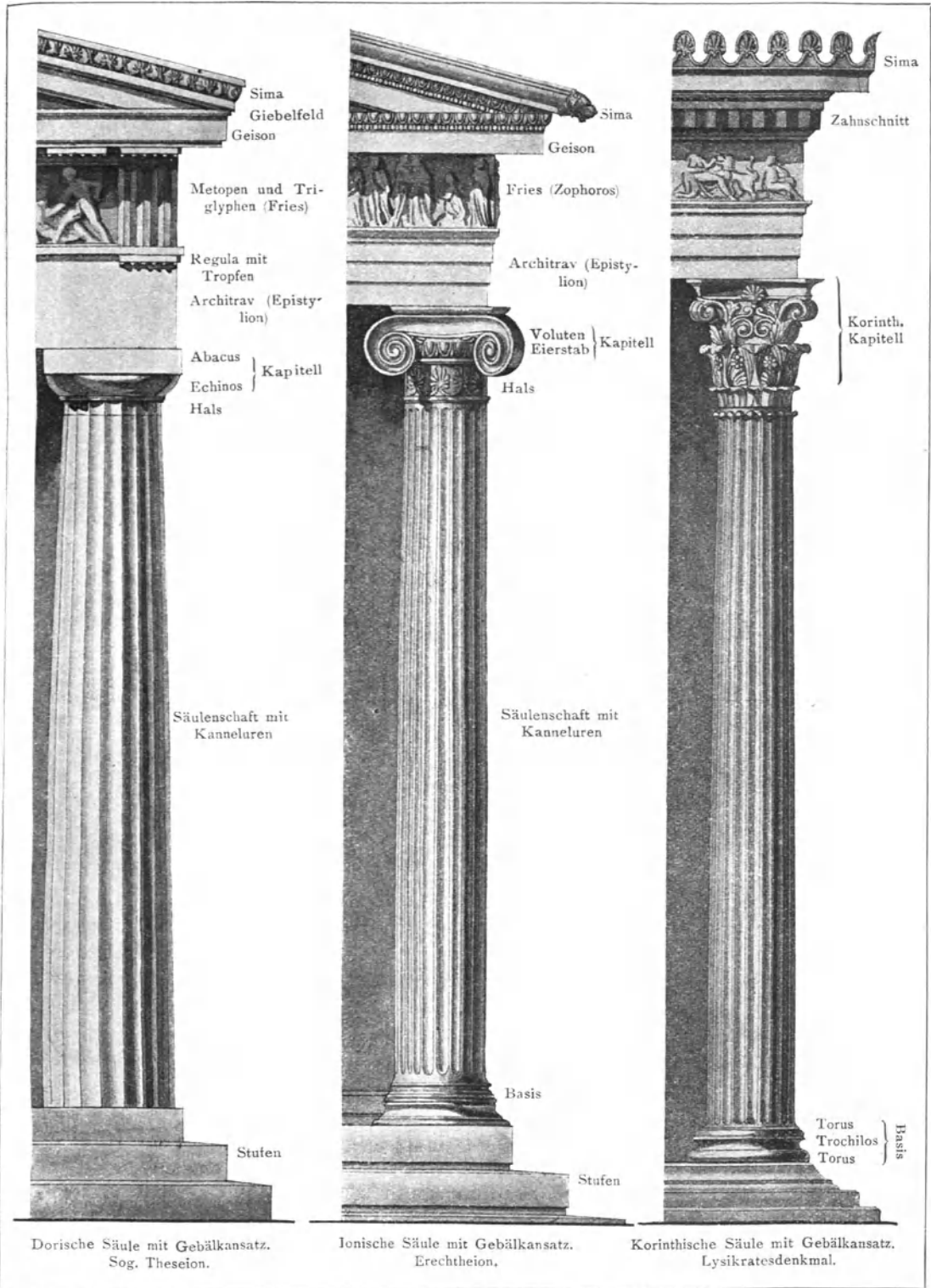
36. EINFACHE GRUNDRISSSE GRIECHISCHER TEMPEL.
Nach Wagner-Baumgarten, Hellas.

Säulenstellungen in Schiffe gegliedert. Das Licht dringt nur von der Türe ein, nicht durch eine Öffnung im Dach, was nur bei wenigen Tempeln, den sog. Hypathraltempeln, der Fall war. Ein Tempel, dessen Cella auf allen vier Seiten von einer Säulenreihe umgeben ist, heißt Peripteros. Diese vollkommenste Form des griechischen Tempels ist zugleich zu allen Zeiten die verbreitetste. Einfachere Formen sind der Antentempel (*templum in antis*; Eckpfeiler schließen die Cellalangswande ab, dazwischen zwei Säulen), der Prostylos (nur einer Schmalwand der Cella ist eine Säulenreihe vorgelagert) und der Amphiprostylos (beiden Schmalwanden sind Säulenreihen vorgelagert Abb. 36).

Stilarten. Die drei Stile des antiken Tempels, der dorische, ionische und korinthische, unterscheiden sich hauptsächlich durch die verschiedene Bildung der Säule. Der dorische Stil wirkt durch Wucht und Ernst, der ionische durch Reichtum und Lieblichkeit, der korinthische durch Pracht und Mächtigkeit. Die Stile lösen nicht wie der gotische und romanische im Mittelalter einander ab, sondern die beiden ersteren gehen schon im 6. Jahrhundert v. Chr. nebeneinander her, der korinthische tritt erst am Ende des 5. Jahrhunderts dazu. Die Anwendung der Stilarten blieb nicht an bestimmte Stämme gebunden; war doch der Haupttempel des ionischen Athens der dorische Parthenon. Die Säule besteht aus der Basis (Unterlage), dem aus einzelnen Trommeln zusammengesetzten Schaft und dem abschließenden Kapitell. Die dorische Säule (Abb. 37a) hat keine Basis, ist kurz und gedungen, mit 16–20 in scharfer Kante aneinanderstoenden, flachen Längsfurchen (Kanneluren) und zeigt in der Mitte eine für das Auge angenehm wirkende Anschwellung (Entasis); nach oben zu verjüngt sie sich; abgeschlossen wird sie durch ein Kapitell, das sich aus einem runden Wulst (Echinos) und einer deckenden, viereckigen Platte (Abacus) zusammensetzt. Die ionische Säule (Abb. 37b) steht auf einer reich gegliederten Basis, ist hoch und elegant und hat 24 tiefe, durch Stege getrennte Längsfurchen. Der Echinos des Kapitells ist durch Perlenschnur und Eierstab verziert; er wird überlagert von einem Sattelholz, dessen Ende beiderseits nach unten in Spiralen (Voluten) auslaufen. Die korinthische Säule (Abb. 37c) unterscheidet sich von der ionischen nur durch das Kapitell, welches die Form eines Kelches oder Korbes (Kalathos) hat, an dem ringsherum Akanthusblatter aufsprieen; es bot, anders wie das ionische Kapitell, von allen Seiten, auch an den Tempelecken einen gleichmäßigen Anblick und erlaubte so eine befriedigende Ecklösung.

Aufbau des Tempels. Drei Stufen führen zum Stylobat, der Bodenfläche, auf welcher die Säulen stehen; diese ist gegen die Mitte zu meist leicht aufgewölbt, da sie sonst nach optischen Gesetzen eingesunken erschiene (Curvatur des Stylobats). Auf den Säulen ruht das Gebälk (Abb. 37) in drei Hauptteilen; zunächst ein Steinbalken, der Architrav (Epistylon), darauf der Fries (*ζωφόρος*, Bildträger) und darüber das weit vorspringende Kranzgesims (Geison). Im dorischen Stile wird der Fries in Metopen (plastisch verzierte Stirnplatten) und Triglyphen (Steinplatten mit drei Langsstegen) aufgelöst, im ionischen ist er ein fortlaufend mit Reliefs verzierter Steinbalken. Unterm Geison erscheint im kleinasiatisch-ionischen Stil der Zahnschnitt, entstanden aus den Balkenkopfen des ursprünglichen Holzbaues. Das niedrige Satteldach läßt an jeder Schmalseite ein dreieckiges Giebelfeld (Tympanon) offen, in dem rundplastische Giebelgruppen Platz finden. Den Giebelscheitel und die Giebelecken verziern meist figürliche Aufsätze (Akroterien). Die flache Decke wird durch Balken gebildet, auf denen Steinplatten aufliegen, die an der sichtbaren Unterseite durch Kassetten verziert sind.

Ornament. Das beim griechischen Tempelbau verwendete Ornament (Abb. 38) wirkt durch alle Zeiten bis in unsere Tage nach. Die fächerartige Palmette, der reichverschlungene



Dorische Säule mit Gebälkansatz. Sog. Theseion.

Ionische Säule mit Gebälkansatz. Erechtheion.

Korinthische Säule mit Gebälkansatz. Lysikratesdenkmal.

37 a.

37 b.

37 c.



38. ORNAMENTALER FRIES VOM ERECHTHEION IN ATHEN.

Nach Photographie. (Ausschnitt)

Unten ein breites Band aufsteigender Blattornamente (Palmetten), darüber eine Blattwelle (Kymation) bestehend aus Perlenschnur (Astragalos) und ionischem Eierstab, zu oberst ein lesbisches Kymation bestehend aus Perlenschnur und Wasserlaub.

Mäander, Eierstab und Perlenschnur (Astragalos), beide aus überfallenden Blattreihen entstanden, sowie die Welle aus herzförmigem Wasserlaub (lesbisches Kymation) sind heute noch beliebte Zierformen. Schinkel hat es vermocht, im Bau des Alten Museums zu Berlin unter Benutzung antiker Bauelemente neue, große Wirkungen zu erzielen, während Klenze bei seinen Bauten auf dem Königsplatz in München mehr durch die Gestaltung der Innenräume fesselt.

Profanbauten. Das griechische Theater (S. 31) liegt ohne Dach im Freien, meist an einen Abhang angelehnt. Zuweilen sind die halbkreisförmig ansteigenden Sitzreihen in den natürlichen Fels geschlagen. Sie umgeben die in der klassischen Zeit kreisrunde Orchestra, deren Halbrund später von einem Bühnengebäude (*σκηνη*) abgeschlossen wird. Das Stadion diente als Rennbahn für den Wettlauf. In Delphi ist ein ziemlich schmales Rechteck mit einer 178 m langen Laufbahn hufeisenförmig abgerundet; mehrere aufsteigende Sitzreihen fassen die Bahn ein, in der Ablauf und Ziel markiert sind. Die Privathäuser waren in der klassischen Zeit in der Regel einfach und schmucklos. Erst zur hellenistischen Zeit werden sie reicher gestaltet und besonders im Innern kostbar ausgestattet. Anders wie beim modernen Haus öffnen sich die Wohnräume selten durch Fenster nach außen auf die Straße, sondern nach innen gegen den Hof, so daß man von dem Lärm und Staub der Straße besser abgeschlossen war. Daher bot eine antike Straße meist ruhige und eintönige Fluchten von Häusern, und es konnte nie zu jener reichen Entwicklung des Fassadenbaues kommen, die wir an unsern alten Stadthäusern so sehr bewundern. Das Buleuterion (Rathaus) und das Gymnasion (für körperliche und geistige Ausbildung) entwickeln sich allmählich zu Prunkbauten.

DIE BAUGESCHICHTE

Der älteren Zeit des dorischen Stils gehört der Heratempel in Olympia an. Das Heraion, ein Peripteros von 6×16 Säulen, reicht mit seinen ältesten Säulen bis ins 7. Jahrhundert zurück. Ursprünglich waren alle Säulen aus Holz, die Cellawände bestanden aus Lehmziegeln, der Schmuck des Gebälks aus Terracotta. Als die unteritalischen Griechen ihre Tempel mit stuckierten Kalksteinsäulen und später gar mit Marmorsäulen schmückten, da ersetzte man auch am Heraion die unscheinbaren Holzsäulen in dem neuen, harten Material. Den Stand des dorischen Stils zur Zeit der Perserkriege zeigt am besten der auf waldiger Höhe über dem Meer gelegene Tempel der Aphaia auf Ägina (Abb. 35). Das unter Perikles errichtete, am Fuße der athenischen Burg gelegene sog. Theseion ist von allen antiken Tempeln am besten erhalten.

Die gewaltigen ionischen Bauten des 6. Jahrhunderts v. Chr., der Heratempel auf Samos, das Artemision in Ephesos und der Tempel des Apollon Didymaios bei Milet, sind bis auf wenige Überreste verschwunden. Den Höhepunkt dorischer Baukunst erkennen wir im Burgtempel der Athener, im Parthenon (Abb. 24). Hier galt es der Stadtgöttin, welche die Athener in schwerem Kampf zum Sieg geführt hatte, einen glänzenden Festtempel zu errichten. Feierlich und gemessen steht er auf dem Burgfels, noch in Trümmern von packender Wucht. Abgeschieden von aller profanen Umgebung, emporgehoben über das Leben des Tages, ist er ein würdiges Haus für die reine, große Athena. Iktinos hat ihn erbaut, Phidias hat ihn geschmückt. Wohl konnte der Athener mit Stolz zu diesem Gotteshaus aufblicken.

Der Parthenon, ein Peripteros von 8×17 Säulen, wurde 447 v. Chr. begonnen und 438 v. Chr. in der Hauptsache vollendet. Er diente im Mittelalter als christliche Kirche, der Jungfrau Maria geweiht, zur Türkenzeit als Moschee; erst bei der Beschießung Athens durch die Venetianer 1687 machte eine Pulverexplosion den herrlichen Bau zur Ruine.

Anders geartet, nicht weniger schön als der Parthenon ist das Erechtheion, in dem der ionische Stil seine feinste Ausbildung erfahren hat. Anmut und Reichtum der Anlage, Schönheit und Lieblichkeit der einzelnen Bauformen sichern diesem Tempel selbst neben dem wuchtigen Parthenon seine Wirkung.

Der Bau zeigt einen eigenartigen Grundriß, da er zwei ältere Heiligtümer ersetzen und die ungleiche Höhe des Bodens (3 m) ausnützen mußte. Da er als Doppeltempel der Athena und des Poseidon diente, mußte er die Wundermale beider Gottheiten umfassen. Die höher gelegene Cella der Stadtgöttin Athena Polias hat eine sechssäulige ionische Vorhalle und enthielt das angeblich vom Himmel gefallene Holzschnitzbild der Göttin, für das die vornehmen Jungfrauen der Stadt alljährlich einen Peplos woben. Die tiefer gelegene, westliche Hälfte gehörte dem Poseidon Erechtheus. Sie war zugänglich durch die große nördliche Vorhalle mit 4 Säulen in der Front und umschloß den Meerwasserquell, den Poseidon mit seinem Dreizack aus dem Burgfels gelockt haben sollte. Im Süden stellte ein Treppenhaus, die Koren- oder Karyatidenhalle (Abb. 39), die Verbindung mit der höher gelegenen Burgfläche her. Eine Pforte im Westen führte ins Freie, zum heiligen Bezirk der Kekropstochter Pandrosos, wo der von Athena einst gepflanzte Ölbaum gehegt wurde. Besonders reich und schön und vielfach in neuerer Zeit nachgebildet erscheint das nördliche Hauptportal des Heiligtums. Der ganze Tempel wurde nach Perikles' Tode während des Peloponnesischen Krieges erbaut. Der stark verfallene, von den Türken als Harem verwendete Bau ist in neuerer Zeit mit den alten Werkstücken großen Teils wiederaufgerichtet worden.

Wenig älter als das Erechtheion ist das durch seine Lage am westlichen Steilabfall des Burgfelsens reizvolle Tempelchen der Athena Nike Apteros,



39. KORENHALLE DES ERECHTHEIONS.
Nach Photographie von Beer.

6 Mädchen (Koren) tragen das Gebälk, welches durch das Fehlen des Frieses erleichtert ist, mühelos. Obwohl sie die Aufgabe von Säulen lösen, wirken sie doch anmutig und natürlich.

der ungeflügelten Siegesgöttin. Es ist ein ionischer Amphiprostylos (Abb. 36) von gedrunghenen Ausmaßen; der Fries schildert die Kämpfe bei Platäa. Der von den Türken in eine Festungsmauer verbaute Tempel konnte 1835 von Ludwig Roß Stein für Stein wiederaufgebaut werden.

Die Propyläen, der prächtige Torbau am Eingang der Akropolis, von Mnesikles 437—431 erbaut, sind zugleich die Bekrönung des steilen Aufgangs zur Burg und ein wirkungsvoller Durchgang zu den Heiligtümern.

An diesem Bau sind dorische und ionische Säulen nebeneinander verwendet. Links und rechts von der sechssäuligen, dorischen Fassade springen niedrigere Flügel vor, deren nördlicher die Pinakothek mit Tafelbildern des Polygnot u. a. enthielt. Das Innere des Torbaus bildet eine dreischiffige Halle, deren von ionischen Säulen gesäumter Mittelteil so breit ist, daß Opfertiere und Reiter leicht durchgehen konnten. Die glückliche Verbindung von abschließender, architektonischer Wirkung und praktischer Lösung der Durchgangsnötigkeit ließ bei vielen neueren Torbauten, wie beim Brandenburger Tor in Berlin und bei den Propyläen in München, auf die Lösung des Mnesikles zurückgreifen.

Als sich 356 v. Chr. Herostratos dadurch einen traurigen Namen machte, daß er den alten, berühmten Tempel der Artemis in Ephesos in Brand steckte, erneuerte man das Artemision in prächtiger Weise im ionischen Stil; dabei verzierte man wie beim alten Bau einen Teil der Säulenschäfte unten mit Reliefs, wobei der berühmte Bildhauer Skopas mitwirkte.

Zu einem Weltwunder gestaltete man um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. das Grabmal des persischen Satrapen Maussollos und seiner Gattin Artemisia in Halikarnass. Das 46 m hohe Maussoleum kam an Wirkung den



40. TEMPEL DER ATHENA NIKE AUF DER AKROPOLIS IN ATHEN.

Nach Photographie von Beer.

Pyramiden gleich und gab späteren, großen Grabbauten den Namen. Auf einem Steinsockel von etwa 70 m Breite erhob sich die von 36 ionischen Säulen umgebene Cella, darüber das Dach in Form einer Stufenpyramide, bekrönt von einer Quadriga.

Durch Zierlichkeit und Feinheit des Schmuckes wirkt das Lysikratesdenkmal in Athen, das Lysikrates 334 v. Chr. zur Aufstellung eines im choragischen Wettkampf gewonnenen Dreifußes bauen ließ (S. 31). Auf quadratischem Sockel erhebt sich ein Rundbau mit korinthischen Halbsäulen, ein marmornes Zeltdach mit bekrönendem Akanthus schließt das Ganze reizvoll ab.

Die Prachtbauten der hellenistischen Zeit kennen wir vor allem durch die in den letzten Jahrzehnten vom Berliner Museum veranstalteten Gräbungen in Pergamon, Milet, Magnesia am Mäander und Priene. Die prunkliebenden Nachfolger Alexanders d. Gr. stellten der Baukunst große Aufgaben. Städte, Paläste, Tempel, Rathäuser, Altäre, Märkte waren mit Aufwand großer Mittel neu zu entwerfen. Man baute mehrere Geschosse übereinander und übernahm aus dem Orient den Gewölbebau. Dagegen ging der feine Sinn für die Proportionen verloren. Die dorische Säule wurde zu schlank gebildet, die Säulenabstände (Interkolumnien) zu sehr erweitert, die ionische und korinthische Säule ins Elegante und Effektvolle gesteigert. In Athen wurde der von Peisistratos begonnene Riesentempel des olympischen Zeus neu erbaut; vollendet wurde er erst unter Hadrian (135 n. Chr.); seine 17 m hohen korinthischen Säulen erregen noch heute Staunen. Im sog. Turm der



41. ATHENAGRUPPE VOM PERGAMENISCHEN ALTAR. Berlin.
Nach *Altertümer von Pergamon* III, 2, Taf. 12.

Winde ist uns das Gehäuse für eine Wasseruhr erhalten, die der Syrer Andronikos den Athenern konstruierte.

Den Hauptfortschritt der hellenistischen Architektur erkennen wir in der Entwicklung der Stadtanlagen. Schon Alexander d. Gr. soll 70 neue Städte gegründet haben, und der Zerfall seines Weltreiches in Teilreiche stellte dem Städtebau wieder neue Aufgaben. Man griff auf die Lehren des Hippodamos, eines Baumeisters der perikleischen Zeit, zurück. Die älteren Stadtanlagen wie z. B. in Athen zeigen unregelmäßige Straßenzüge, wie sie die Bodenbeschaffenheit, das Bedürfnis der Wasserzuleitung und die geschichtliche Entwicklung mit sich brachten. Hippodamos forderte die Anlage gerader, sich rechtwinklig schneidender Straßen, an bestimmten Stellen freie Plätze und setzte seine Lehre beim Neubau der athenischen Hafenstadt Piräus in die Wirklichkeit um. Diese Theorie hat bei der Anlage vieler moderner Städte wie Mannheim, Karlsruhe, New York nachgewirkt, wird aber vom modernen Städtebauer, der durch gebogene Straßen und geschlossene Plätze malerische Wirkungen anstrebt, entschieden abgelehnt. Die hellenistischen Baumeister entwickelten das hippodamische System noch weiter. In Priene liegt uns ein Musterbild einer kleinen hellenistischen Provinzstadt vor, s. Topographie S. 167.

Das Zentrum einer solchen Stadt bildet der Hauptmarkt, an dem Hallen mit Läden und öffentlichen Bauten liegen; daneben dienen kleinere Märkte (*macella*) dem Verkauf von

Gemüse und Fischen. Die regelmäßigen, meist gepflasterten Straßen sind von ein- und zweistöckigen Häusern umsäumt, in deren Erdgeschossen oft Läden liegen. Mannigfach gestaltete Monumentalbauten beleben das Straßenbild. Neben den Tempeln und den weit gestreckten Säulenhallen, die man zum Schutz gegen Sonne und Regen gern aufsuchte, werden die Buleuterien (Rathäuser) und die Übungsstätten für Erwachsene (Gymnasion, Palästra) prächtig ausgestattet. In Milet ist ähnlich wie in Priene das zweistöckige Buleuterion im Innern theaterartig angelegt; ein monumentaler, dorischer Hof mit korinthischer Zugangshalle ist ihm vorgelagert. Vortrefflich sorgt der hellenistische Städtebauer für die Zu- und Ableitung von Wasser. Von weither wird frisches Quellwasser den Städten zugeführt, die Ton- und Bleiröhren werden durch Einbettung widerstandsfähig gemacht, eine Kläranlage wird geschaffen und die ganze Stadt mit einem Netz von Leitungen, Brunnen und Quellsäulen überzogen. In Pergamon beförderten Druckleitungen das Wasser auf die Burg. An einer Stelle fanden sich unter dem antiken Pflaster 11 Leitungen nebeneinander.

Während Alexandria, die berühmte Hauptstadt der ptolemäischen Herrscher, unter der heutigen Stadt begraben liegt, kennen wir in Pergamon die glänzende Residenzstadt der Attaliden. Über der Unterstadt steigt die Akropolis in drei Terrassen auf, alle mit säulenreichen Bauten bedeckt, schon durch die Lage ein Architekturbild von majestätischer Wirkung. Die oberste Terrasse nimmt das Trajaneum, der Tempel der Athena Polias, der Palast und die Bibliothek ein. Auf der mittleren Terrasse liegt der Prunkaltar, den Eumenes II. um 180 v. Chr. zum Dank für viele Siege errichtete. In den mit dem berühmten Gigantenfries (S. 156 f.) geschmückten, fast quadratischen Unterbau schneidet eine Freitreppe ein, auf der man zur Plattform, dem eigentlichen Opferplatz, gelangt. Diesen umsäumt eine nach innen mit einem kleineren Friese verzierte Mauer; am Rande der Plattform läuft eine ionische Säulenstellung um. An die unterste Terrasse schmiegt sich das Theater mit Bühnenhaus und anschließender Wandelhalle sowie die Markthalle an.

Durch die Steigerung der Bauaufgaben, durch die Vermehrung der konstruktiven Mittel (mehrere Geschosse, Gewölbebau) und durch die Lockerung der in der klassischen Zeit geltenden Gesetze leitet die hellenistische Architektur zur römischen über.

C. DIE RÖMISCHE ARCHITEKTUR

DIE FORMENLEHRE

In der Baukunst gelangen die Römer durch die Verbindung des griechischen Säulen- und Flachdeckenbaus mit Bogen- und Gewölbekonstruktionen sowie durch die Zusammenfassung mannigfaltiger Einzelräume zu einer großen, organischen Komposition zu technisch kühnen und künstlerisch befriedigenden Schöpfungen, die ihrerseits wieder Grundlage und Vorbild für Schöpfungen der Renaissance und der neueren Zeit (St. Peter in Rom; Leipziger Hauptbahnhof) werden. Der Aufstieg Roms zur Herrin der Welt brachte eine Unzahl neuer Bauaufgaben mit sich. Die zahlreichen Elemente der heimischen, altitalisch-etruskischen Bauweise sind mit den aus Griechenland über die unteritalischen Kolonien eingedrungenen Formen zur Kaiserzeit, deren reichlich erhaltene Bauten für uns das Bild der römischen Architektur bestimmen, zu einer Einheit, dem römischen Baustil, verschmolzen. Auf keinem Gebiet der Kunst hat der für die Lösung praktischer Aufgaben begabte Römer so Großes geleistet wie auf dem der Baukunst.

Baustile. Zur Kaiserzeit ist die schlichte, altdorische Säulenordnung verschwunden. Die Basis der ionischen Säule wird in Priene auf eine viereckige Platte (Plinthe) gestellt, das Kapitell erhält zuweilen statt zwei vier diagonal gestellte Voluten. Vorherrschend wird die reiche korinthische Ordnung. Am Titusbogen erscheint zuerst das Kompositkapitell, bei dem ionische Voluten auf den Akanthoskelch gestülpt werden. Beim Gebälk folgen aufeinander der Architrav, der meist unverzierte Fries und das reichgestaltete Kranzgesims, welches sich aus Zahnschnitt, aus Konsolen, die das Geison tragen, und aus der Sima zusammensetzt.

Fassadenbau. Die Hausmauern werden durch Gesimse in Stockwerke geschieden (Abb. 31), die einzelnen Geschoßfluchten durch Halbsäulen und Pilaster (Wandpfeiler) gegliedert, welche bald durch Bögen, bald durch Giebel abgeschlossen werden; gerade diese Art der Gliederung finden wir an den Renaissancepalästen häufig wieder aufgegriffen.

Gewölbebau. Als Hauptleistung der römischen Baukunst gilt die Überwölbung großer Räume (Abb. 45). Das Tonnengewölbe hat die Form eines halben Zylinders und ruht nur auf den Wänden, das Kreuzgewölbe entsteht durch die Kreuzung zweier Tonnengewölbe und wird durch Pfeiler gestützt. Die dünnen, hart gebrannten Ziegel ermöglichen den soliden Bau von Rippen und Wölbungen; mit gelb und rot gefärbten Ziegeln gab man dem Mörtelwerk der Rohbauten ein reicheres Aussehen.

Ornament. In der Hauptsache verwenden die Römer den Ornamentschatz der Griechen weiter. Ihre Prunkliebe führt immer mehr zur Überladung der Bauglieder mit Zierformen. Ranken (Abb. 42), Lorbeerzweige u. a. erfahren eine feine dekorative Wiedergabe, lebende Wesen werden ins Ornament verflochten.

Bauten. Der Tempel steht auf hohem, in ältester Zeit ziemlich quadratischem Sockel (Podium) und hat eine tiefe Vorhalle. Säulen laufen oft nur auf drei Seiten herum, während die Rückwand der Cella als Abschlußwand des ganzen Baus gestaltet ist. Vereinzelt begegnen Rundtempel mit kreisrunder Cella. Statt des wirklichen Säulenumgangs erscheinen zuweilen an den Seitenwänden der Cella nur Halbsäulen. Neben die flache Holzdecke tritt von der Kaiserzeit an das kassetierte Tonnengewölbe.

Das römische Theater lehnt sich eng an das griechische Vorbild an, wie ja jedes Theater bis auf den heutigen Tag in letzter Linie seinen Ursprung auf das Dionysostheater am Abhang der athenischen Akropolis zurückführt. Es ist aber meist — ein besonders gut erhaltener Bau steht in Orange in Südfrankreich aufrecht — ein freistehender Hochbau, dessen Geschosse mit Bogenstellungen verziert sind. Das südliche Klima erlaubt in den meisten Fällen auf ein festes Dach zu verzichten, so daß größere Ausmaße als beim modernen Theater möglich waren, das ja tragende Stützen für die Decke nicht anwenden kann; ein Theater mit Platz für 7000 Zuschauer zählte nicht zu den größten. Bei stechender Sonne spannte man über den Zuschauerraum (*cavea*) Segel aus. Zwischen der Bühne (*scena*) mit architektonisch verzierter Hinterwand und den aufsteigenden, konzentrischen Sitzreihen für die Zuschauer dehnt sich die halbkreisrunde Orchestra. Da diese nicht mehr wie in griechischer Zeit für den im römischen Drama fehlenden Chor nötig ist, nimmt sie Sitze für die vornehmen Zuschauer auf und wird so zum Vorläufer des modernen Parketts. Erstaunlich ist die treffliche Akustik der antiken Theater, die jedes Wort bis zur letzten Zuschauerreihe verstehen läßt.

Beliebter noch als das Theater war bei den Römern das Amphitheater (Abb. 31), in dem man mit südlicher Leidenschaft den Kampf der Tiere und Gladiatoren verfolgte. Um den elliptisch gestalteten Kampfplatz (*arena*) steigen auf allen Seiten die Sitzreihen auf, die durch



42. TEILSTÜCK VOM RANKENFRIES DER ARA PACIS AUGUSTAE. Rom, Thermenmuseum.

Nach Photographie.

Im Rankenwerk Akanthus, Rosetten und Palmetten sowie Schwäne, die heiligen Vögel des von Augustus sehr verehrten Apollo.

gewaltige Unterbauten mit Zugangskorridoren untermauert und nach außen durch eine dreistöckige Fassade abgeschlossen waren. Noch heute benützen die Südländer die Arena zu Arles in alter Weise zu Stierkämpfen, während bei uns das Amphitheater im Zirkus weiterlebt.

Der römische Circus war ähnlich dem griechischen Hippodrom eine langgestreckte Bahn für Wagenrennen mit aufsteigenden Stufenreihen für die Zuschauer. Eine Schranke (*spina*) teilte in der Länge die Arena in zwei Teile; die Gespanne brachen aus dem Start (*carceres*) hervor, sausten die Bahn entlang und mußten an den Enden der Spina (*metae*) eine scharfe Kurve nehmen. Vgl. S. 110.

Die Basilica (*στοὶ βεσσίλειος?* Königshalle), eine Erfindung der hellenistischen Zeit, ist in der Regel ein länglicher, rechteckiger Bau, in dem durch zweigeschossige Säulenstellungen ein überhöhtes Mittelschiff von einem Umgang abgetrennt wird. Oft wird an der abschließenden Schmalwand ein Tribunal für Gerichtsverhandlungen errichtet. Da sich Handelsverkehr und Rechtsprechung in der Basilica abspielen, liegt sie in der Nähe verkehrsreicher Plätze, besonders häufig am Forum. Den altchristlichen Kirchen im Westen des römischen Reiches hat sie Namen und Vorbild abgegeben.

Die großen Thermen (Luxusbäder) dienten nicht nur zu Luft- und Wasserbädern, sondern auch zur Unterhaltung, zum Anhören von Rezitationen, Gesängen und zu gymnastischen Übungen (S. 196). Auskleideraum (*Apodyterium*), Kaltbad (*Frigidarium*), Lauesbad (*Tepidarium*), Heißes Bad (*Caldarium*), Schwitzbad (*Sudatorium*), Schwimmbad und Palästra waren prächtig ausgestattet, von Kuppeln überwölbt und zu einer gewaltigen Gesamtanlage zusammengefaßt. Badeanlagen wie Privathäuser wurden durch Zentralheizung (*hypocaustum*, d. h. Heizung von unten her) erwärmt. Im Keller wurden große Feuer unterhalten, die heiße Luft strich unter den Fußböden hin und stieg durch Hohlkacheln in die Zimmerwände empor. Diese Art der Heizung hielt sehr gut nach und erwärmte den Fußboden in angenehmer Weise, während unsere Öfen hauptsächlich den unbenutzten Raum oben an der Zimmerdecke stark heizen.

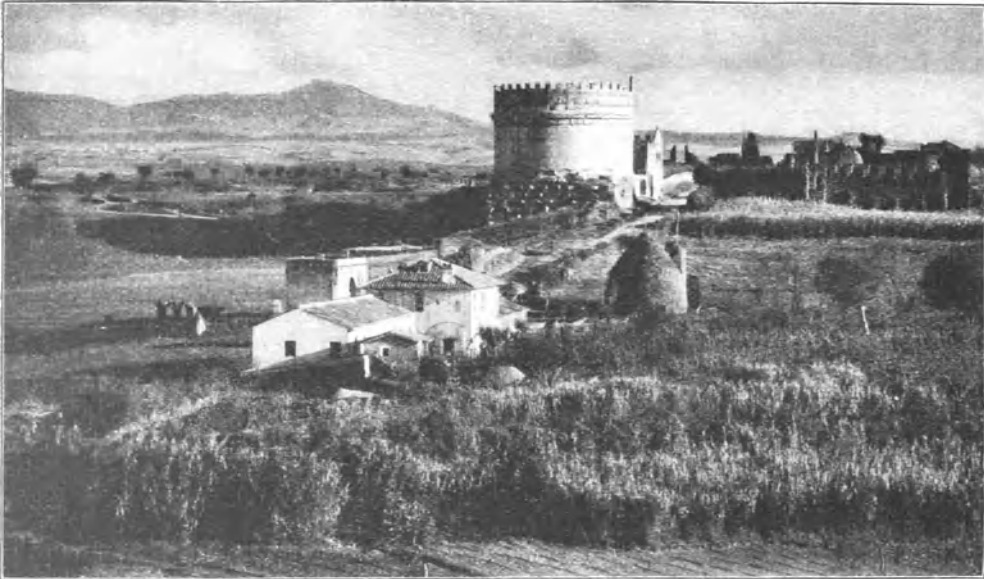
Die Straße überwölbende Ehrenbögen (*arcus*), jetzt Triumphbögen (S. 217) genannt, wurden nicht für den Durchzug siegreicher Heere errichtet, sondern dienten als Tore dem Verkehr. Mindestens von der frühen Kaiserzeit an wurden sie mit Säulen und Reliefs geschmückt und von einer Attika abgeschlossen, auf der meist die Weihinschrift angebracht war und die als Bekrönung des Ganzen eine Statue oder Gruppe trug. Zur Haupttordurchfahrt treten oft zwei kleinere Seitendurchgänge. Öfter als in griechischer Zeit wurden die Gräber monumental gestaltet. Man griff auf die Form der Pyramide zurück, schuf zylindrische Rundbauten auf viereckigem Sockel (Abb. 107) und baute für die Ärmeren Columbarien (d. h. Taubenschläge), bei denen die Wände in lauter kleine Nischen zur Aufnahme der Aschenurnen aufgelöst sind, eine Lösung, welche sich unsere modernen Krematorien wieder zu eigen machen.

DIE BAUGESCHICHTE

BAUTEN IN ROM. Bis in hochaltertümliche Zeit reichen einige Brunnenanlagen zurück, wie das Quellenhaus am Capitol, das Tullianum, über dem später der Carcer errichtet wurde, und das heute noch wohl erhaltene Quellenhaus zu Tusculum; bei beiden entsteht ein falsches Gewölbe dadurch, daß die horizontalen Steinreihen nach oben zu immer mehr vorkragen, nicht durch keilschnittförmige Zurichtung der Steine wie beim echten Gewölbebau. Von der ältesten Form des 509 v. Chr. vollendeten großen Tempels auf dem Capitol sind nur noch Teile des Unterbaus erhalten. Der Tempel war der capitolinischen Dreiheit, Juppiter, Juno und Minerva, heilig, hatte nebeneinander drei Cellen und eine durch drei Reihen von Säulen gebildete Vorhalle, von der aus man die im italischen Kult wichtigen Zeichen am Himmel beobachtete.

In der späteren republikanischen Zeit vollzieht sich die Anpassung an griechische Formen, die besonders gut in dem nach hellenistischem Vorbild erbauten Pompeji zu verfolgen ist, s. Topographie S. 172 f.

Augustus rühmt sich in seinem Lebensbericht, er habe Rom als Ziegelstadt übernommen, als Marmorstadt hinterlassen. Viele von Caesar genial erdach-



43. GRABMAL DER CAECILIA METELLA IN DER RÖMISCHEN CAMPAGNA.

Nach Photographie.

Links vom Grabmal das Albanergebirge mit dem Monte Cavo (Mons Albanus).

ten Pläne führte seine zähe Energie zu Ende, viele arbeitete er neu aus. Wie die Dichter (S. 64 ff.) sollten auch die Architekten helfen, das Volk mit seiner Alleinherrschaft auszusöhnen. Über seine Bauten am Forum Romanum und am Forum Augusti s. Topographie. Nach der glücklichen Heimkehr des Kaisers aus Spanien und Gallien gelobte der Senat der Kaiserlichen Friedensgöttin einen Altar (Ara Pacis Augustae Abb. 75) und weihte im Jahre 9 v. Chr. das prächtige Monument, das den der Welt geschenkten Frieden würdig feiert, ein.

Den eigentlichen Altar umfaßt nahezu quadratisch eine Marmormauer (11,6 m breit, 10,6 m tief), welche außen im untern Streifen mit Ranken, im obern mit einem Figurenfries verziert war. An der Vorderseite des Mauervierecks ist ein breiter Zugang, an der Rückseite ein weiter Ausgang offen gelassen.

Auf dem Palatin erbaute des Tiberius Vater der Livia ein prächtiges Haus, von dem vier reizend ausgemalte Zimmer heute noch erhalten sind. Die Grundform von Augustus' eigenem Grabmal läßt das Grab der Caecilia Metella, der Schwiegertochter des Triumvirn Crassus, erkennen (Abb. 43). Ein mächtiger Steinzyylinder, der die alten Grabhügel (Tumuli) in Stein fortsetzt, sitzt auf viereckigem Sockel, das Ganze ist in freiem Gelände an der Via Appia heute noch von großer, geschlossener Wirkung. Der bekrönende Kranz von Zinnen ist eine Zutat des Mittelalters, welches den wuchtigen Bau als Festung benutzte. Beim Maussolleum des Augustus ward auf den viel mächtigeren Steinzyylinder ein mit Zypressen bepflanzter Erdhügel aufgeschüttet, dessen Spitze ein Kolossalbild des Kaisers bildete. Von hier ist zu monumentalen Grabbauten, ganz in dauerndem Material, wie zur Engelsburg (S. 202), nur mehr ein Schritt. Die unter Augustus beginnende Vorliebe für ägyptische Formen führte dazu, daß man dem 12 v. Chr. verstorbenen Prätor C. Cestius ein Grabmal in Form einer 37 m hohen Pyramide errichtete.



44. INNERES DES PANTHEON. Rom.
Nach Photographie.

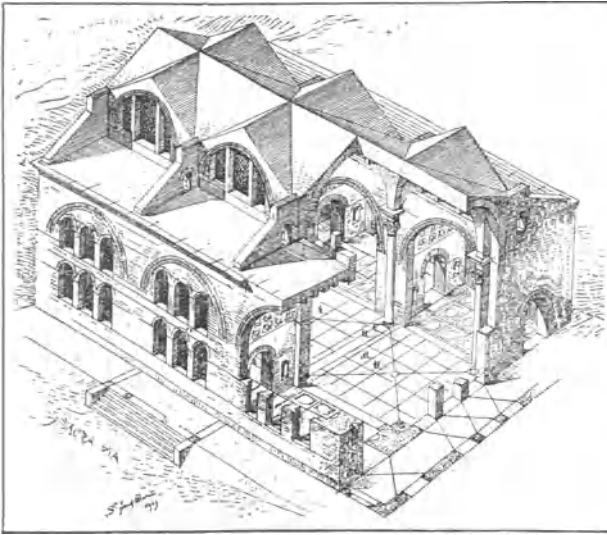
Der neuntägige Brand, der im Jahre 64 außer Forum und Capitol alle älteren Stadtteile in Rom vernichtete, gab Nero Gelegenheit, sich einen weitverzweigten, von Gärten umgebenen Palast, das Goldene Haus (*domus aurea*) erbauen zu lassen. Die erhaltenen Reste der Wand- und Deckendekoration haben die Künstler der Renaissance häufig für ornamentale Kompositionen verwertet; ihre Grottesken, Verbindungen von Menschenleib und Ranken, gehen auf römische Vorbilder zurück.

Vespasian und Titus errichteten das gewaltige Amphitheater für 40—50000 Zuschauer berechnet, das nach dem in der Nähe von Neros Goldnem Haus stehenden Kolossalbild dieses Kaisers das Colosseum (Abb. 31) genannt wurde.

Das Gebäude ist die größte antike Ruine, die auf uns gekommen ist. In vier Stockwerken baut sich das Theater auf; drei sind in Bogenstellungen mit Ziersäulen aufgelöst, das oberste ist mit korinthischen Pilastern verziert, eine Ordnung, die auf Bauten der Renaissance einwirkte. Der Stil der Halbsäulen ist am untersten Geschoß dorisch, am zweiten ionisch, am dritten korinthisch. So wird dem massigen Bau die allzu schwere Wirkung genommen. Die Arena weist zahlreiche Unterbauten auf, die ein rasches Emporheben und Versenken von Käfigen erlaubten. So radiale Zugangskorridore und ein reichverzweigtes Treppensystem ermöglichen es, das Theater rasch zu betreten und zu verlassen.

Die Eroberung Jerusalems durch Titus gab Domitian Anlaß zur Errichtung eines Ehrenbogens. Dieser Titusbogen ist der älteste in Rom noch aufrecht stehende Triumphbogen. Zu beiden Seiten des einzigen Durchgangs verziern die Wand je zwei auf hohe Sockel gestellte Halbsäulen mit Kompositkapitellen. Der Hauptschmuck sind die im Tordurchgang unter dem kassettierten Tonnengewölbe eingelassenen Reliefs (Abb. 20). Die abschließende Quadriga mit dem Standbild des Kaisers ist verloren gegangen.

Auf andere Art verewigte Trajan das Andenken an seine Siege über die Daker durch die Errichtung einer Ehrensäule, der Trajanssäule (Abb. 115).



45. AUFBAU DER BASILICA DES MAXENTIUS UND CONSTANTIN IN ROM.

Nach Durm, *Baukunst der Etrusker und Römer*?, S. 621.

Nach dem Tode des Maxentius (312) von Konstantin dem Großen vollendet. Das hohe Kreuzgewölbe scheint auf acht monolithen Säulen zu ruhen. Stattliche Reste stehen an der Via sacra noch aufrecht. Vergleiche den Kirchenbau der Renaissance (St. Peter).

Um die Säule schlingt sich ein 200 m langes Reliefband, das in fortlaufender Erzählung Szene für Szene die Kämpfe an der Donau, besonders im heutigen Rumänien schildert. Im Inneren des Schaftes führt eine Treppe zur Statue des Kaisers empor. Später mußte Trajan dem heiligen Petrus den Platz überlassen. Der mit Waffenreliefs geschmückte Sockel barg einst die Asche Trajans. Die ganze Säule war nur ein Teil des von Apollodoros aus Damaskus genial entworfenen Trajansforums, welches die früheren Kaiserfora an Großzügigkeit der Anlage und an Reichtum des plastischen

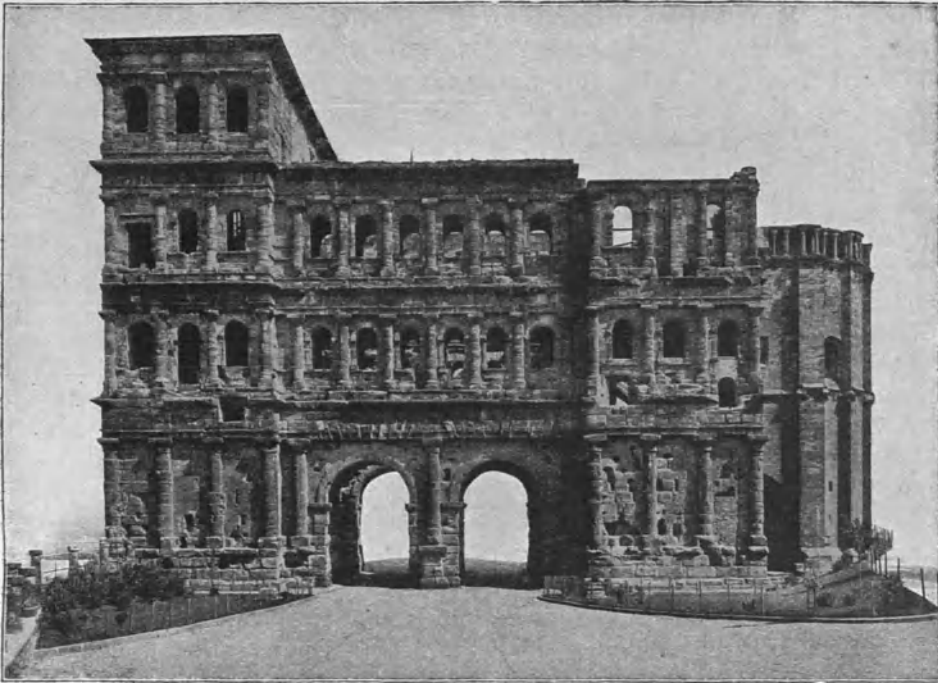
Schmuckes weit übertraf, s. Topographie S. 171.

Durch den wunderbaren Bau des Pantheons hat Hadrian die Hauptstadt um ein zu allen Zeiten bewundertes Werk bereichert. Dank der technischen Kühnheit wie der Schönheit der Verhältnisse packt es den Beschauer wie kein zweites Werk der römischen Baukunst.

Das Pantheon (Abb. 44), das „Hochheilige“, war nicht ein Heiligtum aller Götter, sondern ein Rundtempel, zur Verherrlichung der Gens Julia und zur Verehrung mehrerer Götter errichtet. Schon Agrippa, der Schwiegersohn des Augustus, hatte ihn im Jahre 27 v. Chr. gestiftet, der heutige Bau stammt aber nach Ausweis der Ziegelstempel ganz aus der hadrianischen Zeit. Von eigenartiger, überraschender Wirkung ist der Innenraum. Auf einen Zylinder ist ein halbkugeliges Gewölbe gesetzt, dessen Scheitel ausgeschnitten ist, so daß der blaue Himmel in den ersten Bau hereinblickt und gleichmäßig mildes Licht den Raum durchflutet. Die Höhe des Baus entspricht seinem Durchmesser von 43,5 m. Die Wand ist nach dem Goldenen Schnitt in 2 Teile zerlegt, das Gewölbe verzieren perspektivisch konstruierte Kassetten. Später, wohl zur Zeit des Antoninus Pius, wurde an die Rotunde eine Vorhalle mit 8 Säulen in der Front, mit der alten Bauinschrift des Agrippa am Epistyl und einem schweren Giebel angefügt. Im 7. Jahrhundert wurde aus dem heidnischen Tempel die christliche Kirche S. Maria ad Martyres, die wie in alter Zeit zugleich dem Gottesdienst und der Bewahrung des Andenkens an große Männer dient; Raffael und Italiens Könige ruhen darin.

Als große Kaisergruft für sich und seine Nachkommen erbaute Hadrian ein Maussoleum, welches *Moles Hadriani*, Grabbau des Hadrian, hieß und uns in der Engelsburg (Abb. 107) am Pons Aelius, der heutigen Engelsbrücke, erhalten ist. Der Typus der augusteischen Grabanlage, der auf viereckigem Sockel sitzende Rundbau, erfuhr dabei durch reichlichen Schmuck mit Säulen und Skulpturen eine prächtige Weiterbildung; den Abschluß des Ganzen bildete in alter Zeit wohl ein kleiner Rundtempel.

In die Regierungszeit des Hadrian fällt der Höhepunkt der römischen Baukunst. Nach dieser Epoche verschwindet das Streben nach großer, ein-



46. DIE PORTA NIGRA IN TRIER. Innenseite.

Nach einer Aufnahme der Preuß Meßbildanstalt in Berlin.

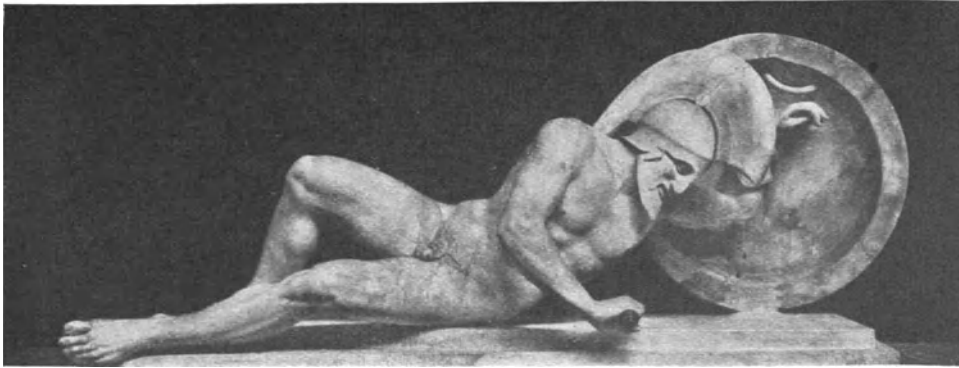
Noch heute betritt man durch den Torbau, der einen Innenhof umschließt, die Stadt. Erbaut nach 260 n. Chr. Der glatte Anbau rechts stammt aus dem Mittelalter.

facher Gliederung und sparsamer Verwendung des Ornaments an konstruktiv untergeordneten Stellen und macht der Freude an übertriebenen Formen Platz, aber die Überfülle von mannigfaltigem Ornament schadet dann oft der tektonischen Wirkung der Bauglieder.

Die Säule des Marc Aurel sowie die Ehrenbögen des Septimius Severus und des Konstantin schließen sich an das in der früheren Kaiserzeit Geleistete an. Von den gewaltigen mit Kreuz- und Kuppelgewölben abgeschlossenen Sälen der Thermen des Caracalla (S. 127), die 211—216 errichtet wurden, geben uns noch mächtige Überreste einen Begriff. Der Hauptbau stand in einem Garten, den eine Säulenhalle umrahmte. Bunter Marmor, aus allen Teilen des römischen Weltreiches herbeigeschafft, bemalter Stuck und Bildwerke gaben dem Innern Glanz und Farbe. Eine ähnliche mächtige Wirkung üben auf den Beschauer die Reste der von Maxentius und Konstantin errichteten Basilica am Forum (Abb. 45) aus. Das mittlere, überhöhte Schiff der dreiteiligen Anlage war trotz seiner Weite von 25 m mit drei Kreuzgewölben überspannt.

BAUTEN IN DEN PROVINZEN. Die Bautätigkeit der römischen Kaiser erstreckte sich über die ganze damalige Welt. Viele der in den Provinzen errichteten Monumentalbauten stehen den römischen an Feinheit des Aufbaus sowie an Güte des Materials nicht nach. Dies bezeugen die heute noch erhaltenen Bauwerke. In Italien gehören die Torbögen zu Benevent und Ancona der trajanischen Zeit an. In Istrien waren Pola, Spalato und Salona die Hauptorte der römischen Bautätigkeit; der trefflich erhaltene Palast des Diocletian zu Spalato, in dem heute die ganze moderne Stadt

Platz gefunden hat, wird durch zwei sich kreuzende Straßen in vier von Säulen umrahmte Plätze zerlegt. Das frühere Österreich-Ungarn umfaßte im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. mehrere römische Provinzen mit bedeutenden militärischen und bürgerlichen Niederlassungen wie Iuvavum (Salzburg) und Virunum (Zollfeld bei Klagenfurt) in Noricum sowie Vindobona (Wien), das fundreiche Carnuntum (Petronell bei Preßburg), Aquincum (Alt Ofen) und Emona (Laibach) in Pannonien. Am Eisernen Tor überspannte Trajan die Donau durch eine gewaltige Brücke mit zwanzig Stein Pfeilern. Griechenlands Hauptstadt Athen verdankt Hadrian die Vollendung des großen Zeustempels, Olympieion (S. 123) genannt, sowie die Errichtung eines ganz neuen Stadtteils am Ilissos, dessen Zugang, das „Hadrianstor“, wohl erhalten ist. Das von Hadrian erbaute Trajaneum auf der Akropolis zu Pergamon, die Bibliothek und das Theater zu Ephesos sowie die Markthallen zu Milet sind Zeugen römischer Baukunst in Kleinasien. In Syrien stammen der Tempel des Bel zu Palmyra und das säulenreiche Jupiterheiligtum zu Heliopolis, jetzt Baalbek, aus dem 2. und dem Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. Eine ganze römische Stadt in der Art Pompejis haben die Franzosen zu Timgad in Afrika aufgedeckt. Im Süden Galliens blühte die Bautätigkeit zur augusteischen Zeit. Dem Kaiserkult war die „Maison carrée“ zu Nîmes geweiht, ein Podiumtempel mit korinthischen Halbsäulen an den Cella-wänden; Agrippa überspannte den Gard mit einer in drei Bogenreihen übereinander aufgebauten Wasserleitung, dem sog. Pont du Gard (Abb. 113). Solche Leitungen führten das frische Wasser immer in der Höhe, auf kilometerlangen Bogengängen (Aquädukten) herbei und versorgten die Städte des Südens meist viel besser mit Wasser, als es heutzutage der Fall ist. In der späteren Kaiserzeit residierten wiederholt römische Kaiser, besonders Konstantius und Konstantin, in Trier (Colonia Augusta Treverorum), der Hauptstadt des belgischen Galliens. Das wohl erhaltene Stadttor im Norden, die Porta nigra (Abb. 46), wirkt durch die flankierenden Seitentürme und das Fehlen der letzten Bearbeitung besonders mächtig. Die gewaltigen Ruinen, welche für die Reste des Kaiserpalastes galten, hat neuere Forschung als Thermen erkannt. Aus dem ganzen Moselgebiet kennen wir architektonische Grabdenkmäler wie die Igeler Säule und Grabmäler aus Neumagen, deren Reliefschmuck viel lebendiger gearbeitet ist wie sonst Werke römischer Provinzialkunst (vgl. Abb. 21). In Germanien überwiegen trocken gearbeitete Soldatengrabsteine (vgl. Abb. 111) und Reliefs, die dem Kult der Soldatengötter geweiht waren, besonders dem Stier tötenden, persischen Sonnengott Mithras (Abb. 27), welcher der mächtigste Konkurrent des aufkommenden Christentums war. Die Bauten zu Köln (Colonia Claudia Augusta Agrippinensis), zu Mainz (Mogontiacum), zu Straßburg (Argentoratum) und zu Augsburg (Augusta Vindelicorum) liegen mit wenigen Ausnahmen unter der heutigen Stadt begraben. Vom Kastell in Regensburg (Castrum Regina) steht noch die wuchtige Porta Praetoria aufrecht. In Kempten im Allgäu wird die römische Provinzialstadt Cambodunum mit Forum und stattlichen Thermen allmählich erforscht. Zur Sicherung der Grenze gegen die freien Germanen und zur Regelung des Zollverkehrs legten Domitian und Hadrian zwischen Donau und Rhein eine Sperr- und Verteidigungslinie an. Dieser obergermanisch-rätische Limes beginnt in Hienheim bei Kehlheim a. d. Donau, verläuft bis Lorch in Württemberg als Mauer mit Türmen in westlicher



47. GEFALLENER AUS DEM OSTGIEBEL DES TEMPELS ZU ÄGINA.

Nach Photographie.

Der parische Marmor ist auch auf der Rückseite sorgfältig bearbeitet. Die scharfgeschnittenen Formen besonders des Bartes erinnern daran, daß die äginetischen Künstler meist in Bronze arbeiteten.

Richtung. Von hier aus biegt er als Wall und Graben scharf nach Norden um; im Taunus wendet er sich wieder mehr nach Westen und erreicht bei Andernach den Rhein. In regelmäßigen Abständen ist der Wall von Wachtürmen und kleineren wie großen Kastellen begleitet, die alle von der Reichslimeskommission in jahrelanger Arbeit ausgegraben und erforscht wurden. Tagelang kann man die Reste und Spuren des Limes, den das Volk Teufelsmauer nennt, noch heute im Gelände verfolgen. Bei vielen Kastellen kennen wir durch aufgefundene Inschriften die Namen der Besatzungen, die darin lagen; wir wissen aus den Funden, wie Soldaten und Pferde untergebracht waren, wie der Kommandant wohnte, wie das Fahnenheiligtum der Truppe aussah, ja zu welchen Göttern die Römer beteten, wobei es mehr als durch literarische Überlieferung klar wird, daß damals Mithras (S. 100) der Abgott der Soldaten war. Die auf der einsamen Kammhöhe des Taunus liegende Saalburg (Abb. 112) litt weniger Schaden als später wiederum besiedelte Plätze; das Kastell wurde mit großen Mitteln wiederaufgebaut und hält uns ein Stück der ältesten Geschichte unserer Heimat lebendig vor Augen.

D. DIE GRIECHISCHE PLASTIK

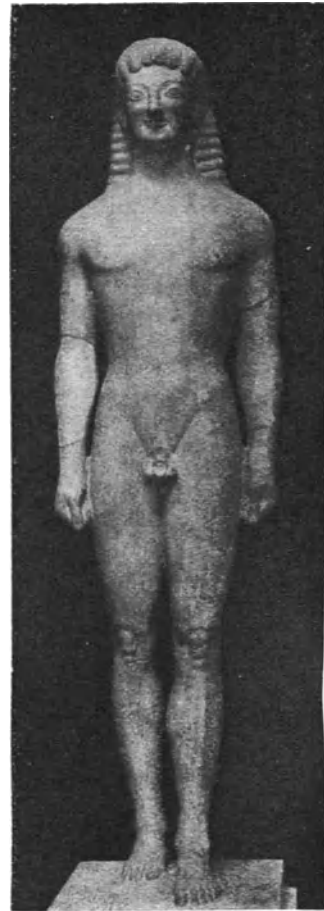
Die griechische Skulptur ist eine einzigartige Erscheinung. Sie erweckt als Grundlage der Kunstentwicklung späterer Zeiten, durch die Stetigkeit ihres Fortschreitens von altertümlichen Anfängen bis zur freien Beherrschung der Form und durch die Vollkommenheit ihrer Schöpfungen unser besonderes Interesse; keine spätere Kunstepoche hat so viel Neues aus Eigenem geschaffen. Schon am Anfang der griechischen Kunst steht eine große Tat: Der Versuch, den nackten Menschen freistehend zu bilden, losgelöst von dem stützenden Pfeiler, an den die Ägypter ihre Steinfiguren lehnen. Zwar wirken die Statuen des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. noch steif und unbeholfen, aber ein unablässiges Studium der Natur lehrt die einzelnen Formen immer richtiger bilden und den Ausdruck des Gesichtes immer mehr beseelen. Der Schüler will das gleiche machen wie der Meister, nur richtiger und besser. So streben, getragen von einer segensreichen Tradition, alle Kräfte nach dem einen großen Ziel der griechischen Kunst: nach der immer vollkommeneren Darstellung des menschlichen Körpers, des nackten und be-



48. MÄDCHENSTATUE AUS DEM PERSERSCHUTT DER AKROPOLIS. Athen.
Marmor. Nach Photographie.

Die vorgestreckte linke Hand hielt wohl eine Frucht als Opferspende für Athena.

kleideten, des ruhenden und bewegten. Allem Großen verleihen die Griechen menschliche Züge, den Göttern wie den Göttinnen, ja selbst dem Schlaf und dem Tod, der Quelle und dem Fluß. Welch ein Abstand zwischen dem fratzenhaften Falkenkopfe des ägyptischen Sonnengottes Horus und dem von innerer Hoheit be-seelten Antlitz der Athena! Wohl finden wir in der griechischen Plastik Gutes und Geringeres nebeneinander, nie aber begegnen wir, wie so oft in späteren Zeiten, Werken, die durch krampf-



49. „APOLLON“ VON TENEA (bei Korinth). Marmor. München.
Nach Photographie.

hafte Willkür oder durch geistlose Naturab-

schrift abstoßen. Bei den Griechen haben sich an einem Ort und zu einer Zeit eine Fülle von Umständen vereinigt, welche der Entfaltung der bildenden Kunst günstig waren: Eine begabte, für die sinnliche Erscheinung empfängliche Rasse, die Stählung des Körpers in den Gymnasien für die großen nationalen Festspiele, welche es immer wieder erlaubte, den nackten Körper in seinem Bau und seiner Bewegung zu studieren, die Sitte, Tempel, Plätze und Gräber mit Statuen zu schmücken, die Art des Gewandes, das in schönen Falten fällt und den Körper nicht versteckt. Dazu trat als Wichtigstes jener angeborene und geschulte ästhetische Sinn, der die Griechen alles Sprunghafte und Willkürliche in der Entwicklung, worunter die moderne Kunst leidet, vermeiden ließ.

Als älteste Götterbilder sind hölzerne Schnitzbilder (*ξύρινα*) bezeugt; ihrem unscheinbaren Aussehen half man durch Vergoldung nach. Bald fand man aber im weißen Marmor der Inseln Naxos und später Paros ein Material, das zwar schwieriger zu bearbeiten war, aber die Erzielung einer glatten Oberfläche und knapper Körperformen ermöglichte und die mühsame Arbeit durch größere Dauerhaftigkeit lohnte. Als noch vornehmeres Material gegenüber



MÄDCHEN MIT HAUBE · MÜNCHEN

dem glänzenden Marmor galt die Bronze, die man vom 5. Jahrhundert ab für Statuen am häufigsten verwendete. Da weit-herausragende Gewand- und Körperteile in Stein einer Stütze bedürfen, welche dem Gesamteindruck der Figur oft schadet, zog man den dauerhaften Erzguß vor. Durch Ziselierung wurden die Einzelheiten fein herausgearbeitet, durch das Tönen des Haares in Gold und das Einsetzen der Augen in farbigem Material erzielte man eine lebendige Wirkung. Auch die Marmorfiguren erfuhren reiche Bemalung, besonders in den Gewandmustern. Bei großen Tempelstatuen legte man über einen Holzkern die sichtbaren Fleischteile in Elfenbein, das Gewand in Gold, ein kostspieliges Verfahren; an der Athena Parthenos des Phidias stellte allein das verwendete Gold einen Wert von 44 Talenten (mehr als 3 Millionen Goldmark) vor. Leider sind uns gerade die berühmten Einzelwerke der großen Meister des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.



50 PERSEUS TÖTET DIE MEDUSA. METOPE VOM TEMPEL C IN SELINUNT. Palermo.

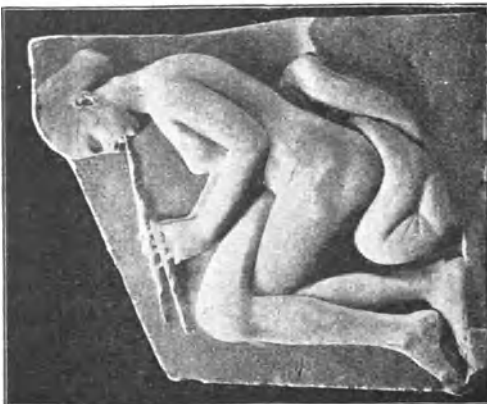
Nach Photographie.

Die Figuren heben sich fast statuenartig vom Grunde, sind aber wenig durchmodelliert. Vorder- und Seitenansicht wechseln an der gleichen Figur wie in der ägyptischen Kunst.

nicht im Original erhalten, sondern nur in Nachbildungen (Kopien) der römischen Zeit. Die vornehmen Römer ließen sich gerne Statuen der klassischen Zeit, die sie auf ihren Reisen in Griechenland bewundert hatten, zum Schmuck ihrer Häuser und Gärten kopieren. Dabei wurden die Originale oft verkleinert, vergrößert, zuweilen auch durch Zutaten abscheulich entstellt. Solche Wiedergaben aus zweiter Hand fanden im 18. Jahrhundert, zur Zeit Winckelmanns und Goethes, oft größere Wertschätzung als griechische Originale; die Bewunderung von Werken wie der Capitolinischen Venus und des Apollo vom Belvedere geht bis auf diese Zeit zurück. Die zum Schmuck der Tempel verwendeten tektonischen Skulpturen, die Grabreliefs und die den Göttern dargebrachten Votivreliefs sind uns fast ausnahmslos im Original erhalten. Sie erst haben im vorigen Jahrhundert der Welt die Augen über das Wesen der griechischen Kunst geöffnet.

Die archaische Zeit. Die archaische Periode, wörtlich die Periode des Anfangs (*ἀρχή*) der griechischen Kunst, in der der Aufbau des Körpers und die Form der einzelnen Teile noch unvollkommen wiedergegeben werden, zerfällt in eine hocharchaische Epoche vom Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. und in eine reifarchaische Epoche von etwa 550 bis 480 v. Chr. Fast alles, was unter dem 480 v. Chr. bei der Zerstörung der athenischen Akropolis angehäuften „Perserschutt“ (vgl. S. 165) gelegen hat, dürfen wir noch der altertümlichen Zeit zurechnen.

Am Ausgang des 2. Jahrtausends v. Chr. bereiteten große Völkerwanderungen, die wir unter dem Namen der Dorischen Wanderung zusammenfassen, der kretisch-mykenischen Kultur ein Ende. In der Kunst kam der geometrische Stil auf, der Menschen und Tiere nur in der Kleinkunst in schematischen Formen wiedergibt (Abb. 105). Große Rundskulpturen be-



51. ALTARBEEKRÖNUNG. Marmor. Rom, Thermemuseum. Das Gegenstück zu diesen Reliefs der Villa Ludovisi im Museum zu Boston beweist, daß die Ecken der Platten mit schön geschwungenen Voluten verziert waren.

sitzen wir erst aus dem 7. Jahrhundert v. Chr.; die Anregung zu ihrer Bildung kam den Griechen des Festlands von Ägypten und von den Inseln, besonders aus Kreta. Im 7. Jahrhundert v. Chr. sollen die kretischen Bildhauer Dipoinos und Skyllis nach dem Peloponnes übergesiedelt sein und für mehrere Plätze im Peloponnes Statuen gearbeitet haben, von deren Stil uns der sog. Apoll von Tenea (Abb. 49) eine Vorstellung gibt.

Die aus parischem Marmor gehauene Statue lehnt sich eng an ägyptische Vorbilder an. Die steife Haltung, das Vorsetzen des linken Fußes, die herabhängenden Arme und Hände mit dem nach vorne gedrehten Daumen erinnern an ägyptische Bildungen. Dagegen verraten die völlige Nacktheit, die stramme Anspannung des Körpers, das Fehlen eines Stützpfählers und die vorzüglich gestalteten Knie griechischen Geist. Der Versuch einer Beseelung des Ausdrucks führt zu dem steifen „archaischen Lächeln“; die ganz frontale Anlage, die in streng symmetrischer Komposition jedes Ausweichen der Glieder nach links und rechts vermeidet, das Hervorquellen der Augen, bei denen das Oberlid nicht über das Unterlid greift, sowie der flach liegende Nabel sind Merkmale der altertümlichen Zeit. Obwohl der linke Fuß etwas vorgesetzt ist, steht der Jüngling doch mit voller Sohle fest auf beiden Füßen. Die altgriechische Kunst stellte Apollon ebenso dar, unsere Figur aber ist die Grabstatue eines Jünglings, gefunden in einem Friedhofe zu Tenea bei Korinth. Entstanden wird sie um das Jahr 600 v. Chr. sein.

Gerne schnitt man in alter Zeit die Statuen auch aus dem weichen Kalktuff (Poros) und gab ihnen durch lebhaftes Bemalung mehr Dauerhaftigkeit und Wirkung; zahlreiche Reste der Giebelgruppen von den

vorpersischen Tempeln auf der Burg zu Athen bezeugen dies. Gleichzeitig verwerteten samische Künstler die ägyptische Erfindung des Erzgusses für die Herstellung großer Statuen. Die ältesten Frauenfiguren aus Marmor wie die von Nikandre geweihte Artemis aus Delos und die von Cheramyes geweihte Hera aus Samos wirken steif und ungliedert und erinnern an die aus Holz geschnitzten Statuen (S. 134). Selbst die jüngere archaische Statue eines Mädchens („Kore“) aus dem Perserschutt (Abb. 48) entbehrt noch der natürlichen Faltengebung im Gewand, fesselt aber durch den reizvoll frischen Ausdruck des Gesichtes. In bunten Farben aufgemalte Gewandmuster belebten die glatten Flächen. Andere der Athena geweihte Mädchenstatuen ionischer und attischer Künstler zeigen bereits tiefe Falten ins Gewand hineingearbeitet, und diese Koren heben mit der Linken einen Gewandzipfel zierlich zur Seite.

Hocharchaischen Reliefstil der Provinz zeigt die Metope (Abb. 50) aus Selinunt auf Sizilien aus dem 6. Jahrhundert v. Chr.

Perseus schneidet der Gorgo (Medusa) im Beisein der Athena das fratzenhafte Haupt ab, dessen Anblick jeden Beschauer zu Stein erstarren läßt; aus dem Blut des Scheusals entspringt das geflügelte Roß Pegasos. Die Figuren glotzen gerade aus; während Kopf und Brust des Perseus ganz von vorne dargestellt sind, sehen wir die Beine unvermittelt ins Profil gestellt; die Muskeln erscheinen übertrieben, die ganzen Figuren gedrungen und stämmig. Die archaischen Reliefbildner streben besonders an längeren Friesen darnach, alle Köpfe in gleicher Höhe endigen zu lassen (Isokephalie), so daß stehende Figuren gegenüber liegenden sehr klein erscheinen.

Die in flachem Relief gehaltene, einst kräftig bemalte Grabstele des Kriegers Aristion, gearbeitet vom Bildhauer Aristokles (Abb. 108), entstand in den letzten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts. Unterm Helm, dessen Busch fehlt, kommt das in zierlich archaischer Weise geordnete Haar, an den Beinschienen die straffe Muskulatur zum Vorschein.

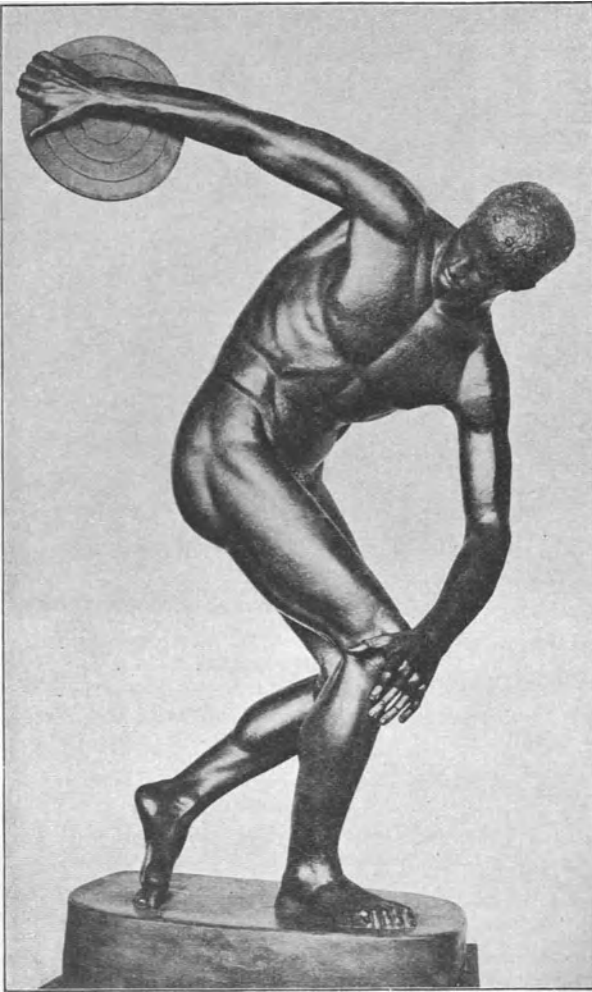
Am Ende der archaischen Periode treffen wir schon so prächtige Schöpfungen, wie die Giebelgruppen am Tempel der Aphaia auf Ägina. Sie stellen Kämpfe äginetischer Heroen vor Troja dar in einer Komposition, die sich der Giebelschräge glücklich anpaßt und in freier Entsprechung (Responsion) auf beiden Seiten ähnliche Gruppen aufweist. Die Giebel waren, wie neuere Grabungen unter der Leitung Adolf Furtwänglers gelehrt haben, figurenreicher, als die jetzige Aufstellung in der Münchener Glyptothek zeigt. Der sterbende Äginet (Abb. 47) ist von ergreifendem Ausdruck, die Anspannung der Beinmuskeln, das Schwellen der Brust und die Drehung



52. DIE TYRANNENMÖRDER HARMODIOS UND ARISTOGEITON. Neapel.

Nach Michaelis' Ergänzung in Straßburg.

Das erste Beispiel eines politischen Denkmals und die erste Gruppe, die zwei stark bewegte Figuren zu einer plastischen Einheit zusammenschließt. Harmodios holt mit dem Schwert aus, der bärtige Aristogeiton stößt zu.



53. DISKOBOL, NACH MYRON. Statue im Vatikan, Kopf der Statue im Pal. Lancelotti. Bronzierter Abguß. München.
Nach Brunn-Bruckmann, Denkmäler.

Die Statue ist uns nur in Kopien erhalten, worunter ein Torso aus Castel Porziano die beste ist.

zelter Formen und doch welch reizvoller Gesamteindruck, welche Beseelung der Figuren! Die Brust der Göttin sitzt falsch, der Schenkel der Hetäre wächst nicht organisch aus dem Körper, aber was will dies besagen gegen den Reiz der plastischen Gestaltung, gegen die Pracht des jugendlichen Körpers der Hetäre, gegen die feine Charakteristik des naßanliegenden Gewandes der Göttin, gegen das Schwimmende im Blick der Aphrodite, gegen die in reizvollem Gegensatz eng in das Gewand eingespannte Opfernde, gegen die wohlabgewogene, streng symmetrische Composition? Dieses innerlich beseelte Werk mit nachweisbaren, äußeren Fehlern ist tausendmal mehr wert als tausend fehlerlose Werke ohne innere Kraft. Herrliche Gegenstücke zu unseren Reliefs befinden sich im Museum zu Boston.

Der Strenge Stil etwa 480—450 v. Chr. Die Künstler des strengen Stils verbessern die Proportionen der altertümlichen Figuren, sie verlegen das Körpergewicht auf ein Bein, das Standbein, während das andere, das Spielbein, entlastet zur Seite gestellt wird, sie bilden die einzelnen am Naturvorbild beobachteten Formen streng und straff, aber nur mehr selten ana-

in den Weichen voll von Kraft und Lebendigkeit.

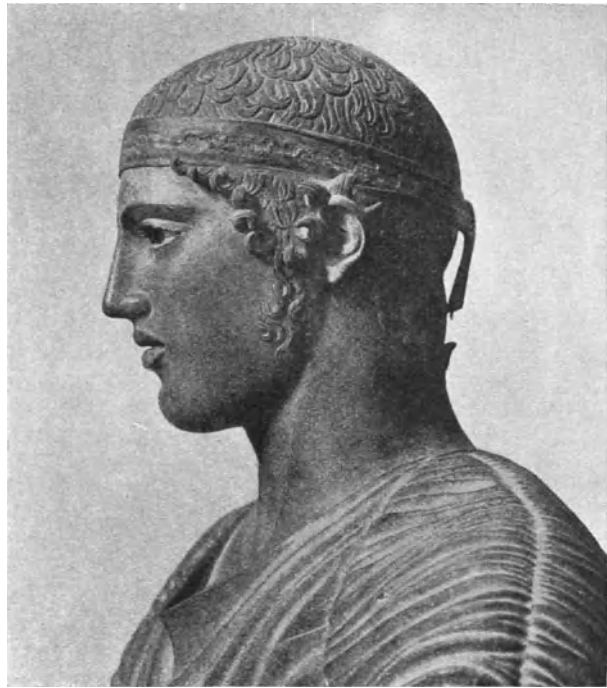
Der gleichen Zeit wie der Ostgiebel von Ägina gehört die herrliche, thronende Göttin (Tafel I) an, die das Berliner Museum während des Weltkrieges erwerben konnte. Mild und feierlich sitzt sie auf einem Thron, die Füße auf einen reizvoll gebildeten Schemel gestützt; da die Hände, welche einst die bezeichnenden Attribute hielten, fehlen, kann ihr Name nicht sicher bestimmt werden. Sie stammt wahrscheinlich aus einer altgriechischen Kolonie in Unteritalien. Als einziges im Original erhaltenes antikes Kultbild ist uns die Statue von höchstem Werte.

Den vollen Reiz jungarchaischer Werke zeigen die Reliefs Abb. 51, die einst wohl einen Altar zierten.

Aphrodites Geburt aus dem Schaum des Meeres; wie im homerischen Hymnus empfangen sie sachte die Horen, die auf Kieselsteinen stehen. Links eine Hetäre, die Doppelflöte blasend, rechts ein sittsam verhülltes Mädchen, Weihrauchkörner streuend. Wieviel archaisches Ungeschick noch in der Behandlung ein-

tomisch falsch; aus dem archaischen Lächeln wird ein ernster Gesichtsausdruck, aus dem spitzen Kinn ein knappes Profil, das früher oft von vorne gebildete Auge wird in die richtige Lage gerückt.

Den Mördern des Tyrannen Hipparchos, dem Harmodios und dem Aristogeiton, wurden vom dankbaren Volk Statuen aufgestellt, die der Athener Antenor in Erz ausführte. Da Xerxes diese Gruppe raubte, wurde den Tyrannenmördern 477 eine neue von Kritios und Nesiotes gearbeitete Gruppe gesetzt, welche die beiden vorstürmend zeigte und die in guter Nachbildung erhalten ist (Abb. 52). Vom größten Meister des Strengen Stils, von Myron, gelang es zwei Schöpfungen



54. KOPF DES DELPHISCHEN WAGENLENKERS. Erz. Delphi.
Nach Photographie.

Die ganze Gestalt, bekleidet mit einem langen, in Steifalten fallenden Chiton stand auf dem Rennwagen. Das feine Antlitz mit dem scharf aufmerkenden Blick zog die Aufmerksamkeit des Beschauers ganz auf sich.

in vortrefflichen Kopien nachzuweisen. Der Diskoswerfer (Discobolus) (Abb. 53) überrascht durch die Kühnheit der Erfindung. Er ist eben vom Ziel abgewandt, holt sich mit der Scheibe einen starken Schwung und wird sich im nächsten Augenblick um 180° zurückdrehen, um dann den Diskos nach dem Ziel zu schleudern. Trotz der weitausgreifenden Bewegung wirkt die Statue nicht unruhig, sondern wie ein volles Relief. Auch die Gruppe der Athena und des Marsyas hält eine bewegte Handlung in einem Bild fest. Der struppige Silen prallt vor der jungfräulich in schlichtem Peplos gebildeten Athena zurück, die ihn warnt, die von ihr weggeworfenen Flöten aufzuheben.

Ein treffliches Original dieser Zeit von der Hand eines unbekanntens Meisters fanden die Franzosen bei ihren Grabungen in Delphi. Es ist die Bronzestatue eines Wagenlenkers, welche vermutlich Polyzalos, der Herrscher von Gela, wohl 474 zum Dank für einen Wagensieg stiftete. Der Kopf (Abb. 54) zeigt in Mund und Kinn noch die Herbheit des strengen Stils, der lebendige Blick der Augen und die unter der Binde sich lösenden Haare verraten die Frische einer Meisterhand. Das Hauptdenkmal des strengen Stils bildet der plastische Schmuck des Zeustempels von Olympia (ca. 470—456 v. Chr.), der bei der Ausgrabung Olympias durch die Deutschen (1876—1881) wieder aufgefunden wurde. Der Ostgiebel zeigt die Vorbereitung zum Wettrennen zwischen dem König Oinomaos und dem Fremdling Pelops, der die Hand der Königstochter Hippodameia gewinnen will. Im Westgiebel suchen



55. DIE ATHENA LEMNIA DES PHIDIAS.
Körper in Dresden, Kopf in Bologna.
Nach Furtwängler, Meisterwerke.

Die Göttin hielt in der L. den Speer, in der R. den Helm. Da das Werk keine Tempelstatue war, fehlen manche Abzeichen der Göttin; sie hat die Ägis ungezwungen schräg gegürtet.

Kentauren die bei der Hochzeit des Peirithoos versammelten Frauen der Lapithen zu rauben. Auf einer wohl erhaltenen Metope (Abb. 93) sehen wir Atlas dem Herakles die Hesperidenäpfel darbieten; die schlicht und mädchenhaft gebildete Athena hilft dem Helden die ungewohnte Last des Himmelsgewölbes tragen.

Phidias, Polyklet und ihre Schüler (450—400 v. Chr.). Die Kunst der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. erschien vielen alten Schriftstellern als der Höhepunkt der griechischen Plastik. Alle technischen Schwierigkeiten sind überwunden, die Beherrschung der körperlichen Formen ist vollkommen, und die Künstler konzentrieren alle Kraft auf den geistigen Ausdruck ihrer Schöpfungen. Phidias gelingt es wie keinem zweiten, den geistigen Gehalt des Zeus und der Athena in das Material zu bannen, Polyklet legt die Proportionen der Jünglingsfigur mustergültig fest; in seinen Männergestalten kommt das strenge Formgefühl des Dorers zur Geltung, der Athener Phidias wirkt durch die reiche Beseelung seiner Frauengestalten. Der Aufbau der Figuren strebt monumentale Wirkungen an, in der Darstellung werden die zufälligen Züge der einzelnen Erscheinung ausgeschaltet und das Typische, Allgemeingültige herausgebildet.

Phidias (*Φειδίας*) stand an der Spitze der attischen Schule. Wie Perikles im politischen, so nahm Phidias im künstlerischen Leben jener Zeit eine überragende Stellung ein und galt seinen Zeitgenossen wie dem ganzen Altertum als der größte Bildhauer der Griechen.

Leben. Phidias war schon 447 v. Chr., als ihn Perikles mit der Ausschmückung des Parthenon betraute, ein berühmter Meister. Seine Neider, die wahrscheinlich auch dem Perikles schaden wollten, erhoben gegen Phidias Klage auf Veruntreuung von kostbarem Material. Der Bildhauer wurde ins Gefängnis ge-

Perikles schaden wollten, erhoben gegen Phidias Klage auf Veruntreuung von kostbarem Material. Der Bildhauer wurde ins Gefängnis ge-

worfen und entzog sich nach der glaubwürdigsten Überlieferung dem mit politischen Zielen verwickelten Prozeß durch die Flucht. In Olympia erhielt er den Auftrag, für den großen Zeustempel das Kultbild zu schaffen. Er wie seine Nachkommen lebten in Olympia hochgeehrt.

Werke. Phidias' Götterbilder, die seine größte Ruhm waren, kennen wir nur aus Nachbildungen. Auf der Akropolis standen drei Athenastatuen von ihm. Die große eherne Athena, später Promachos genannt, aus der Beute von Plataä hergestellt, ragte zwischen Propyläen und Erechtheion so hoch empor, daß Lanzen spitze und Helmbusch den von Sunion her nach Athen Segelnden auf halbem Weg entgegenblitzten. Eine zweite eherne Athena, die 447 von attischen Kolonisten auf Lemnos geweihte Athena Lemnia (Abb. 55), war wegen der packenden Schönheit des vom Helm entblößten Hauptes berühmt. Nur dieses Götterbild des Phidias ist in guten Marmorkopien nach dem Bronzeoriginal nachgewiesen worden; Phidias gibt in der stark bewegten Statue am besten seine persönliche Auffassung der hehren Stadtgöttin wieder. Die 438 v. Chr. aufgestellte Goldelfenbeinstatue im Parthenon, die Athena Parthenos, kennen wir nur aus geringen Marmorkopien; bloß der Kopf ist in besseren Nachbildungen erhalten, besonders schön auf einer Gemme des Aspasio.



56. MARMORSTATUETTE DER ATHENA PARTHENOS. Athen.
Nach Photographie.

Die nur etwa 1 m hohe, beim Varvakion zu Athen ausgegrabene Marmorstatuette (Abb. 56) gibt die Anlage der gegen 12 m hohen Statue am deutlichsten wieder, läßt aber die weihevollen Wirkung des Kultbildes kaum ahnen. Die Komposition paßt sich eng an die



57. REITENDE JÜNGLINGE IM WESTFRIES DES PARTHENON.
London. Nach Photographie.

An den Reiter r. knüpft Cherbuliez seine „Plaudereien über ein Pferd des Phidias“ an.

Architektur des Tempelinnern an und strebt nach monumentaler Wirkung. Feierlich aufgerichtet steht Athena vor uns, den linken Fuß nur leicht zur Seite gesetzt; mit der Linken faßt sie den Schild, unter dem sich die Burgschlange aufbäumt, die Rechte hält eine Nike und wird deshalb durch eine Säule gestützt. Auf der Brust trägt Athena die schuppige, von Schlangen umringelte Ägis mit dem Gorgoneion, auf dem Haupte einen Helm mit dreifachem Busch. Die mehr als 1 m hohe Basis verzierte ein Relief, welches die Schmückung der Pandora, der Eva der Griechen, durch Göttinnen zeigte. Das Ganze war im Original von so gewaltiger Wirkung, daß die Alten sagten, nur Phidias sei

es beschieden gewesen, das Bild der Gottheit zu schauen und vor Augen zu stellen.

Noch gefeierter als die Parthenos war eine zweite Götterstatue des Phidias, das Kultbild im Zeustempel zu Olympia (S. 139). Wer es je gesehen habe, könne nie mehr ganz unglücklich werden, rühmten die Beschauer. Wenn der Wanderer aus der blendenden Sonne des weiten Kultplatzes in die dämmerige Cella des Tempels trat, sah er das Götterbild in siebenfacher Lebensgröße vor sich, so gewaltig, daß es den Rahmen des Tempels zu sprengen schien, in eine Pracht von Farben getaucht. Nicht ein Bild, nein der Gott selbst schien da zu thronen. Von diesem Goldelfenbeinkoloß des Phidias, dessen Thron aus schwarzem Ebenholz bestand, dessen Mantel mit Lilien aus buntem Schmelz gemustert war, gibt uns die Nachbildung auf einer elischen Münze (Abb. 25) nur eine kümmerliche Vorstellung. Es ist bezeichnend für die Kraft der Schöpfung, daß die christliche Zeit, als sie um die Wiedergabe des Höchsten, des Göttlichen rang, im Christustypus auf die Züge des phidiasischen Zeus zurückgriff.

Ein anderes Werk, das für immer mit dem Namen des Phidias verbunden ist, sind wir so glücklich im Original zu besitzen: die aus pentelischem Marmor gehauenen Skulpturen vom Parthenon. Wahrscheinlich hat Phidias den Fries, der außen an der Cella umläuft, entworfen und zum Teil mit eigener Hand ausgeführt, bei den Giebelgruppen stammt sicher die Komposition, vielleicht auch die Ausführung von ihm. Beim Frieße galt es einen 160 m langen Streifen von 1 m Höhe fortlaufend zu schmücken. Bemalung und die Anfertigung der Zügel in Bronze unterstützte die Fernwirkung des Reliefs. In glücklicher Eingebung schilderte Phidias den Festzug bei den Panathenäen, dem sommerlichen Hauptfest zu Ehren der Athena. Das ganze Volk bringt seiner Göttin die Huldigung dar. Jünglinge sprengen auf feurigen Rossen daher (Abb. 57), zeigen im Auf- und Abspringen von Wägen ihr Können, andere geleiten still die Opfertiere, Frauen bringen Geräte, würdige Männer tragen Ölzweige, der Priester faltet das Festgewand für die Göttin; mitten unter den Sterblichen sitzen die Götter in wundervoller Natürlichkeit, kaum von den Menschen unterschieden. So ist der Fries voll Mensch-



58. APHRODITE UND GENOSSINNEN AUS DEM OSTGIEBEL DES PARTHENON. London. Nach Photographie.



59. KORE VOM ERECHTHEION. Athen.
Nach Rayet, Mon. de l'art ant. I.

lichkeit und Göttlichkeit, voll Ruhe und Leben, voll Freiheit und Ordnung. Er ist das vollkommenste Denkmal jenes attischen Geistes, den Perikles in seiner von Thukydides (S. 36) überlieferten Rede auf die gefallenen Krieger mit berechtigtem Stolz feiert.

Ein Einzelzug fesselt uns am Friesse besonders: die Verherrlichung des Pferdes. Das Pferd war der Liebling und der Stolz der Athener. In immer neuer Bewegung führt es uns Phidias 215 mal am Friesse vor. Große Flächen des Leibes werden ruhig gehalten und aller Ausdruck auf Augen, Nüstern und Maul konzentriert, die von Leben sprühen. Die kleine, schön gebaute Rasse wird abweichend von der Natur noch kleiner gebildet; denn das wirkliche Verhältnis von Roß und Reiter wirkt, zumal in solcher Höhe gesehen, künstlerisch unschön.

Wie der Fries an heimische Sitten, so knüpfen die Giebel an attische Sagen an. Der Westgiebel schildert den Streit der Athena und des Poseidon um die Herrschaft über das attische Land, der Ostgiebel das erste Erscheinen der neugeborenen Athena im Kreise der Götter. Hinreißend schön ist hier eine Gruppe von Göttinnen, in denen man die Moiren vermutete, aber wohl richtiger Aphrodite und Genossinnen (Abb. 58) erkennen darf. Nie vorher war die Schönheit des weiblichen Körpers so lebendig erfaßt worden, das Knistern und Bauschen des sich anschmiegenden Gewandes so vollendet

wiedergegeben worden. Im lebenssprühenden Pferdekopf des Ostgiebels sieht Goethe die vollkommenste Darstellung des Begriffes Pferd, das „Urpferd“. Leider haben auch die erhaltenen Skulpturen durch die Pulverexplosion von 1687 (S. 121) und den Unverstand früherer Zeiten schwer gelitten, aber noch in Trümmern überstrahlen sie durch ihre unvergleichliche Schönheit vieles unversehrt Erhaltene.

Fast den ganzen Fries und den größten Teil der erhaltenen Giebelfiguren brachte Lord Elgin am Anfang des 19. Jahrhunderts nach London, wo sie heute als „Elgin marbles“ den kostbarsten Schatz des Britischen Museums bilden.

Des Phidias Zeitgenosse Kresilas schuf das prachtvolle Porträt des Perikles (Abb. 116). Nicht alle zufälligen Einzelzüge des Gesichtes wollte der Künstler festhalten, sondern das Idealbild des großen Strategen so, wie ihn

der Athener in abgeklärter Erinnerung sah, voll Hoheit und Milde, voll Klugheit und Kraft.

Während des Peloponnesischen Krieges erhielten das Erechtheion und der Niketempel ihren plastischen Schmuck. An der Korenhalle (S. 121) erfüllen Mädchenstatuen (Abb. 39 und 59) ihre Doppelaufgabe, als Stützen für das Gebälk zu dienen und dennoch in ungezwungener Haltung dazustehen, so vollkommen, daß man diese sog. Karyatiden tausendfach nachzuahmen versuchte, ohne je die harmonische Wirkung des Vorbildes zu erreichen.

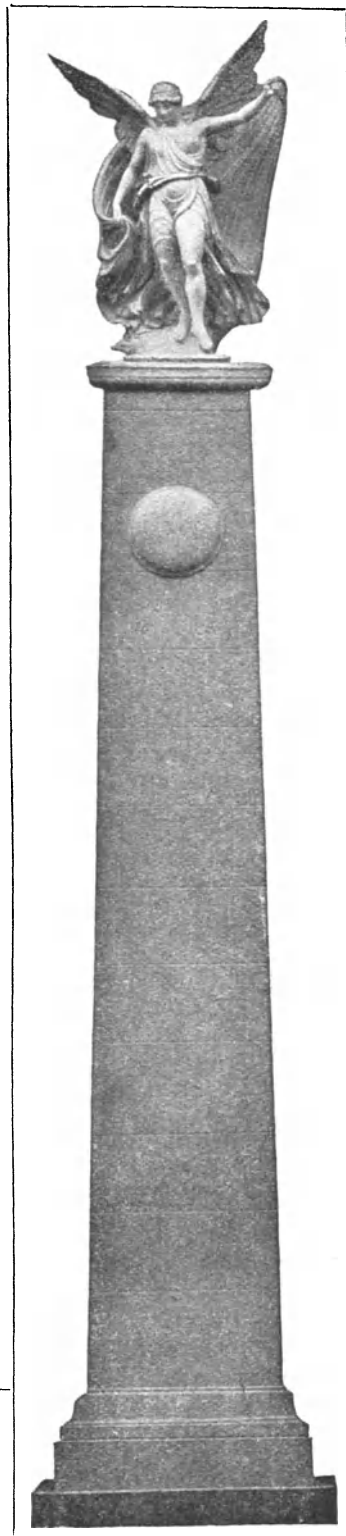
Obwohl das Mädchen (Kore) (Abb. 59) als architektonischer Träger dient, ist es in Haltung und Durchbildung weit natürlicher und freier als die ältere Kore von der Akropolis (Abb. 48), die frei stand. Der Peplos ist nicht mehr eine Wand, die den Leib verhüllt, sondern der Körper kommt unter der Kleidung deutlich zum Vorschein; natürlich schmiegen sich die Falten den Körperformen an; das Wegstellen des linken Fußes nimmt der Statue alle Starrheit. Der Name Karyatide, der eigentlich Tänzerin im Dienste der Artemis von Karyai bedeutet, hat sich durch Vitruv für tragende Figuren eingebürgert.

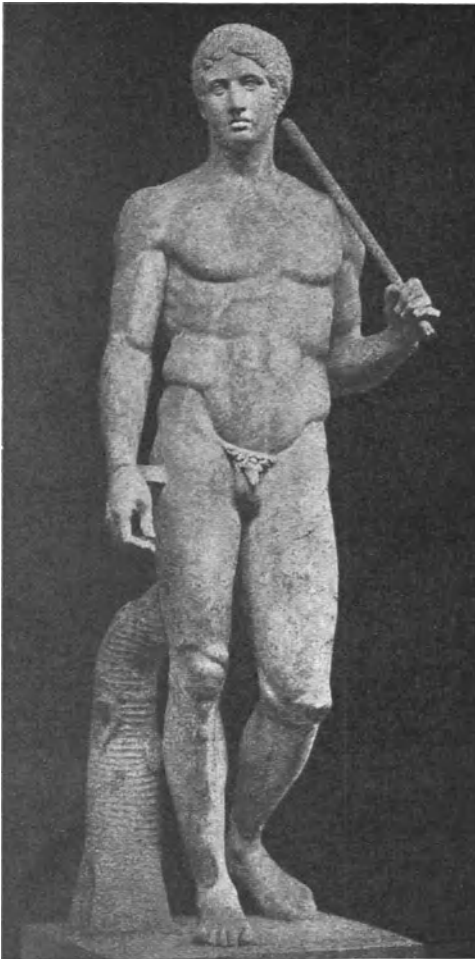
Das Niketempelchen faßte man am Steilabfall durch eine Balustrade ein, die mit wundervollen Reliefs verziert war, unter denen eine sandalenlösende Nike durch ihre reizvolle Bewegung fesselt.

Wohl die gleiche Entstehungszeit dürfen wir für das Grabmal der Mnesarete (Taf. IV) annehmen. Eine Dienerin steht mit gesenktem Blick vor der Herrin; kein schönerer Preis der attischen Frau ist denkbar als solche Darstellung aus ihrem Leben, erfüllt von edler Menschlichkeit. So wundervoll das Relief durch den Adel und die Natürlichkeit der Darstellung wirkt, so ist es doch nur eines von Tausenden, wie sie die antiken Steinmetzen schufen. Alle abgebrauchten Symbole wie abgebrochene Säulen, trauernd gebeugte Figuren, wie sie die modernen Friedhöfe bevölkern, werden vermieden und gewöhnlich die Verstorbenen so dargestellt, wie sie im Leben waren, nur durch künstlerische Verklärung wie am Parthenonfries über die Sphäre des täglichen Lebens gehoben. Älteren

60. WIEDERHERSTELLUNG DER NIKE DES PAIONIOS.
Olympia.

Aus Studniczka, Siegesgöttin, nach Olympia, die Ergebnisse III, Taf. 48. Das Fliegen und Schweben beschäftigte schon die Künstler der archaischen Zeit. Erst Paionios hat die Aufgabe befriedigend gelöst. Die dreiseitige Basis war 9 m hoch.





61. DORYPHOROS NACH POLYKLET.
Aus Pompeji, in Neapel.

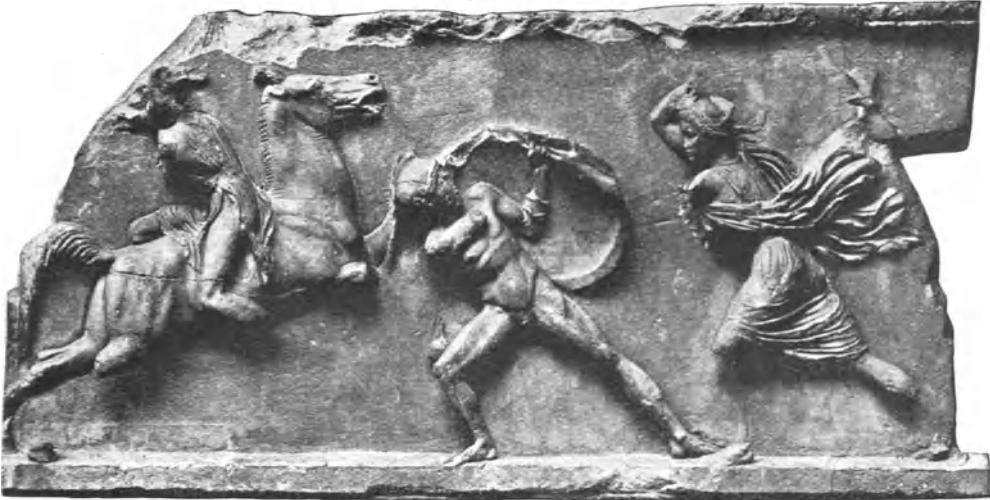
Stil zeigt das Relief (Abb. 94). Orpheus holt seine Gattin aus der Unterwelt zurück. Von Liebe überwältigt, blickt er nach ihr um; so verletzt er das Gebot des Hades und Hermes, der Seelengeleiter, greift leise nach der Hand Eurydikes, um sie wieder ins Reich der Schatten zu führen. In dem Sichfinden der Blicke, in der zarten Berührung der Hände ist die Wonne und die Trauer dieses letzten Wiedersehens wundervoll wiedergegeben, die Haltung der Hände des Hermes läßt erkennen, daß er ungern seines Amtes waltet. Wie viel inneres Leben verraten diese kaum bewegten Figuren, die in ausgeglichener Komposition den engen Rahmen der Reliefplatte füllen.

Die gegen das Ende des 5. Jahrhunderts in der attischen Kunst hervortretende Neigung, den Körper unter dem Gewand deutlich hervortreten zu lassen, erscheint noch stärker in der ionischen Kunst. Am sog. Nereidenmonument, einem im kleinasiatischen Xanthos gelegenen Grabbau, standen zwischen den Säulen eilende Mädchengestalten, denen das Gewand wie naß am Körper anklebt. Bei einer nach Olympia gestifteten Nike (Abb. 60) hat der ionische Bildhauer Paionios bei ähnlicher Ge-

wandbehandlung das Problem des Schwebens vollendet gelöst; langsam gleitet die Göttin aus der Höhe zur Erde herab, den vom Wind geblähten Mantel wie ein Segel straffend.

Des attischen Meisters Phidias größter Zeitgenosse war der als Haupt der dorischen Schule zu Argos und Sikyon tätige Polyklet (griechisch Πολύκλειτος.) Den durch Messungen an wohlgebildeten Jünglingen unablässig studierten Aufbau des männlichen Körpers stellte er in seiner Schrift „Kanon“ (Richtschnur) dar. Seine auch technisch vollendeten Erzstatuen sind nur in Marmorkopien erhalten. Am besten veranschaulicht den Kanon Polyklets die Statue des Doryphoros (Speerträgers Abb. 61), in der man nicht einen Sieger im Fünfkampf, sondern wohl ein Idealbild des Achilles erkennen darf.

Ein athletisch gebauter Jüngling steht fest auf dem rechten Bein, während das linke, das Spielbein, leicht zurückgesetzt ist. Die Bewegung der Füße wirkt sich im ganzen Körper, der gesenkten rechten Schulter, der herausgebogenen Hüfte und dem geneigten Kopf aus. Ein Blick auf den Apoll von Tenea (Abb. 49) lehrt uns, wie die griechische Kunst seitdem den Bau des Menschen beherrschen gelernt hat. Deutlich erscheinen die Muskeln unter der straff gespannten Haut, mit anatomischer Meisterschaft sind sie gegeneinander abgegrenzt. Ein



62. AMAZONEN UND GRIECHEN VOM OSTFRIES DES MAUSSOLLEUMS. London.

Nach Photographie.

Die Figuren heben sich stark vom Grunde ab. Die auf den andern Seiten des Grabmals gefundenen Platten sind nicht so frisch in der Arbeit und nicht so neu in der Erfindung.

festes Gesetz beherrscht den Aufbau der Statue, aber kein äußerliches, sondern eines, das durch das unermüdliche Studium der lebendigen Natur gewonnen ist. Daher sind die Verhältnisse vollkommen, die plastische Wirkung kräftig. In einem bescheidet sich Polyklet; sein Doryphoros ist ganz auf die Betrachtung von vorne berechnet und zeigt daher nur eine ausgesprochene Hauptansicht.

Der Schule des Polyklet gehört die ausgezeichnete Original-Statuette Tafel III, Mädchen mit Haube, aus Beroea in Makedonien an. Die Bronze-Statuette (25 cm hoch) ist im Körper und in den Falten der Haube so wundervoll modelliert, daß sie zum Feinsten gehört, was uns an griechischer Kunst erhalten ist. Nach Ausweis der Gemmen stützte sich das Mädchen mit der L. auf einen Pfeiler und legte mit der R. ihr Gewand auf ein Becken.

Die griechische Plastik des 4. Jahrhunderts v. Chr. Von den großen Meistern des 4. Jahrhunderts erfüllt Skopas seine Figuren mit leidenschaftlicher Erregung, Praxiteles nimmt den Göttergestalten die hehre Unnahbarkeit und verleiht ihnen menschliche anmutige Züge, Lysippos gibt seinen Erzbildern große Natürlichkeit und freie Bewegung; er strebt im bewußten Gegensatz zu Polyklets Kanon nach schlankeren Proportionen und fügt bei seinen Schöpfungen als dritte Dimension die Tiefe hinzu, so daß seine Figuren mehrere wirksame Ansichten bieten.

Am Anfang des 4. Jahrhunderts schuf Kephisodotos, wohl der Vater des Praxiteles, für die Athener ein Standbild des Friedens (Abb. 63): Eirene, die Friedensgöttin, hält den knabenhaft gebildeten Reichtum (Plutos) auf dem Arm. Die schweren Steilfalten des Gewandes, der feierliche Aufbau erinnern an die Schöpfungen der phidiasischen Epoche, in dem mütterlichen Herabneigen der Göttin zum Kinde kündigt sich die vermenschlichende Auffassung der neuen Zeit an. Für den von ihm erbauten Tempel der Athena zu Tegea arbeitete Skopas aus Paros auch die Giebelgruppen; einige schlecht erhaltene Köpfe überraschen durch ihren leidenschaftlichen Blick. An einigen Platten mit Amazonenkämpfen vom Mausolleum (S. 122) erkennen wir das hinreißende Temperament des Skopas. Die eine Amazone auf Abb. 62 wirft



63. EIRENE MIT DEM PLUTOSKNABEN NACH KEPHISODOTOS. München. Nach dem richtig ergänzten Gipsabguß des Berliner Museums. Die Marmorkopie gibt ein Bronzeoriginal wieder, das die Athener wohl nach dem Frieden mit den Spartanern 374 auf ihrem Markte aufstellten. Die Ergänzung mit einem Füllhorn ist durch Münzen gesichert.

sich in der Hitze des Kampfes auf ihrem Roß herum, eine zweite dringt mit feuriger Bewegung auf einen ausweichenden Griechen ein. Eine rasende Bakchantin, die eben ein Zicklein zerrissen hat, läßt Skopas den Kopf in wildem Taumel zurückwerfen (Abb. 64). An die skopasische Kunstrichtung schließt an eine berühmte, figurenreiche Gruppe der Niobe und ihrer Kinder, die durch die Pfeile des Apollon und der Artemis sterben müssen, weil Niobe prahlte, kinderreicher zu sein als Leto, die Mutter der beiden Götter. Die Statuen der Niobiden zu Florenz sind nur geringe Kopien der originalen Gruppe; von der Originalgruppe besitzen wir nur eine Tochter, die Niobide Chiamonti im Vatikan.

In Praxiteles fand die attische Plastik des 4. Jahrh. ihren größten Meister. Nur wenig schuf er für das verarmte Athen; seine besten Werke gingen ins Ausland. Er bevorzugt den warm wirkenden Marmor als Material, dem er alle Regungen der Menschenseele einzuhauchen weiß.

War es Polyklet um formale Schönheit zu tun und strebte Phidias das unnahbare Wesen der Gottheit in Formen zu bannen, so sucht Praxiteles den Reichtum seelischen Lebens festzuhalten. Seine Götter tragen in ihrem intimen Liebreiz und ihrer sinnenden Träumerei menschliche Züge. In der Blüte ihres Lebens reizen ihn Menschen und Götter zur Darstellung, vor allen Aphrodite und ihr Kreis. Ein Eros mit dem Bogen, ein Satyr, der sich Wein einschenkt, ein jugendlicher Apollon, der ungöttlich spielend eine Eidechse tötet, zeigen weiche Formen und zarte

Körper. Praxiteles ist der einzige große Bildhauer des Altertums, von dem wir eine wohlerhaltene Originalstatue besitzen, den Hermes mit dem kleinen Dionysos, einst im Heratempel zu Olympia aufgestellt (Abb. 65).

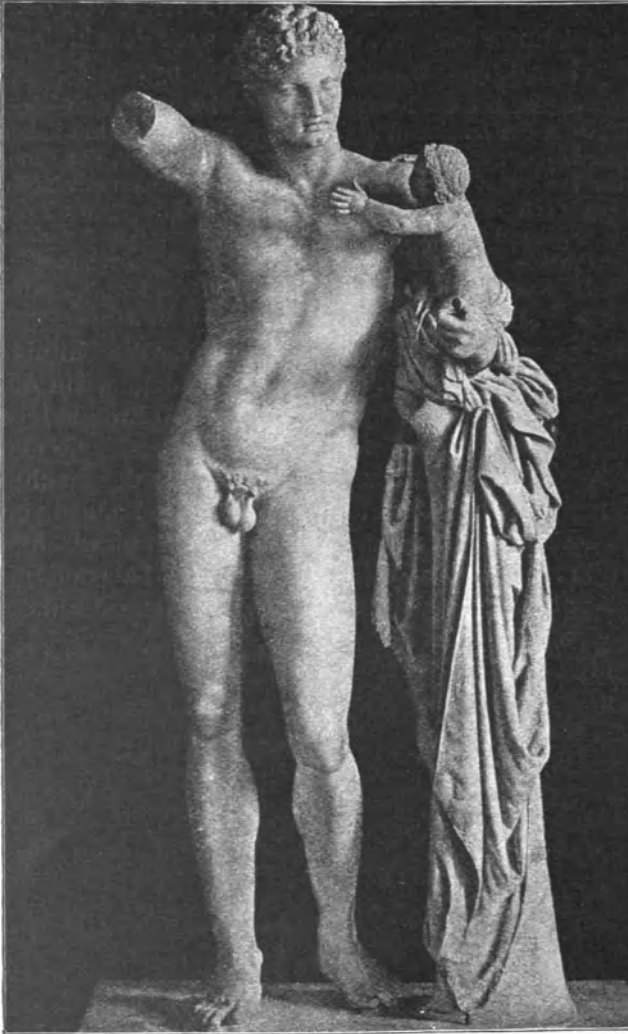
Hermes bringt den kleinen Dionysosknaben den Nymphen zur Erziehung. Auf dem Wege ausruhend, zeigt der Gott dem Kinde in der erhobenen Rechten eine Traube, mit dem linken Arm stützt er sich auf einen Baumstamm, auf den das Gewand in wundervollen, der Natur abgelauchten Falten gelegt ist; der Blick des Hermes sucht träumend das Weite; das Knäblein strebt in kindlichem Verlangen nach der Traube und klammert sich zugleich an der Schulter des älteren Bruders fest. Während Polyklet (Abb. 61) die Muskeln scharf voneinander abgrenzt, sehen wir hier alle Formen in leichtem Fluß. Die Krone des Ganzen bildet das Haupt, das beseelt ist von Geist und innerer Freude. Von der Leuchtkraft des feingeläteten parischen Marmors gibt kein Bild einen Begriff; Bemalung unterstützte die Wirkung der Formen.

Gefeiert und angegriffen wurde Praxiteles wegen seiner für die Knidier gearbeiteten Aphrodite. Er wagte es, die Göttin nackt darzustellen, um die Anmut des weiblichen Körpers zu voller Geltung zu bringen. Aphrodite legt ihr Gewand ab auf eine Vase, ehe sie ins Bad steigt. Reizvoll wendet sie den feingebildeten Kopf (Abb. 66) zur Seite; noch in der Kopie wirkt der feuchte Glanz des Auges, den die Alten rühmten. Des Praxiteles jüngerer Landsmann Leochares, der zugleich mit Skopas und anderen Künstlern am plastischen Schmuck des Maussoleums (S. 122) arbeitete, hielt lieber an der erhabenen Stilisierung der Götter fest. Der Apoll vom Belvedere (Abb. 28), wohl eine Marmorkopie nach einem Bronzeoriginal des Leochares, riß wegen der glänzenden Charakteristik des zugleich versöhnenden und strafenden Gottes Winckelmann und Goethe zu enthusiastischer Bewunderung hin. In der Werkstatt eines unbekanntes attischen Meisters entstand die prachtvolle Porträtstatue des Sophokles (Abb. 8), welche in ihrem großzügigen Aufbau und in den von geistigem Leben erfüllten Zügen die vollkommene Erscheinung des attischen Tragikers offenbar treffend wiedergab. Den individuellen Charakter arbeitete noch schärfer heraus der Künstler des Euripideskopfes (Abb. 9) und Polyeuktos in seiner Statue des Demosthenes (Abb. 14); die Sorge um Athen, der angespannte Kampf gegen den Feind hat in den Zügen des großen Redners deutliche Spuren hinterlassen. Am Ausgang des 4. Jahrhunderts schufen attische Künstler den berühmten „Alexandersarkophag“ aus Sidon; jetzt im Museum zu Konstantinopel (Abb. 67 und 106). Kampf- und Jagdszenen aus der Zeit Alexanders verzieren die Außenseiten des durch ein Giebeldach abgeschlossenen Grabmals, das wohl für den sidonischen König Abdalonimos bestimmt war. Eine klar abgewogene, symmetrische Komposition



64. RASENDE MÄNADE NACH SKOPAS.
Dresden Nach Photographie.

Die Marmorstatuette ist die Nachbildung eines skopasischen Originals. Zur Anordnung des Gewandes vergleiche eine Amazone des Maussoleums Abb. 62.



65. HERMES MIT DEM KNÄBLEIN DIONYSOS VON PRAXITELÉS.
Olympia. Nach Brunn-Bruckmann, Denkmäler.

Die Beine der Marmorstatue sind ergänzt. Der Gegensatz des aufgerauhten Haares und der geglätteten Haut wirkt malerisch. Farbspuren sind erhalten.

erleichtert dem Beschauer das Zurechtfinden im Getümmel der Schlacht von Issos. Die Kämpfer erscheinen in allen möglichen kühnen Stellungen, die sich aber vielfach in freier Responsion (S. 137) wiederholen, so daß die Vorgänge für das Auge leicht faßbar werden. Lebendige, gut erhaltene Farben steigern die Wirkung der in weißem Marmor ausgeführten Reliefs. Der Blick des Parmenion und noch mehr jener des Persers gewinnt durch die kontrastreiche Bemalung an Kraft und Ausdruck; Alexander ist im Typus des Herakles dargestellt und trägt deshalb auf dem Haupt ein Löwenfell. Durch Erhaltung wie Ausführung ist der „Alexander-sarkophag“ das feinste auf uns gekommene Denkmal antiker, farbiger Plastik.

Ein Vollender der alten klassischen Zeit, ein Bahnbrecher für die neue hellenistische war

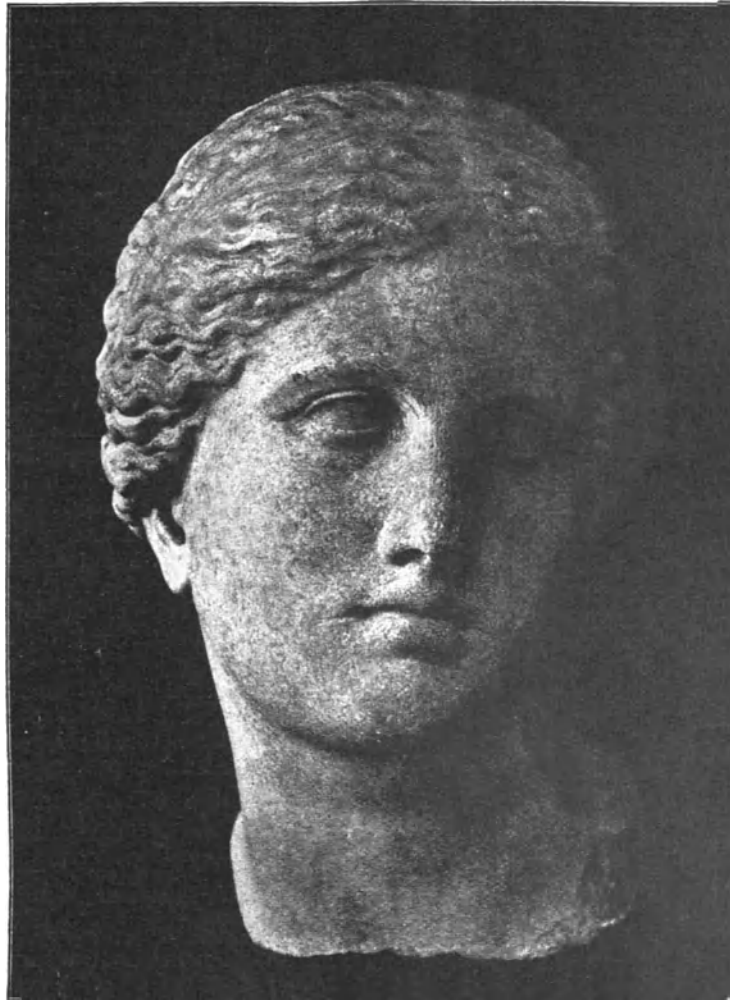
der Erzgießer Lysippos aus Sikyon. Von Haus aus ein einfacher Schmied, stieg er durch eigene Kraft zum gefeiertsten Bildhauer seiner Zeit auf, dem allein Alexander d. Gr. zu plastischen Porträts saß. Mit Recht durfte er von sich sagen, er habe keinen andern Lehrer als die Natur, wenn er auch natürlich von den Leistungen seiner Vorgänger lernte, besonders von Polyklet, der ebenso wie Lysipp in Sikyon gewirkt hatte. 1500 Erzstatuen soll er in seinem arbeitsreichen Leben geschaffen haben, Götterbilder, Siegerstatuen und Porträts, eine ungeheure Zahl, die wohl die Werke seiner Schule mit in sich begreift. Einer ganz neuen Kunstauffassung, die größere Mannigfaltigkeit der Charaktere und in Stellung und Körperformen mehr Leichtigkeit anstrebt, verhalf er zum Sieg, wie uns am besten eine genaue Betrachtung seines Apoxyomenos (Abb. 68), lehrt.



GRABRELIEF DER MNE SARETE · MÜNCHEN

66. KOPF DER KNI-
DISCHEN APHRO-
DITE NACH PRA-
XITELES. Berlin,
Sammlung Kaufmann.

Nach Antike Denk-
mäler I. Die beste
Kopie der ganzen
Statue besitzt der
Vatikan; der falsch
aufgesetzte Kopf ver-
dirbt aber den Rhyth-
mus der Statue. Schon
der antike Kunst-
kenner Lukian hebt
den Kopf als den
künstlerisch wert-
vollsten Teil dieser
Schöpfung des Praxi-
teles hervor. Unsere
Kopie stammt wohl
von einem griechi-
schen Künstler.



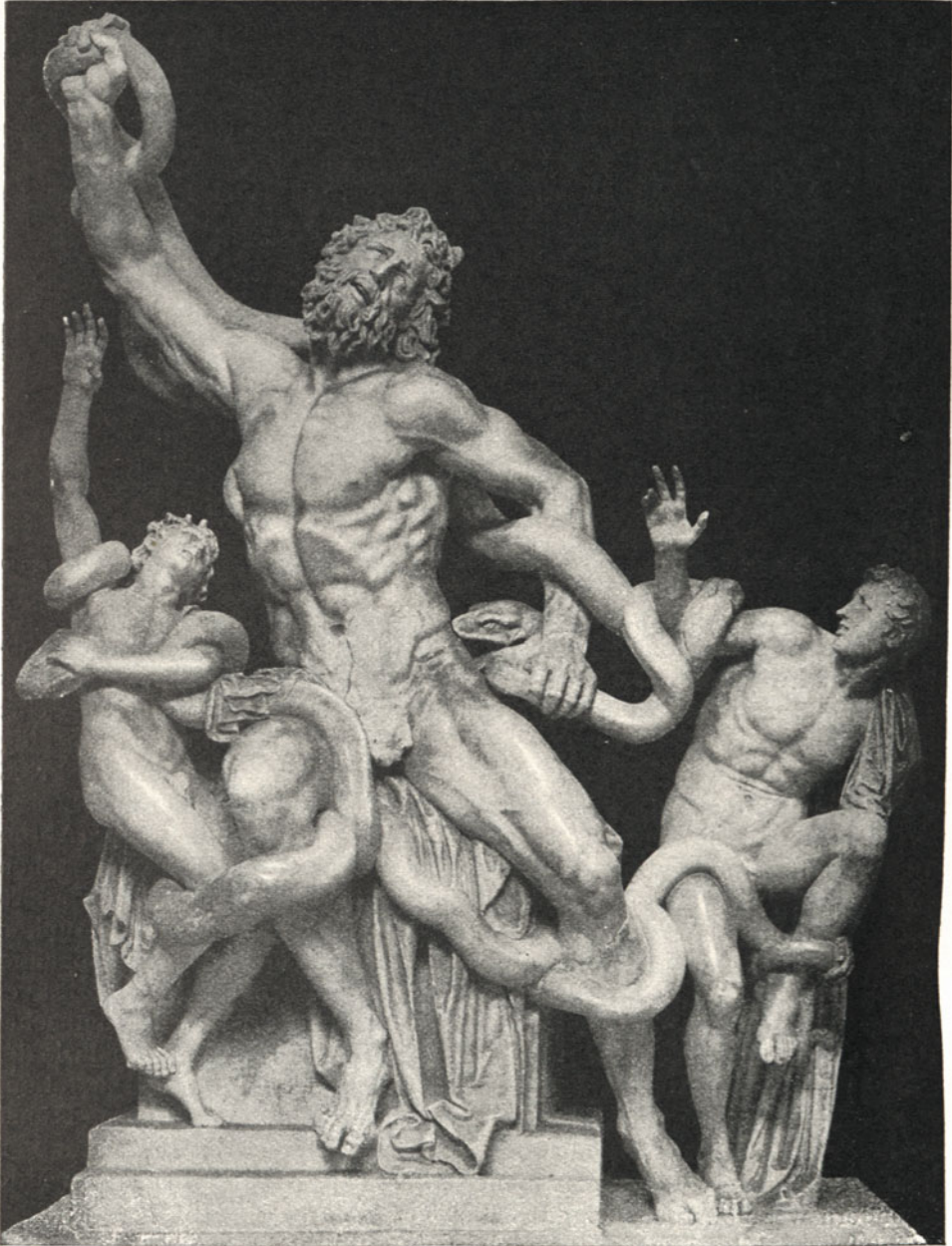
66.

67. KÖPFE VOM
ALEXANDERSAR-
KOPHAG AUS SI-
DON, Konstantinopel.

Nach Hamdi Bey und
Reinach, Une nécro-
pole royale à Sidon.
Taf. 32. Alexander
trägt Züge und Lö-
wenfell des jugend-
lichen Herakles. Die
Tracht der Perser
läßt wenig vom Ge-
sicht frei. Durch die
Bemalung der Augen
gewinnt der Blick
sehr an Eindringlich-
keit. In dem älte-
ren Makedonenführer
darf man wohl Par-
menion erkennen.



67.



70. DIE LAOKOONGRUPPE. Rom, Vatikan.
Nach Photographie.

Die von Michelangelo gepriesene Gruppe hat die Künstler der Renaissance und des Barocks stark beeinflusst; sie wurde 1506 in Rom aufgefunden. Der emporgestreckte rechte Arm des Vaters ist falsch und häßlich ergänzt; er war wohl wohl gegen den Kopf zu abgebogen; auch der unrichtig ergänzte rechte Arm des jüngeren Sohnes stört den Umriß der Gruppe empfindlich. Das Ganze ist nicht, wie Plinius behauptet, aus einem Stein, sondern aus sechs Blöcken gearbeitet.



71. NIKE VON SAMOTHRAKE. Marmor. Paris.

Nach Photographie von Braun in Dornach.

Die überlebensgroße Statue steht seit 1879 wirkungsvoll auf dem Hauptabsatz der Escalier Daru im Louvre. Manche Forscher setzen dieses Meisterwerk an den Anfang der hellenistischen Zeit und beziehen es irrig auf den Seesieg, den Demetrios Poliorketes 306 v. Chr. beim Kyprischen Salamis über Ptolemaios errang. Doch hätte dann die Nike nicht in dem von Ptolemaios beeinflussten Samothrake Aufstellung finden können.



72. GERMANEN UNTERHANDELN MIT TRAJAN. Rom, Trajanssäule.

Nach Cichorius.

An der Spitze der Gesandtschaft steht ein breitschulteriger, bärtiger Fürst in stolzer Haltung. Die geknotete Haarfrisur, der mit Rundfibel zusammengehaltene Mantel auf dem nackten Oberkörper und die lange Hose charakterisieren ihn als Germanen.

die Haltung des Verwundeten bringt das Herannahen des Todes ergreifend zum Ausdruck.

Die schöpferische Kraft der pergamenischen Kunstschule offenbart sich am stärksten in der Statue des Barberinischen Faun, deren Kopf Taf. V wiedergibt. Der muntere Begleiter des Weingottes ist in der südlichen Hitze eingeschlafen; man glaubt seinen Atem zu verspüren; „ein Bild der sich selbst gelassenen, einfältigen Natur“, wie Winckelmann sagt. Die tiefbeschatteten Augen, die derbe Nase und der kräftige Mund charakterisieren den Naturburschen; bei aller packenden Naturnähe unterdrückt der Künstler doch alle naturalistischen Einzelheiten wie die Adern zugunsten einer zusammengefaßten Wirkung.

Die größte Schöpfung der pergamenischen Kunstschule, die für die hellenistische Kunst eine ähnliche Bedeutung hat wie der Parthenonfries für die klassische Zeit, die Friesse vom Zeusaltar in Pergamon, bewundern wir im Original.

Von dem deutschen Ingenieur C. Humann entdeckt, 1878—1886 ausgegraben und in mühsamer Gelehrtenarbeit wieder zusammengesetzt, bilden sie heute den größten Schatz des Berliner Museums. Die Anlage des zum Dank für viele Siege von Eumenes II. (196—157) errichteten Altars (S. 125) bot Raum für einen 120 m langen, 2,30 m hohen Fries. Ein Thema füllt die weite Fläche: der Kampf der Götter gegen die Giganten. Im mythischen Sieg der Olympier über die feindlichen Riesen feiert man die eignen Siege über die Barbaren. Die Götter des Himmels, des Meeres und der Unterwelt, Olympier und Halbgötter prallen in heißem Kampf auf die Giganten, welche den Göttern die Herrschaft streitig machen. Durch alle Figuren rauscht die entfesselte Leidenschaft des Kampfes. In immer neuen kühnen Bil-

dem, bei denen sich die Figuren lebendig überschneiden, spielt sich die Schlacht vor uns ab. Die Giganten, oft schon am Unterliegen, wehren sich verzweifelt; ihre meist in Schlangenleiber endigenden Beine greifen selbständig in den Kampf ein. Athena (Abb. 41) reißt mit Hilfe ihrer Burgschlange den geflügelten Giganten Alkyoneus an den Haaren mit sich; denn an der Stelle, wo er geboren, ist er unsterblich. Klagend steigt Gaia, die Mutter der Giganten, die Anstifterin des Unheils, aus dem Boden auf und erfleht von der Göttin Erbarmen für ihren Sohn; Nike kränzt die siegende Athena. Mit großem Wurf ist Zeus charakterisiert, der mit Blitz und Ägis drei Giganten zugleich überwindet. Zuweilen unterbricht ein lieblicher Zug das Toben des Kampfes. Der rein menschlich gebildete jugendliche Gigant Otos läßt das gezogene Schwert sinken, ergriffen von der Schönheit seiner Gegnerin Artemis.

In der Komposition der einzelnen Szenen, in der Charakterisierung der Götter greifen die Künstler zuweilen auf Vorbilder des 5. und 4. Jahrhunderts zurück, anderes wie die bewegte dreigestaltige Hekate, den löwenköpfigen Giganten erfinden sie neu. Eine Fülle von Motiven, reichverschlungene Gruppen, Tiere, Waffen, Gespanne häufen die Künstler an und stellen sie in den Dienst eines aufgepeitschten Pathos. In virtuoser Technik sind die Figuren nahezu rundplastisch aus dem Reliefgrund herausgeholt, zahlreiche Teile angestückt, durch tiefes Hineinarbeiten in den Stein werden malerische Lichtwirkungen erzielt und die Züge der Kämpfenden mit Leidenschaft beseelt.

Die höchste Steigerung ins Pathetische zeigt die Laokoongruppe (Abb. 70) der rhodischen Künstler Agesandros, Polydoros und Athanodoros um 50 v. Chr., die Lessing zu dem Versuch reizte, die Grenzen der bildenden Kunst und der Poesie daran festzustellen.

Laokoon, der gegen den Willen Apollons geheiratet und Kinder erzeugt hatte, wird, wie uns Vergil in der Äneis (S. 64f) schildert, während eines Opfers samt seinen Söhnen von Schlangen getötet. Vergeblich sucht der unglückliche Vater seinen Knaben zu helfen; der jüngere scheint bereits tödlich gebissen, der ältere noch nicht so fest umstrickt blickt flehend zum Vater auf. Das Werk zeigt deutlich den Wandel unseres Geschmacks gegenüber Schöpfungen der Antike. Während die Gruppe früheren Zeiten, besonders der Renaissance, als das Wunder der Kunst erschien, berührt uns die starke Betonung des körperlichen Leidens und das Herausarbeiten anatomischer Einzelzüge peinlich, während wir der meisterhaften Zusammenfassung der drei Personen und der beiden Schlangen zu einer geschlossenen Gruppe noch immer volle Bewunderung zollen.

Ein Meisterwerk wohl späthellenistischer Zeit besitzt der Louvre in der Nike von Samothrake (Abb. 71).

In kühner Bewegung steht sie auf dem Vorderteil des Schiffes, der Wind preßt das Gewand an ihre Glieder, die ausgespannten Flügel unterstützen die lebendige Bewegung der Sieg verkündenden Göttin. Ein Blick auf die Frauenfiguren Abb. 48 und 59 bringt uns die virtuose Beherrschung aller Mittel, die die Kunst jetzt erreicht hat, so recht zum Bewußtsein. Es gibt kein äußeres Hemmnis für den kühnen Flug der Erfindung mehr. Tief hineingearbeitete, dunkle Faltentiefen wechseln in rascher Flucht mit hellen Flächen. Leichter und schwerer Stoff wird mit sicherem Griff charakterisiert, und die Schönheit des Leibes kommt unter aller Kleidung siegreich zum Durchbruch.



73. KOPF DER LIVIA. Kopenhagen.
Nach Bruun-Arndt, Denkmäler.

Ein Porträt der claudischen Zeit. Kleine Locken begleiten die Schläfen. Später werden die Frisuren römischer Damen noch viel künstlicher.

E. DIE RÖMISCHE PLASTIK

Die ältere römische Plastik ist von der etruskischen und griechischen Kunst abhängig. Später begnügten sich viele Bildhauerwerkstätten mit der fabrikmäßigen Herstellung von getreuen oder veränderten Kopien berühmter



74. BÜSTE DES CARACALLA. Marmor. Berlin.
Nach Photographie.

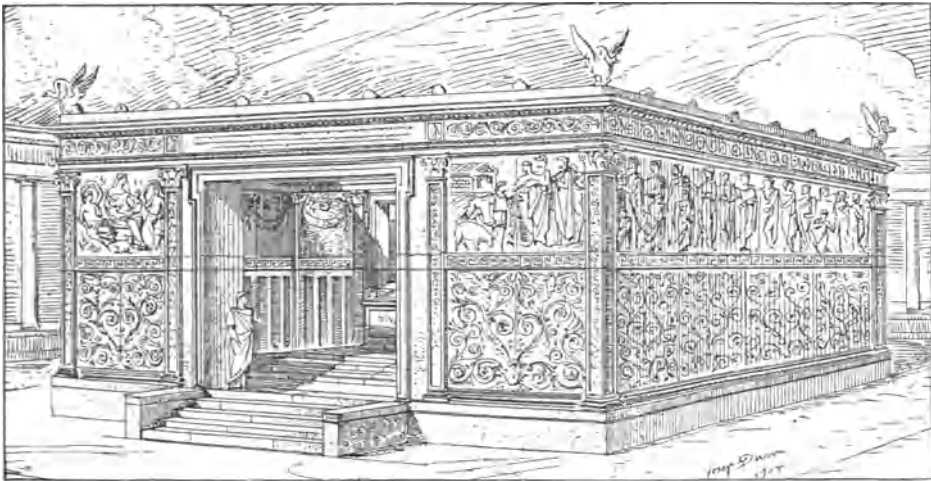
In Miene und Haltung ist das finstere rohe Wesen und die Energie des gefürchteten Kaisers gekennzeichnet.

Schöpfungen griechischer Kunst, die von kunstliebenden Römern zur Ausschmückung ihrer Häuser und Gärten in steigendem Maße begehrt wurden. Im 1. Jahrhundert v. Chr. werden uns Schüler des Pasiteles als Kopisten genannt.

Bedeutendes und Eigenartiges leisteten die Römer vor allem auf dem Gebiete des Porträts und des historischen Reliefs. Schon die stark ausgeprägten Persönlichkeiten der republikanischen Epoche wie Cäsar (Abb. 18) und Cicero (Abb. 17) reizten zur bild-

hauerischen Wiedergabe; Tausende von Bildnissen römischer Kaiser fürs ganze Reich stellten die römische Kunst immer aufs neue vor die Aufgabe, individuell sehr verschiedene Erscheinungen charakteristisch wiederzugeben. Wie glänzend dies gelang, zeigen Frauenbildnisse wie jenes der Livia (Abb. 73) und der Iulia Titi (Abb. 96), den Unterschied des Charakters sehen wir in der hoheitsvollen Panzerstatue des Augustus aus Prima Porta (Abb. 19) und in der von Trotz erfüllten Büste des Caracalla (Abb. 74) trefflich herausgearbeitet. Die Nachwirkung des Reiterstandbilds Marc Aurels auf dem Capitol reicht bis zu den großen Reiterdenkmälern der Renaissance (Gattamelata, Colleoni) und zum neuen Prinz-Regenten-Denkmal Adolf Hildebrands in München.

Auch in der Reliefkunst der Römer herrscht starker Wirklichkeitssinn, der vor allem auf die deutliche Wiedergabe tatsächlicher Vorgänge bedacht ist. An den Reliefs der Ara Pacis (S. 128) wird durch höhere und flachere Erhebung der Figuren eine Tiefenwirkung erzielt; die Teilnehmer am Festzug, die Mitglieder der kaiserlichen Familie (Abb. 86) wie die Beamten schreiten gemessen und würdig einher; die Verzierung mit Rankenwerk (Abb. 42) übertrifft an natürlicher Gestaltung alle älteren dekorativen Reliefs. Während die berühmten Reliefbilder vom Titusbogen in Rom (Abb. 20), welche die Einbringung der Beute aus dem eroberten Jerusalem zeigen, noch ähnlich leben-



75. DIE ARA PACIS AUGUSTAE. Gezeichnet von Durm.

Ansicht von Westen, nach J. Durm, Baukunst der Etrusker und Römer², Fig. 80.

Die Reste des Altars sind heutzutage in verschiedenen Museen zerstreut. Zum ersten Mal wurde italischer Marmor aus Luna (Carrara) bei einem größeren Skulpturwerk verwendet. Vergleiche S. 128 und Abb. 86; 42.

dig wirken, erscheint der Schmuck der Trajanssäule (114 n. Chr.; Abb. 115) trockener und realistischer. In einem 200 m langen Band, das die Säule schraubenförmig umwindet, werden getreulich und in spannenden Bildern die Taten Trajans in den beiden Dakerkriegen erzählt; die Künstler werden auch den barbarischen Feinden gerecht, unter denen die Prachtgestalt eines Germanen mit langen Hosen und dem charakteristischen Haarknoten über dem Ohr (Abb. 72) unsere Aufmerksamkeit erregt. Noch wichtiger für die deutsche Altertumskunde ist die ähnliche, aber weniger erfreulich dekorierte Säule des Marc Aurel (193 n. Chr.), auf welcher des Kaisers Kriege gegen die Germanen und Sarmaten verherrlicht sind. In spätrömischer Zeit werden zum Schmuck des Konstantinsbogens eine Anzahl älterer Reliefs verwendet, ein Zeichen für das Nachlassen schöpferischer Erfindung; das nur wenig jüngere Relief mit der Rednerbühne (Abb. 118) ist eintönig und hart gearbeitet.

Mit den römischen Heeren gelangten auch römische Steinmetzen in die Provinzen und haben uns in schlichten Soldatengrabsteinen (Abb. 111) und in Denkmälern ihres religiösen Lebens (Abb. 27), aber auch in feineren Arbeiten wie der großen Jupitersäule zu Mainz oder stattlicher Denkmäler in der Trierer Gegend Zeugen ihres künstlerischen Könnens hinterlassen.

F. DIE MALEREI

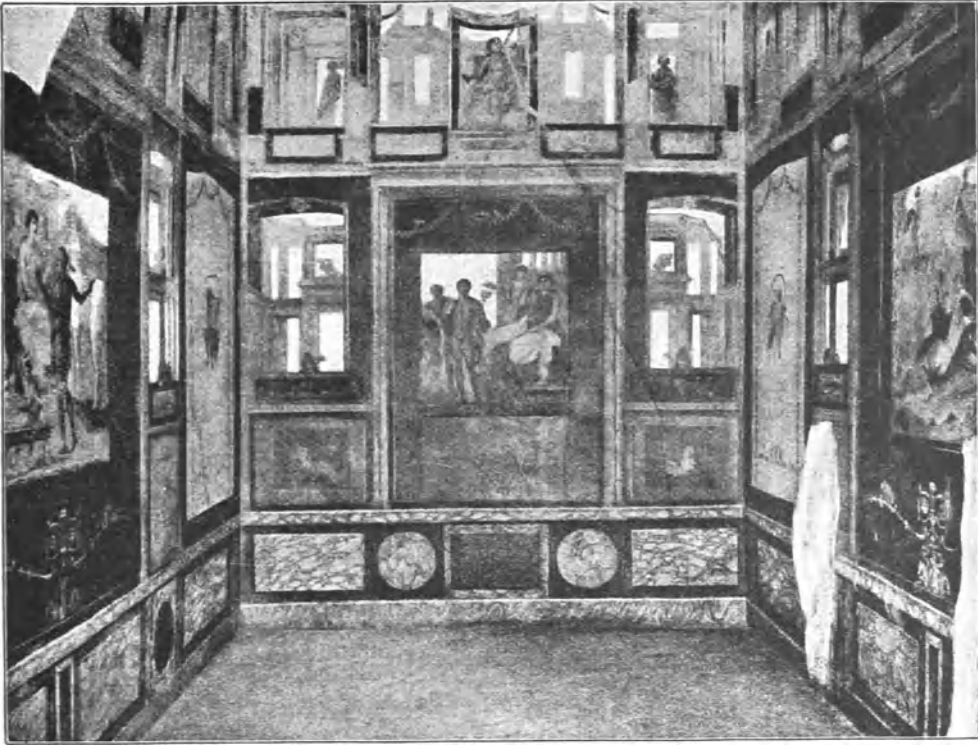
Die große Malerei der Griechen, die Wand- und Tafelmalerei, ist uns unwiederbringlich verloren, bei dem Hochstand der griechischen Kunstübung ein schmerzlicher Verlust. Nur die Nachrichten antiker Schriftsteller und der Nachklang, den die Malereien des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. auf Vasen sowie in den pompejanischen und anderen römischen Wandgemälden gefunden haben, geben uns eine schwache Vorstellung von dem Verlorenen. Als Begründer der Monumentalmalerei, als ausgezeichneten Maler idealer Charaktertypen feierte man den gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. in Athen tätigen Polygnot von Thasos, der seine mehr gezeichneten als gemalten Fi-

guren auf ansteigenden Bodenlinien ohne wirkliche Perspektive anordnete. Durch richtige Verteilung von Licht und Schatten steigerten gegen das Ende des 5. Jahrhunderts Zeuxis aus Herakleia und Parrhasios aus Ephesos die plastische Wirkung der Bilder bis zur täuschenden Wirklichkeit. Das Hauptwerk des gleichzeitigen Timanthes aus Kythnos, die Opferung der Iphigenie durch Agamemnon, diente einem Wandgemälde aus Pompeji zum Vorbild. Der gefeiertste Maler des 4. Jahrhunderts v. Chr., ja nach antikem Urteil der größte griechische Maler überhaupt, war Apelles aus Kolophon, dessen Alexanderbildnisse durch ihre hohe Auffassung berühmt waren. Seine Aphrodite Anadyomene, die mit feuchtem Oberkörper aus dem glitzernden Meer auftauchte und mit den Händen ihr Haar auspreßte, wurde wegen ihrer bezaubernden Anmut in Versen ohne Zahl gepriesen.

Die antiken Meister malten auf den Stucküberzug der Wände, auf Holztafeln und seltener auf Marmor, zunächst mit Temperafarben, vom 4. Jahrhundert an auch mit Wachsfarben (Enkaustik).

Die römische Wandmalerei fußt völlig auf der griechischen. Unter den Wanddekorationen aus dem 79 n. Chr. verschütteten Pompeji unterscheidet man vier Malstile (Abb. 76). Die einzelnen Bilder geben in reicher Farbabtönung fast immer griechische Sagen wieder und lehnen sich meist eng an die alten griechischen Vorbilder an, so Medea (Abb. 10), das Parisurteil, Bestrafung der Dirke u. a. Die auf dem Esquilin gefundenen Odysseelandschaften (vgl. Taf. VI) mit Abenteuern aus der Odyssee geben einen Begriff von antiker Landschaftsmalerei. Ein Mosaik aus Pompeji, das sog. Alexandermosaik, welches den Zusammenprall Alexanders (Abb. 15) mit Dareios in der Schlacht bei Issos mit packender, dramatischer Kraft schildert, geht wohl auf ein Historienbild größten Stils des Philoxenos (um 300 v. Chr.) zurück und läßt uns empfinden, wieviel wir an der großen Malerei der Griechen verloren haben; 1½ Millionen feinste Steinstitute mußten in vier Farben mühsam zusammengesetzt werden, ein so kostspieliges Verfahren, daß die Mosaiktechnik zu allen Zeiten hinter anderen Techniken zurücktreten mußte.

DIE VASENMALEREI. Den besten Ersatz für die zugrunde gegangene große Malerei bilden die antiken Vasen, deren Entwicklung wir von der ältesten Zeit an in lückenloser Folge überblicken. Die Herstellung des antiken Tongeschirrs (Keramik) umfaßt nicht nur Vasen in unserm Sinn, sondern auch Trinkgefäße und Küchengeschirr. Den verschiedenen Zwecken entspricht eine Fülle von Formen (S. 181), die durch ihren vorzüglichen Aufbau und die schöne Profilierung entzücken. Die Vasen werden aus feingeschlammtem, roten Ton hergestellt, mit schwarzer Glanzfarbe bemalt und im Töpferofen gebrannt, wobei die Oberfläche einen warmen, roten und schwarzen Glanz annimmt. Ist die Masse der griechischen Vasen auch ein Erzeugnis der Handwerkskunst, so sinken die meisten Tongefäße doch nie zur Fabrikware in unserm Sinn herab, ja jedes Ornament wird in jedem Fall ohne Anwendung der Schablone frisch aufgemalt. In vielen Fällen sehen wir große Meister an der Arbeit, die in berechtigtem Stolz ihre Werke mit Namen signieren und Schritt für Schritt in der Zeichenkunst zu vollkommeneren Leistungen gelangen. Am wertvollsten sind uns die antiken Vasen dadurch, daß sie uns einen so intimen Einblick in das Leben des Altertums erlauben wie keine zweite Denkmälergattung. Der Mensch in seinem Tun und Treiben in Schule und Haus, in der Werkstatt und beim Gelage, bei der Hochzeit und im Tode wird dargestellt; andere



76. WANDDEKORATION DES VIERTEN STILS. Pompeji.

Nach Mau, Pompeji, Tf. 10.

In diesem Stil sind die meisten Häuser Pompejis verziert. Durch gemalte Architektur wird die Wand aufgelöst und der Raum scheinbar erweitert; lebhaftere, schreiende Farben bedecken die Wände. Bei den figürlichen Bildern lehnen sich die Maler oft an griechische Vorlagen an.

Bilder bereichern unsere Kenntnis der griechischen Sagen und der Religion. Stößt der Ausgräber auf Vasenscherben, die er fast immer datieren kann, so vermag er alles Mitgefundene chronologisch zu bestimmen. Finden wir Vasen zu Tausenden in Etrurien oder in Gräbern Südrußlands und Nordafrikas, so kann der Geschichtsforscher Auf- und Niedergang des Handels oder die Anlage griechischer Kolonien in bestimmten Zeiten erschließen. So sind die antiken Vasen künstlerisch, kulturhistorisch und historisch für uns von größtem Wert.

Die ältesten Gefäße der historischen griechischen Zeit zeigen den geometrischen Stil (etwa 1000–800 v. Chr.); die attisch-geometrischen werden auch „Dipylonvasen“ genannt, weil stattliche Exemplare als Grabdenkmäler auf dem athenischen Friedhof vor dem Dipylon aufgestellt waren und dort zuerst gefunden wurden. In klarer Anordnung wird die Gefäßfläche besonders gerne mit linearen Mustern wie Zickzack, Mäander, Kreuz, Schachbrett verziert, und auch die Menschen, die (Abb. 105) einen aufgebahrten Toten beklagen, und die Tiere, die meist friesartig gereiht werden, müssen sich der geometrischen Stilisierung fügen. Der *horror vacui*, die Scheu vor leeren Flächen, führt zur Bemalung jedes freien Fleckchens mit Füllmustern. Die Technik bleibt die alte kretisch-mykenische Malerei mit dunkler Glanzfarbe auf den hellen, geglätteten Ton. Im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. dringen orientalische Elemente in die griechische Vasenmalerei ein, besonders phantastische Wesen wie Sphingen und Sirenen und vegetabilische Ornamente wie die Lotos- und Palmettenmuster. Neben den festländischen Arbeiten, den altattischen, protokorinthischen, korinthischen und argivischen Gefäßen treten als besondere Gruppe die melischen Vasen mit reichen Darstellungen aus der griechischen Sage, die rhodischen Kannen und Teller mit schönen Streifen wilder und zahmer Tiere sowie die klazomenischen Sarkophagmalereien hervor. Um 600 v. Chr.

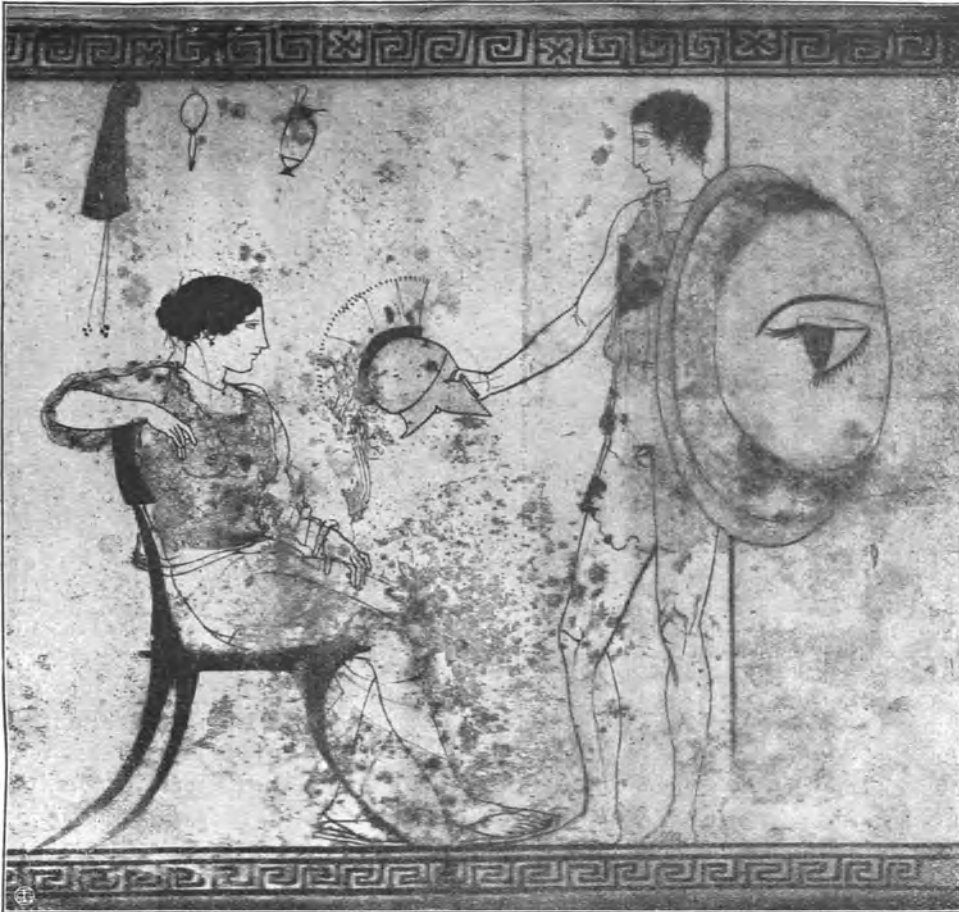


77. KRATER DES KLITIAS UND ERGOTIMOS („FRANÇOISVASE“). Florenz.
Nach Furtwängler-Reichhold, Griech. Vasenmalerei.

Die streifenartige Anordnung der Bilder erinnert noch an den geometrischen Stil. Die Form der Henkel weist auf Metallvorbilder hin. Das mächtige Gefäß ist 80 cm hoch.

Kampf der Pygmäen mit den Kranichen, ein Strahlenkranz, ein Tierfries, Achill verfolgt den zu Pferd fliehenden Priamossohn Troilos; im Hauptstreifen Aufzug der Götter bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis, darüber ein Wagenrennen und endlich die Kalydonische Eberjagd. Inschriften nennen Ergotimos als Töpfer, Klitias als Maler dieses prachtvollen Gefäßes. Während hier in der älterschwarzfigurigen Vasenmalerei die Gewänder noch steif und bretartig fallen, strebt die jüngerschwarzfigurige Vasenmalerei der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. nach einer natürlichen Faltengebung. Der Meister Amasis (Abb. 92) stellt kühn verschlungene Mänaden vor ihrem Herrn Dionysos dar. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts kommt eine neue, die rotfigurige Technik auf, die bald die fast alleinherrschende wird. Die Figuren werden nicht mehr wie Schattenbilder in schwarzer Silhouette auf den roten Tongrund gemalt, sondern dieser wird mit schwarzer Glanzfarbe, sog. Firnis, überzogen, und die Figuren werden ausgespart, so daß sie rot erscheinen; die Innenzeichnung der Figuren wird mit dünnen schwarzen Linien erzielt. Während des rotfigurigen Stiles vervollkommnet sich das zeichnerische Können immer mehr; während im strengrotfigurigen Stil etwa 530—470 v. Chr. (Abb. 5; Taf. II) die Figuren noch altertümlich befangen, die Augen noch ohne richtige Profilstellung erscheinen, gibt der freie Stil des perikleischen Zeitalters (Abb. 78) die Körper, Verkürzungen sowie den Oberlidstrich des Auges vollendet wieder. Als Meister des schwarzfigurigen Stiles lernen wir durch die Signaturen auf den Gefäßen u. a. Exekias und Nikosthenes, als solche des strengrotfigurigen Stiles vor allen Euphronios und Duris kennen. Auf dem Schaleninnenbild des Euphronios Tafel II hat ein Triton den jungen, von Athene beschirmten Theseus zu seiner Mutter Amphitrite auf den Meeressgrund hinabgetragen. Diese reicht ihm ähnlich wie in einer Ballade des Bakchylides (S. 22) einen Kranz; die Gestalt der Göttin erscheint wie vom Meerwasser umspült. Ein vollendet schönes Bild des freien Stiles der phidiasischen Zeit trägt eine der weißgrundigen Lekythen, die man mit Öl gefüllt an Gräbern aufstellte (Abb. 78). Ein Jüngling mit Schild und Helm steht vor einer vornehm und zugleich natürlich dasitzenden Frau; die feine Zeichnung der Körper tritt unter dem leicht angegebenen Gewand deutlich hervor; ein Bild aus dem Leben voll edler Natur. Auch die Technik unterstützt hier die Wirkung; auf dem feinen, weißen Ton-

ist die schwarzfigurige Technik voll ausgebildet; die Führung geht allmählich ganz an Athen über. Die Figuren werden in voller Silhouette mit schwarzer Glanzfarbe auf den hellen Tongrund gemalt, die Innenzeichnung wird durch eingravierte Linien gegeben, das Fleisch der Frauen wird durch aufgesetzte, weiße Farbe charakterisiert. Ein glänzendes Beispiel der attischen, frühschwarzfigurigen Vasenmalerei ist die nach ihrem Entdecker François benannte Vase aus dem 6. Jahrhundert. Sie wurde in Etrurien gefunden, wohin sie wie Tausende von attischen Vasen durch den Export gelangte. In mehreren Streifen übereinander sehen wir den schön geformten Krater mit einer Fülle von Sagenarstellungen verziert; es folgen sich auf Abb. 77 von unten her: am Fuß der



78. FRAU UND KRIEGER VON EINER WEISSGRUNDIGEN LEKYTHOS. Athen.
Nach Riezler, Weißgr., attische Lekythen, Taf. 36.

Der korinthische Helm mit Busch und der Rundschild mit dem Auge als Schildzeichen charakterisieren den Krieger
Die Zeichnung der Frau gehört zum Feinsten, was an attischer Malerei erhalten ist.

überzug kommen die dünnen Umrißlinien der Figuren sowie die bunten Farben, mit denen diese Technik die Gewänder bemalt, schön zur Geltung. Im 4. Jahrhundert v. Chr. wird die Zeichnung der Vasen flüchtiger, die Verwendung von bunten Farben und Gold häufiger. In Unteritalien entstehen Fabriken, die sich eng an die attischen Vorbilder anlehnen und die mit Vorliebe gewaltige Prachtamphoren herstellen, deren mythologische Bilder den Einfluß des Theaters erkennen lassen (Abb. 11). In der hellenistischen Keramik des 3—1. Jahrhunderts kommen im Anschluß an Metallarbeiten reliefverzierte und farbig glasierte Vasen auf.

G. DAS KUNSTGEWERBE

Den Hochstand des antiken Kunstgewerbes bezeichnen neben bemalten Vasen besonders die Münzen, welche in langer Folge alle Stilphasen der griechischen Kunst widerspiegeln. Die frische Prägung zeigt in reichem Wechsel bald Götterbilder, bald Fürstenporträts oder Stadtwappen (Abb. 25, 29, 99 und 100). Es gibt nicht wie heute öde Reihen mechanisch gleichgeprägter Münzen, sondern jedes Geldstück wird mit dem Stempel frei geschlagen und wirkt als frisch erfundenes Kunstwerk. Ähnliche Motive werden in edle Steine eingeschnitten, eine schwierige Kunst, die heutzutage ganz in Verfall geraten ist;



79. RÖMISCHER GLASBECHER (VAS DIATRETUM).
München. Nach Photographie.

Dieses Meisterwerk des 3. Jahrh. n. Chr. wurde Ludwig I. von Bayern zum Dank für seine Verdienste um den Ausbau des Kölner Doms geschenkt.

vertieft eingeschnittene Steine nennt man Gemmen, erhaben geschnittene Cameen. Auf dem augusteischen Cameo (Abb. 30) sehen wir oben Augustus neben Roma thronen, während Tiberius dem Triumphwagen entsteigt, unten links wird neben gefangenen, edel gebildeten Germanen ein Siegeszeichen aufgerichtet, rechts wird ein Kelte herbeigeschleppt.

Auch Halsketten, Ohringe, Gewandnadeln, Gefäße in Bronze und Edelmetall, marmorne Prunkgefäße, Möbel, alles finden wir mit hoher technischer Fertigkeit in erlesenem Geschmack dekoriert. Das silberne Tafelgeschirr eines vornehmen Römers, bestehend aus einem rankenverzierten Krater und zahlreichen Schalen und Bechern, wurde bei Hildesheim wieder ge-

funden und gelangte ins Berliner Museum (Abb. 101). So primitiv die antike Lampe ist, die bei kleinem Docht schwach brennt, bei großem raucht, so entzückend ist ihre Verzierung. Oft finden wir mehrere Lampen auf architektonisch aufgebauten Kandelabern (Abb. 91) aufgestellt oder aufgehängt.

Als Schmuck der Zimmer und als Weihgaben dienen die Terrakotten, reizvolle Figürchen aus gebranntem Ton, die an vielen Orten zu allen Zeiten, besonders hübsch im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. zu Tanagra in Böotien hergestellt wurden. Elegante Frauen im Straßenkostüm, Götterfiguren, lustige Karikaturen und Genrebilder erfreuen durch die Mannigfaltigkeit der Erfindung. Die böotische Gruppe (Abb. 80) gibt ein Spiel, den Ephedrismos wieder; ein Mädchen trägt ihre Gefährtin, die Siegerin im Spiel, auf dem Rücken.

Sehr beliebt bei den Römern war die sog. Terra Sigillata, ein rotglasiertes Tongeschirr, dessen Reliefverzierung sowohl in Italien wie in unsrer Heimat durch Ausdrücken aus Formschüsseln hergestellt wurde. Das feingeformte Kelchgefäß des Töpfers Ateius, entzückend verziert mit Kranichen im Röhricht (Abb. 81), kam im Lager zu Mainz an den Tag, wurde aber sicher in Arezzo in Oberitalien gefertigt. Prachtvolles leistete die römische Kunstindustrie in der Herstellung von Gläsern; berühmte Fabriken am Rhein lieferten geblasene und gegossene Gläser, ja sie verstanden es sogar, das umgebende Netz eines Glases aus dem ursprünglich dicken Glaskern mit Bohrer und Messer auszuschneiden; ein solches Vas diatretum (Abb. 79) aus einem Grab des 3. Jahrhunderts n. Chr. zu Köln trägt die Inschrift: *Bibe multis annis*, trinke viele Jahre (aus mir)!

H. DIE TOPOGRAPHIE

ATHEN. *Die Akropolis.* Dem Stadtbild Athens verleiht in alter wie in neuer Zeit das charakteristische Gepräge der steil aufragende Kalkfels der Akropolis, der etwa 156 m über das Meer, etwa 70 m über die heutige Stadt aufsteigt. Die von der Natur geschützte Lage des Platzes lockte schon die Ureinwohner zur Besiedelung an, die sagenumspunnenen Könige der Athener, Kekrops und Theseus, beherrschten von hier aus das Land. Was heute an Bauten auf der Burg aufrecht steht, gehört der klassischen Zeit der griechischen Kunst, dem 5. Jahrhundert v. Chr. an. Doch auch schon vor der Zerstörung der älteren Bauten durch die Perser war die Akropolis mit prächtigen Tempeln geschmückt, den Vorgängern der heutigen Bauten. An Stelle des Parthenons war ein fast gleich großer Tempel noch im Bau, an Stelle des Erechtheions stand der „Alte Tempel“ der Athena und des Erechtheus; ein älterer Torbau lag am Platze der jetzigen Propyläen. Zwischen Parthenon und Erechtheion ragte ein Tempel auf, der wegen seiner Länge von 100 Fuß Hekatompedon genannt wurde, zunächst als Amphiprostylos (Abb. 36) aus porösem Kalkstein, sog. Poros, erbaut, später am Ende des 6. Jahrhunderts durch einen Säulenkranz zum Peripteros erweitert. All diese Zeugen eines hohen Kunstlebens in archaischer Zeit verwandelten die Perser 480 und 479 in einen Schutthaufen. Beim Wiederaufbau der Burg planierten und erweiterten die Athener die Bodenfläche mit diesem Schutt; in neuerer Zeit holte man durch Grabungen die Reste älterer Bauten, Statuen und Vasen (vgl. Abb. 48) wieder heraus und gewann so eine treffliche Anschauung der vorpersischen griechischen Kunst.

Der neue Bebauungsplan der Akropolis verrät den aufs Große gerichteten Geist des Perikles. Prächtige Tempel sollten den Göttern danken, daß sie den Hellenen in ihrem großen Existenzkampf den Sieg verliehen hatten, sie sollten zugleich zeigen, daß die Athener das Schöne liebten ohne in Prunk zu verfallen. Perikles erlebte noch die Vollendung des Parthenons und der Propyläen, während Erechtheion und Niketempel erst während des Peloponnesischen Krieges fertiggestellt wurden (S. 121). Am Südrhang der Burg liegen zwei Theater, östlich jenes des Dionysos, in dessen Vorläufer die großen Tragiker ihre Dramen aufführten, dessen Steinsitze aber erst nach der Mitte des



80. GRUPPE ZWEIER MÄDCHEN,
Terrakotta. München, Sammlung Loeb.
Nach Sieveking, Die Terrakotten der Sl.
Loeb, Taf. 35.

Die Mädchen spielen Aufsitzen (*ἐπέδρισμός*), wobei das r. Knie der Getragenen durch den l. Arm der Tragenden gesteckt wird.
Feine böotische Arbeit.

4. Jahrhunderts ausgeführt wurden, westlich das Odeion des Herodes Attikus, ein dreistöckiger Bau aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. für Theater- und Musikaufführungen. Zwischen beiden Bauten dehnt sich eine Wandelhalle, die König Eumenes II. von Pergamon, ein Freund der Athener, im 2. Jahrhundert v. Chr. erbauen ließ.

Die Unterstadt. Die Stadt entwickelte sich zunächst am Süd- und Westfuß der Burg; im Westen lag der Areopag mit der berühmten Gerichtsstätte und die Pnyx, in alter Zeit die Stätte der Volksversammlung. Nach Norden dehnte sich der Kerameikos, das Töpferviertel, in dem die Pisistratiden einen prächtigen, neuen Markt anlegten. 479 schuf Themistokles der Stadt einen Mauerring, um 460 sicherte man die Verbindung der Stadt mit dem Hafen Piräus durch die Anlage der „Langen Mauern“ (s. Plan). Gleichzeitig entstand an der Nordwestecke der Stadtmauer, beim späteren Dipylon, dem Doppeltor nach Eleusis, der vom Eridanos durchflossene Friedhof. Der schönste Tempel in der Unterstadt, das gleichzeitig mit dem Parthenon begonnene Theseion (S. 121), steht heute noch wohl erhalten aufrecht; vielleicht war es dem Hephaistos geweiht. Auch nach dem Verluste der politischen Freiheit erfuhr die Stadt noch weitere Ausschmückung. Lysikrates ließ 334 zum Andenken an einen Sieg im Knabenchor einen Dreifuß als Bekrönung eines entzückenden, korinthischen Rundtempelchens aufstellen. Der kunstliebende Redner Lykurg vollendete am Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. den Bau des Dionysostheaters am Südostabhang der Akropolis und erbaute jenseits des Ilissos das Stadion. In hellenistischer Zeit ließen Gönner Athens im Nordviertel der Stadt prächtige Bauten erstehen, so Ptolemaios Philadelphos von

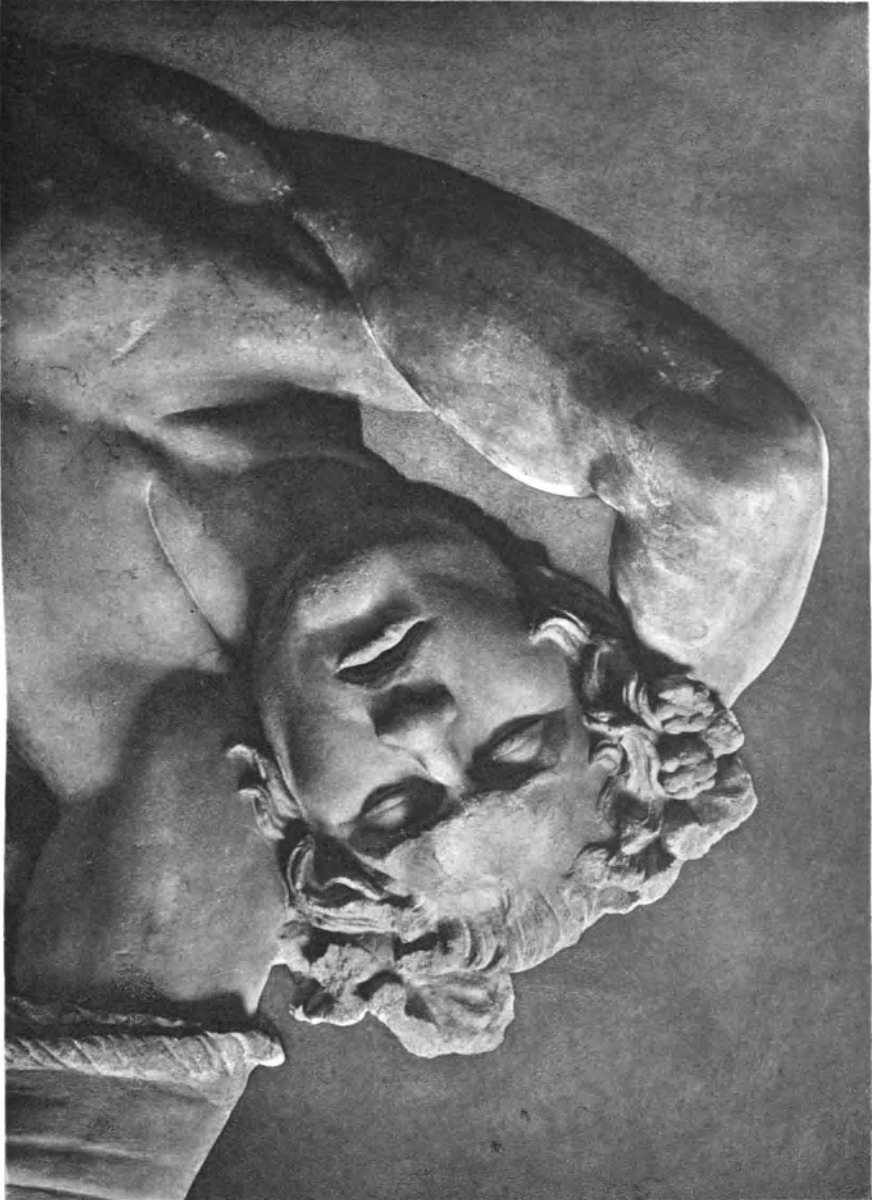


81. KRANICHE IM RÖHRICHT. SIGILLATA KELCH DES ATEIUS. Mainz.

Nach Photographie von Prof. Neeb, Mainz.

Die Form dieses reizvollen Kelchgefäßes aus der Zeit des Augustus findet sich auch unter den Silbergefäßen von Hildesheim.

adelphos von Ägypten ein Gymnasium, Atalos II. von Pergamon (197—159 v. Chr.) eine Säulenhalle zum Einkaufen, die Atalosstoa. Andronikos aus Kyrrhos konstruierte den sog. „Turm der Winde“ (S. 123f.), eine Wasseruhr, in deren Nähe der römische Viktualienmarkt entstand. Als ein förmlicher Neubegründer Athens erscheint Kaiser Hadrian;



1914 V

KOPF DES BARBERINISCHEN PRINZEN · MÜNCHEN



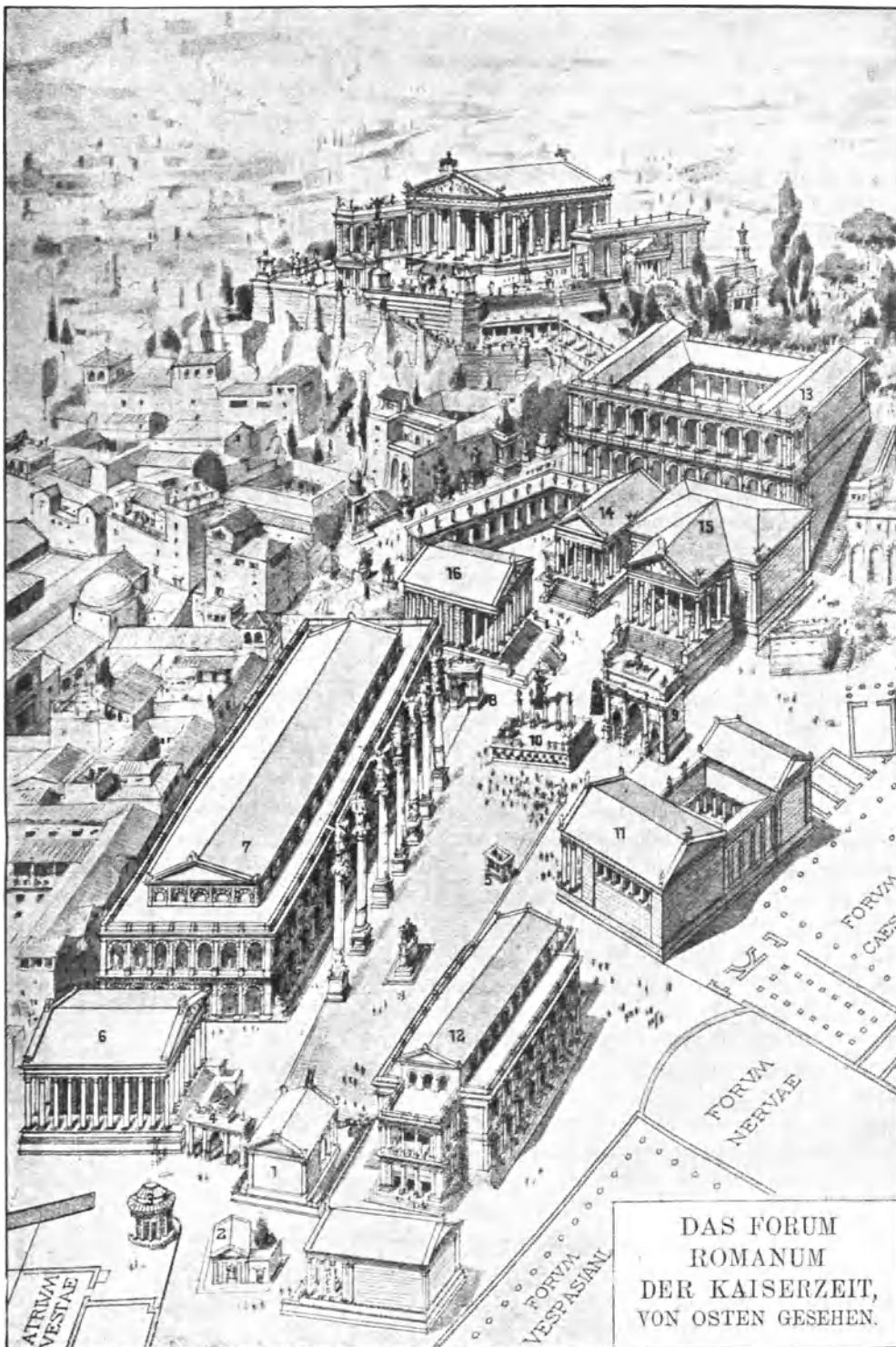
82 PRIENE AUS DER VOGELSCHAU. Nach Zeichnung von A. Zippelius.

im Norden der Stadt errichtete er eine Bibliothek, deren mächtige Westseite unter dem Namen „Stoa des Hadrian“ erhalten ist. Nach Südosten zu erweiterte der Kaiser Athen um ein ganzes Stadtviertel. Ein Torbau trennte diese neue Hadriansstadt von der alten Stadt des Theseus. In ihr lag das gewaltige Olympieion (S. 123), das Hadrian zum Abschluß brachte.

PRIENE. Priene, eine ionische Stadt an der kleinasiatischen Küste, bietet das Musterbild einer griechischen Stadtanlage frühhellenistischer Zeit. Zeigt uns Pergamon den Glanz eines Fürstensitzes, so sehen wir in Priene ähnlich wie in dem erheblich größeren Pompeji das typische Bild einer Landstadt von etwa 4000 Einwohnern. Die gründlichen Grabungen der Berliner Museen unter Leitung Wiegands und Schraders haben uns die Anlage bis ins einzelne verstehen gelehrt. Zu Füßen einer fast unersteiglichen Akropolis, in deren Felsstürzen Adler hausen, breitet sich die Unterstadt aus mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen, das Ganze durch eine 2 m dicke Mauer zur Festung gestaltet. Der Stadtplan paßt sich nicht dem natürlichen Gefälle des Geländes an, sondern dieses wird durch starke Terrassenbauten und Treppen so umgestaltet, daß es möglich ist, nach der Lehre des Hippodamos (S. 124) eintönige, regelmäßige Stadtviertel zu schaffen. Eine breite Hauptstraße führt zu dem von Säulenhallen umgebenen, stattlichen Marktplatz, in dessen Mitte der Altar liegt. Neben dem großen Markt, auf dem die Stadt auch ihre Feste feierte, dehnt sich der Lebensmittelmarkt mit seinen offenen Läden und seinem lauten Leben. Nördlich nahe dem Markte liegen die städtischen Amts-

gebäude, darunter der Sitzungssaal der Gemeinde (Ekklesiasterion). Aus zahlreichen Brunnen sprudelt vielerorts frisches Quellwasser, das in mit Platten gedeckten Kanälen wieder abfließt. Wo im nördlichsten Stadtteil das Gelände stärker ansteigt, finden wir ein kleines Theater eingebettet. Im Süden schloß man in hellenistischer Zeit die Stadt durch ein Gymnasion mit anschließender Rennbahn (Stadion) ab. Der kostbarste Besitz der Einwohner, ihr weit berühmter Schatz, waren aber nicht diese Bauten, sondern der Tempel der Stadtgöttin Athena, erbaut von dem großen Architekten Pytheos in hellenistisch-jonischem Stil, geweiht von Alexander d. Gr.

ROM. Entwicklung Roms. Daß sich Rom, schon im Altertum die ewige Stadt genannt, zur Hauptstadt des römischen Kaiserreichs, im Mittelalter zum Sitz der geistigen Weltherrschaft der Päpste und in der Neuzeit zur Hauptstadt des geeinigten Italiens entwickelt hat, begünstigte schon seine natürliche Lage. An wichtigen Verkehrswegen von Norden nach Süden gelegen, am Ufer eines auf- und abwärts gut schiffbaren Flusses, des Tibers, genügend nahe am Meeresufer, um alle Schätze des Mittelmeeres an sich zu ziehen, genügend weit davon entfernt, um vor räuberischen Überfällen sicher zu sein, in geschützter Höhenlage auf den Hügeln der latinischen Ebene, lockte es schon früh zur Besiedelung. Die Tradition gibt das Jahr 753 v. Chr. als Gründungsjahr Roms an; Gräberfunde haben aber bewiesen, daß der Platz schon seit etwa 1000 v. Chr. bewohnt war. Lange beschränkten sich die Ansiedler auf das linke Tiberufer und wenige Höhen, erst allmählich wurde Rom zur Siebenhügelstadt. Die älteste Niederlassung des Romulus, die *urbs quadrata* (s. Plan), lag auf dem Palatin. Sie erweiterte sich wahrscheinlich zum *Septimontium*, der Stadt der 7 Bezirke, die durchaus nicht gleichbedeutend ist mit der späteren Siebenhügelstadt, denn das *Septimontium* lag nur auf drei Hügeln, auf dem Palatin, dem Esquilin und einem Teil des Caelius. Aus dieser Stadtform entstand durch die Hinzufügung des ganzen Caelius, des *Viminalis* und durch die Unterwerfung der sabinischen Bevölkerung auf dem *Quirinal* die *Vierregionenstadt*. Zum Mittelpunkt des neuen Gemeinwesens und zum Brennpunkt des staatlichen Lebens wurde das Forum, der Marktplatz im Tal, überragt vom *Mons Capitolinus* mit dem gemeinsamen Heiligtum. Eine neue Gestalt erhielt Rom durch die Anlage einer Festungsmauer, die im Osten, auf dem Esquilin als mächtiger Wall mit Graben angelegt wurde, noch zur Zeit des Horaz ein beliebter Spazierweg. Die Tradition schreibt den Mauerbau wie viele Leistungen der Königszeit dem *Servius Tullius* zu. Diese *servianische Stadt* schloß den *Aventin* mit ein und bildete etwa 500 Jahre lang das historische Rom der Republik. Im Interesse der Verteidigung berührte die Mauer nur 300 m lang den Tiber, so daß an dem wichtigen Ufer nur der Viehmarkt (*forum boarium*) Platz finden konnte. Als allmählich, besonders nach den punischen Kriegen, die Bevölkerungszahl gewaltig answoll, wurden die bis dahin fast unbewohnten Hügel *Aventin* und *Esquilin* bebaut, und als gleichzeitig Rom seine Bedeutung als Festung verlor, da sprengte die Siedelung den Mauerring und ergriff das langgestreckte Tiberufer. Wasserzufuhr und die schon in der Königszeit angelegten Kloaken wurden ständig verbessert und seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. erhielten die engen Straßen jenes treffliche Lavapflaster, das wir heute noch an antiken Landstraßen wie der *Via Appia* bewundern. Trotzdem blieb bis zur Kaiserzeit das Stadtbild im ganzen unschön, die Bauten



83. DAS KAPITOL UND DAS FORUM ROMANUM DER KAISERZEIT VON OSTEN GESEHEN.

Rekonstruktion von L. Levy. Nach Luckenbach, Kunst und Geschichte I.

armselig. Die Masse der Bevölkerung war in Mietskasernen (*insulae*) zusammengepfercht, die später an Höhe die unsrigen noch übertrafen, ein Zustand, der nur dadurch erträglicher wurde, daß sich der größte Teil des südlichen Lebens im Freien und in den öffentlichen Bauten abspielte. Augustus nahm eine Neueinteilung der Stadt in 14 Regionen vor. Manche Bezirke gewannen einen ausgeprägten Sondercharakter wie der Hafenbezirk mit seinen Warenspeichern südlich des Aventins und die Subura zwischen Esquilin und Viminal, das Wohn- und Geschäftsviertel der kleinen Leute, deren Treiben uns Iuvenal und Martial (S. 70) lebendig schildern. Durch Niederlegung der ausgedehnten Haine im Osten Roms gewann man in der Kaiserzeit Platz für Gartenanlagen und Bauten. Ihre Prachtbauten, die Kaiserfora, legten die Kaiser nördlich vom Forum an, ihre Palastbauten auf dem Palatin; schon seit Pompejus griff man bei der Errichtung öffentlicher Monumentalbauten auf den nördlich gelegenen Campus Martius über. Aurelian (270—275 n. Chr.) und sein Nachfolger Probus machten Rom wegen drohender Barbareinfälle wiederum zur Festung durch Anlage einer fast 19 km langen und 16 m hohen Ziegelmauer, die auch einen Bezirk jenseits des Tiber (*trans Tiberim*) ins Stadtgebiet einbezog und heutzutage noch größtenteils aufrecht steht. Als Konstantin 330 n. Chr. seine Residenz von Rom nach Konstantinopel verlegte, sank Rom von der Hauptstadt der Welt zu einer Provinzstadt herab; neue Bauten wurden nicht mehr errichtet, die alten verfielen trotz gelegentlicher Erneuerungen, und durch die Plünderungen der Völkerwanderung büßte die glänzende Stadt ihren reichen Schmuck fast ganz ein.

Stadtteile Roms. 1. Forum. Das Forum, im Gegensatz zu den Kaiserfora später F. Romanum genannt, lag zwischen Palatin, Capitol und Esquilin, etwa 154 m lang und 52 m breit. Zunächst war es der Marktplatz mit den Bretterbuden der Händler und Handwerker, während das Staatsleben sich auf dem nördlich, beim Carcer gelegenen, quadratischen Comitium abspielte, später war es ganz von öffentlichen Gebäuden, Tempeln, Basiliken und Stadthäusern bedeckt. Die Mehrzahl der Bauten geht bis in frühe Zeiten zurück, erfuhr aber besonders durch Cäsar und Augustus Erneuerungen und Vergrößerungen. Die erste Basilika am Forum errichtete der Censor M. Porcius Cato im Jahre 184 v. Chr. Kam man auf der Via sacra (Richtung der weißen Pfeile in Abb. 83) vom Osten her, so ließ man den Cäsartempel (Templum divi Iuli Abb. 1), zur Rechten, während die Regia (Abb. 2), das Amtshaus des Pontifex Maximus, und der Rundtempel der Vesta (Abb. 3), in dem die sechs vestalischen Jungfrauen das heilige Feuer hüteten, zur Linken blieb. Durch den dreitorigen Bogen des Augustus (Abb. 4) betrat man das langgestreckte Forum, in dessen Mitte die Kapelle des Janus (Abb. 5) stand, deren Türen sich nur in vollem Frieden schlossen. Links, im Süden ragte der Tempel der Dioskuren Kastor und Pollux (Abb. 6) auf, von dem noch 3 korinthische Säulen erhalten sind, und die mächtige von Cäsar und Augustus erbaute Basilica Iulia (Abb. 7), in der die Geschworenengerichte tagten. Im Westen schlossen den Platz der Bogen des Tiberius (Abb. 8) und der wohlerhaltene Bogen des Septimius Severus (Abb. 9) ab, dazwischen die von Cäsar errichtete Rednertribüne (Rostra Abb. 10). Im Norden erhoben sich das Rathaus (Curia Iulia Abb. 11) mit dem Sitzungssaal des Senats und die in Abb. 12 zu klein und unrichtig gezeichnete Basilica Aemilia, die eine Wandelhalle und zahlreiche Amtsstuben enthielt. Zwischen dem Marktplatz und

Capitolium standen das zweigeschossige Staatsarchiv (Tabularium Abb. 13) sowie die Tempel des Vespasian (Abb. 14), der Concordia (Abb. 15) und des Saturn (Abb. 16), etwas abseits lag der Carcer. Vom Saturntempel, dem Mittelpunkt des im Volke sehr beliebten Saturnalienfestes (S. 110), stehen noch 8 unkanalisierte Säulen, vom Vespasiantempel noch 3 korinthische Säulen aufrecht.

2. Die Kaiserfora. Als das Anwachsen der Bevölkerung immer mehr öffentliche Gebäude nötig machte, legten einzelne Kaiser besondere Marktplätze an, die sie mit außerordentlicher Pracht ausstatteten. Schon das ans F. Romanum angelehnte F. Caesaris sowie dessen Fortsetzung, das F. Augusti, erregten durch den Reichtum an Säulen Bewunderung; alle Anlagen aber übertraf an Großartigkeit des Planes und an Glanz der Ausführung das Forum Traiani, ein viel bewundertes Werk des Architekten Apollodoros. Trajan verwirklichte damit die Absicht Cäsars, durch einen Durchstich zwischen Capitol und Quirinal das Forum Romanum mit dem Marsfeld direkt zu verbinden. Durch einen Triumphbogen betrat man den quadratischen Säulenhof mit der Reiterstatue des Kaisers, den die mächtige Basilica Ulpia abschloß; an diese stießen zwei Bibliotheksgebäude, die die Trajanssäule (Abb. 115) eng umschlossen. Den Abschluß der Anlage im Nordwesten, den von Säulenhallen umgebenen Tempel des Trajan, vollendete erst Hadrian.

3. Der capitolinische Hügel. Im Innern der Stadt erhob sich beherrschend das Capitol, das aus einem Hügel mit zwei Kuppen und einer dazwischenliegenden Einsattelung bestand. Auf dem 50 m hohen Nordgipfel lag die Arx mit dem Tempel der Iuno Moneta, der späteren Münzstätte, gegenüber erhob sich das Capitolium mit dem mächtigen, oft erneuerten Nationalheiligtum, dem Tempel des Iuppiter Capitolinus, und dem steil abfallenden Tarpejischen Felsen. Ein steiler Weg, der Clivus Capitolinus, führte vom Forum zum Capitolium empor.

4. Der Palatin und Umgebung. Auf den Palatin, die Stelle der ältesten Siedelung, verlegte die Sage nicht bloß die Gründungsgeschichte der Stadt, sondern auch alle ältesten Heiligtümer. In der historischen Zeit lagen hier die Residenzen der Kaiser Augustus, Tiberius und Septimius Severus sowie einige Tempel. In der Niederung zwischen Palatin und Aventin streckte sich der uralte Circus Maximus, der mit seiner Länge von 600 m etwa 150 000 Personen Platz bot. Betrat man Rom im Südosten auf der Via Appia, so ließ man die Thermen des Caracalla (S. 131) links liegen, bog am Circus Maximus nach rechts in die Via triumphalis und gelangte bald zum Colosseum. Hier beim Bogen des Konstantin bog die Straße zum Titusbogen und Forum scharf nach Westen ab, wobei der von Hadrian erbaute, riesige Doppeltempel der Venus und Roma sowie die Basilica des Konstantin zur Rechten des Wanderers blieben.

5. Das Marsfeld. Der Campus Martius diente ursprünglich nur als Platz für Versammlungen und für gymnastische Übungen und war dem Kriegsgott geweiht. In der älterrepublikanischen Zeit errichtete man am Tiber die Navalia, eine Schiffswerft, und den Circus Flaminius. Pompejus erbaute ein vielbewundertes Theater mit einer Wandelhalle (Porticus) davor, noch reicheren Schmuck erhielt unter Augustus das Marsfeld durch Errichtung der Ara pacis (S. 128), des Maussoleum Augusti (S. 128) und des Marcellustheaters, dessen schöngeformte Umfassungsmauer aus Travertinkalkstein noch



84. MARKTPLATZ VON POMPEJI.

„Aus dem klassischen Süden“, Tf. 24.

Im Hintergrund der Vesuv. Im Vordergrund die Sockel der Kaiserstatuen; beachte vorne das netzartige Mauerwerk (opus reticulatum), das seit Augustus gerne verwendet wird.

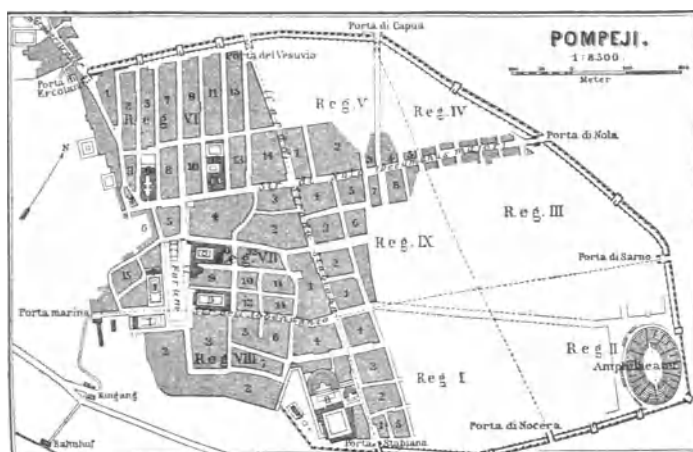
heute aufrecht steht. Die schönste Zierde des Marsfeldes, das Pantheon (S. 130), können wir jetzt noch bewundern.

6. Trans Tiberim. Das Gebiet am rechten Ufer des Flusses hieß ursprünglich Ager Vaticanus, woher die heutige Bezeichnung Vatican stammt später Trans Tiberim. Ein Höhenzug, das Ianiculum, schloß das ganze Gelände ab und war schon gegen die Einfälle der Etrusker befestigt worden. Auf den Abhängen lagen wegen des freien Blicks auf Rom die Villen der Vornehmen, am Fuße die Gärten Cäsars. Im Norden stand der Circus des Nero, schaurig berühmt durch die Martern der Christen, und das Maussolleum des Hadrian (S. 130).

POMPEJI. Pompeji, eine Gründung der Osker, später in der Hand der Samniten und Römer, liegt auf dem Untergrund eines uralten, erstarrten Lavastromes, am Ufer des schiffbaren Sarnus, damals nur 500 m vom Meere entfernt. Durch die Gunst seiner Lage zum Stapelplatz des Handels bestimmt, entwickelte sich das kleine Landstädtchen zu hoher Blüte und zählte schließlich 20000 Einwohner, unter denen viele römische Rentner waren. 63 n. Chr. zerstörte ein Erdbeben viele Häuser, 79 n. Chr. erstickte ein starker Ausbruch des Vesuvs das blühende Leben jäh und begrub die Stadt unter einer 4 m hohen Schicht von Bimssteinbrocken und Asche, wobei über 2000 Menschen ihren Tod fanden. Das Unglück der Stadt wurde uns Nachkommen eine Quelle der Belehrung. Seit dem 18. Jahrhundert hat man etwa drei Fünftel

der verschütteten Stadt wieder aufgedeckt und wir wandeln heute durch die Straßen Pompejis wie einst der Römer vor 2000 Jahren. Wir gewinnen nicht nur das vollkommene Bild einer Stadtanlage der frühen Kaiserzeit (Abb. 85), sondern wir sehen auch in das intime Leben der Bewohner, in ihre Häuser, Zimmer, Geräte, Arbeit und Leidenschaft hinein, ein allseitig abgerundetes Bild antiken Lebens, wie es kein anderer Platz bietet.

Wo der alte Lavastrom am Sarno steil und spitz endigt, lag an geschützter Stelle die älteste Siedlung, die Burg, nach ihrer Form *Foro triangulare* genannt. Hier ragte das früheste Heiligtum der Stadt, der um 500 v. Chr. erbaute, griechische Tempel empor. Das eigentliche Forum von Pompeji ist der besterhaltene Marktplatz der Antike (Abb. 84); auf drei Seiten umgaben ihn offene Säulenhallen, in denen die Bewohner der Stadt schwatzend und feilschend auf- und absapazierten. Zahlreiche Statuen schmückten den mit Platten gepflasterten Platz, die Tempel des Apollon



85. STADTPLAN VON POMPEJI.

Nach Mau, Pompeji, Plan I.

Die Einteilung in Regio I—IX und der Regionen in *Insulae* ist modern und erleichtert das Zurechtfinden.

und des Jupiter zierten ihn. Alle lauten Betriebe waren wie in Rom in gesonderte Räume verwiesen, der Viktualien- und Fischmarkt in ein *Macellum* genanntes Gebäude, die Tuchwirker in einen großen Basar, das Markt- und Rechtsleben in eine geräumige *Basilica*, so daß das Forum auch architektonisch ein buntes Bild von sakralen und profanen Bauten bot. Eine wieviel größere Rolle dem Römer die öffentlichen Bäder spielten als uns heutigen Menschen, beweist die Tatsache, daß das kleine Pompeji drei stattliche *Thermen* (S. 127) besaß. An den Abhang des *Foro triangulare* war ein großes, in griechischer Art erbautes Theater angelehnt, dessen anstoßender Hof mit Wandelhallen von einer roheren Zeit in eine *Gladiatorenkaserne* umgebaut wurde. Daneben lag ein kleines, gedecktes Theater hauptsächlich für *Musikaufführungen* bestimmt. Die *Gladiatoren* zeigten ihr Können in dem an der Südostecke der Stadt liegenden *Amphitheater*, das 20000 Personen Platz bot.

Der Grundriß Pompejis (Abb. 85) weist in den ältesten Teilen, bei den beiden *Fora*, malerische Unregelmäßigkeiten, in den jüngsten Teilen ganz gleichmäßige Anlage auf. An den schmalen Straßen mit hohen Bürgersteigen, die kaum einen Wagenverkehr zulassen, liegen die zahlreichen *Privathäuser*, deren Entwicklung wir hier durch drei Jahrhunderte überblicken; selten ist das italische *Atriumhaus*, häufiger das griechische *Peristylhaus* (S. 177). Die Häuser sind meist aus kleinen, durch Mörtel verbundenen Bruchsteinen errichtet, nach außen schmucklos, die Wände innen mit *Stuck* überzogen und

bemalt, wie sich überhaupt ganz wie beim griechischen Haus der Reiz des Baues nach innen entfaltet; seltener bestehen Hausteile oder ganze Häuser aus Ziegeln. Durch die Pracht der Ausstattung, die Schönheit der Wandgemälde und den Reichtum der Geräte sind berühmt das Haus der Vettier mit reizenden Malereien und die Casa del Fauno mit dem großartigen Alexandermosaik (S. 160). Das künstlerische Verdienst an der prächtigen Ausstattung der Häuser ist aber nicht dem römischen Können, sondern ganz dem griechisch-hellenistischen Einfluß zuzuschreiben. In die Arbeitsweise und die Werkstätten der Handwerker bieten einen Einblick die Fabrik der Tuchwalker, Fullonica, genannt, eine Gerberei und Bäckereien.

Die Toten begrub man draußen vor der Stadt zu beiden Seiten der Straßen, die dadurch zu Gräberstraßen wurden. Die Denkmäler waren aber nicht mehr von jener ergreifenden Schlichtheit wie die in griechischen Friedhöfen (S. 145), sondern die Vornehmen errichteten ihren Toten stattliche Grabbauten, die zusammen mit den einrahmenden Zypressen noch heute einen malerischen Schmuck der Straße bilden.

V. DAS PRIVATLEBEN

Das Privatleben der Griechen zeigt in den älteren Zeiten eine große Einfachheit. Erst im 4. Jahrhundert v. Chr. verfeinert sich mit dem Rückgange des öffentlichen Lebens und dem Schwinden der Kriegslust die Lebenshaltung, und in hellenistischer Zeit kann man von einem gewissen Luxus sprechen. Ähnlich steht es mit Rom. Auch hier herrscht anfangs große Schlichtheit, und erst im letzten Jahrhundert der Republik greift seit dem Erwerb der reichen und hochentwickelten Provinzen des Ostens Üppigkeit um sich; sie steigert sich noch in der Kaiserzeit, erreicht aber wohl schon unter Nero ihren eigentlichen Höhepunkt.

A. DIE WOHNUNG

GRIECHEN. Die Griechen hausten zunächst, wie die übrigen Indogermanen, in der aus dem Zelt der Wanderzeit hervorgegangenen Kegel- oder Rundhütte, an die noch die mykenischen Kuppelgräber erinnern (S. 116). Der Grundriß nahm dann offenbar aus praktischen Gründen eine mehr ovale Form an, aus der sich die überall verbreitete rechteckige herausgebildet hat.

Das entwickelte Bauernhaus, das seine Gestalt durch alle Zeiten beibehalten hat, erinnert an das altsächsische. Unter dem flachen Giebeldach liegt der viereckige Hausraum, der durch seitliche Abtrennung von Ställen und durch Absonderung eines hinteren Strei-

In langem, gemessenem Zug bewegt sich die kaiserliche Familie dem Eingang des Altars zu. Die dem Beschauer zunächst gehenden Personen sind durch höheres Kelfe vor den flacher gehaltenen Figuren des Hintergrundes hervorgehoben.

86. SÜDRRIES DER ARA PACIS AUGUSTAE. Florenz.

Nach Petersen, *Ara Pacis Aug.*, Taf. VI.



Phaonios Opfertiener (Camillus) Agrippa Julia, Agrippas Frau Tiberius Antonia d. J. Germanicus Drusus Antonia d. Ält. L. Domitius Ahenobarbus

fens von drei Räumen mit der Exedra, „der guten Stube“, in der Mitte, in natürlicher Weise gegliedert wird. Das vor allem Wirtschaftszwecken dienende Obergeschoß kam wohl nicht selten hinzu.

Das Stadthaus, das jahrhundertlang dieselbe Anlage zeigt, steht in der Mitte zwischen der sich aus selbständigen Bauten zusammenfügenden homerischen Burg (S. 116) und dem Bauernhaus mit geschlossenem Grundriß. Während es nach außen abgeschlossen ist, öffnen sich seine Räume nach dem in der Mitte gelegenen Hofe (*αὐλή*), der dem Südländer als Mittelpunkt des Verkehrs gilt und oft fast die Hälfte des ganzen Hausraumes einnimmt.

Er läßt sich daher wohl vergleichen (Abb. 87) ebenso mit dem homerischen Megaron wie mit dem Hauptraum des Bauernhauses. Wie in letzterem zerfällt auch hier der Grundriß der Tiefe nach oft in drei Streifen, von denen der vordere, wenn er sich nicht auf eine Vorhalle (*προόθρον*) beschränkt, Ställe, Werkstätten, Läden u. dgl. enthält, der mittlere vor allem den Männern, der hintere den Frauen zufällt, soweit diese nicht auf ein Obergeschoß angewiesen sind. Von Einzelräumen erscheinen besonders wichtig die Prosta im mittleren Teile, eine an den Hof sich anschließende, nach Süden offene Halle, die mit der Homerischen *αἶθρονα* verglichen wird, und ein Männersaal (*ἀνδρών, οἶκος, ἐξέδρα*), der namentlich in hellenistischer Zeit Bedeutung gewinnt. Im hinteren Teile des Hauses lag das vielfach erwähnte Hausgemach (*δωμάτιον*), das eheliche Schlafgemach und zugleich der Aufbewahrungsort alles Wertvollen, namentlich der Geldtruhe (*τιβωρίς*). So kehrt die Einteilung des Wohnhauses im Wohnhaus der Gottheit, im Tempel, wieder; auch er besteht ja aus einem Vorraum, aus der der Aule mit anstoßender Halle entsprechenden Cella und dem als Schatzkammer dienenden Hinterhaus (*πίσθόδομος*).

Während dieser einfache Haustypus besonders durch die Wohnhäuser von Priene aus dem 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. vertreten ist, zeigen die delischen eine spätere Form, bei der die Säulen reichere Verwendung finden und so der von ihnen umgebene Hof sich zum völligen Peristyl (S. 177) entwickelt.

Namentlich die neuangelegten Hafenstädte, wie die Piräusstadt, erlaubten den Wohnhäusern sich weiter auszubreiten, und für die hellenistische Zeit mögen sogar Doppelhäuser vielfach üblich gewesen sein, in denen, noch schärfer als in älteren Zeiten, die für den Aufenthalt der Frau und der Kinder bestimmte Abteilung, die Gynäkonitis, von der den Männern zugewiesenen Andronitis geschieden war. Diese bietet jetzt oft säulengeschmückte Empfangsräume und glänzende Speisesäle.

Die Hauptschönheit der Räume des griechischen Hauses aber bestand in ihrer trotz aller Einfachheit oft geschmackvollen Dekoration (S. 160).

Über die Königsschlösser dieser Zeit ist nur wenig bekannt; vielleicht war auch hier der Luxus nicht allzu groß, jedenfalls kaum zu vergleichen mit dem der neronischen Zeit.

Eine erfreuliche Einwirkung des persischen Orients war damals die weitere Verbreitung des Parks, der nicht nur an Fürstenschlösser sich anschloß, sondern auch, wie das liebliche Daphne bei Antiochia, bereits als Vergnügungsort von Weltstädten erscheint.

RÖMER. Auch die dem altitalischen Bauernhaus entsprechende älteste Wohnstätte des Römers bestand aus einer Rundhütte mit einem spitzen, durch Rippen befestigten Strohdache. Aus Lehm, Reisig und Binsen erbaut, empfing sie ihr Licht durch eine große Türöffnung und durch eine kleine Luke unter dem Dache.

In seiner Einteilung entsprach das altitalische Haus durchaus dem griechischen (S. 177). In der Weiterausgestaltung macht sich, wie namentlich Pompeji lehrt, der wachsende Einfluß des Hellenismus geltend.

Dürftige Häuschen, die nicht einmal einen für die ganze Familie geeigneten Raum aufwiesen, sowie Wohnungen, die Spekulanten in mehrstöckigen Mietshäusern vermieteten, oder kleine Zimmerchen über oder hinter bescheidenen Verkaufsläden gab es namentlich in der Hauptstadt oft genug. Vornehmen genügte andererseits bisweilen ein einfaches Haus nicht, sondern sie legten manche Hausräume doppelt, ja mehrfach an.

Das römische Normalhaus in der klassischen Zeit betrat man durch das Vestibulum, einen vor dem eigentlichen Eingang (*ostium*) gelegenen freien Raum, der bei angesehenen Bewohnern in älteren Zeiten die zur morgendlichen Begrüßung (*salutatio*) erschienenen Klienten in sich aufnahm.

Ein Türhüter führte den Eintretenden in das Atrium, den ursprünglich gedeckten Hauptraum, der unter hellenistischer Einwirkung bald eine größere Öffnung in der Mitte (*compluvium*) erhielt, mit entsprechendem Wasserbassin (*impluvium*) im Boden.

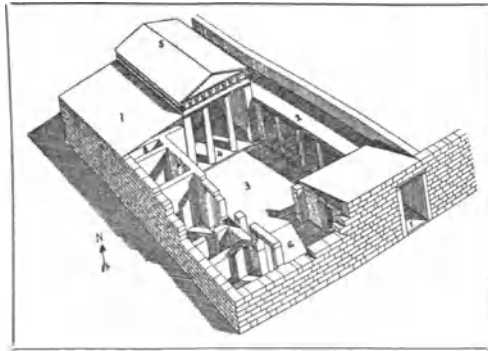
Dieses große Familienzimmer wurde beim vornehmen Römer zum Staatszimmer, in dem sich nicht nur die Familiengötter, die Laren, gelegentlich in einer besonderen kleinen Kapelle (*lararium*), befanden, sondern auch der Schrank mit den Wachsmasken der Ahnen (*imagines*) (Abb. 95). Bei angesehenen Familien konnten sie, an Holzbüsten angefügt und in die Flügel (*alae*) verwiesen, die an das Atrium sich zu beiden Seiten anschlossen, eine stattliche Ahnengalerie bilden. Auch Trophäen der Ahnen, ihre Bilder in Statuen oder Reliefs fanden hier ihren Platz.

Das hinter dem Atrium gelegene, oft nur durch Vorhänge abgetrennte Tablinum wird bei angesehenen Familien zum Zimmer des Hausherrn, in dem er seine Akten birgt.

Die Neigung des Südländers, im Freien zu leben, führte unter dem Einflusse des Hellenismus dazu, den zu allen Zeiten weiter mit griechischem Namen Peristylum benannten umsäulten Hof anzufügen, zu dem, da er ja den Mittelpunkt für den Familienkreis bildete, oft ein besonderer Gang (*fauces*), am Tablinum vorbei, hinführte. Wurde das Peristyl auch gern durch Marmor-

und Bronzestatuetten und allerhand Werke der Kleinkunst geschmückt, so bewahrte es doch bisweilen seinen Gartencharakter in den Blumenbeeten und Springbrunnen. Gleichwohl fügte man ihm gelegentlich noch einen besonderen Garten (*hortus*) bei.

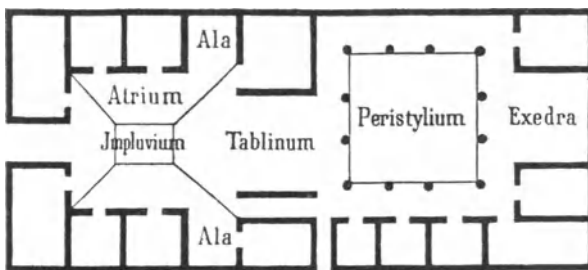
An das Peristyl schloß sich nicht selten ein besonderer Raum für den Familienbesuch an, die Exedra; vor allem aber gesellten



87. WIEDERAUFBAU EINES „PROSTAS“-HAUSES IN PRIENE.

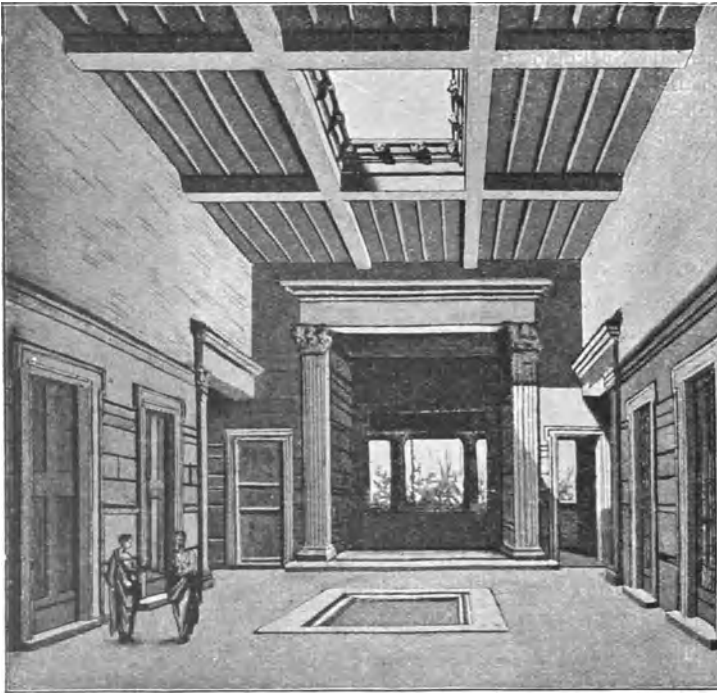
Nach Priene Abb. 299.

Alle Räume gruppieren sich um den gepflasterten Innenhof. Das Hauptgemach (4) öffnet sich durch eine Säulenhalle (Prostas) dem Licht und der Sonne; es diente als Wohn- und Eßraum.



88. POMPEJANISCHES NORMALHAUS.

An das italische Atriumhaus wird das griechische Peristylum angefügt.



89. TUSCANISCHES ATRIUM „ERSTEN STILS“. Pompeji, Casa di Sallustio.

Wiederherstellung nach Mau, Pompeji, Fig. 152.

Durch das Compluvium in der Decke dringt Licht, Wärme und Regen ein; am Boden entspricht das Impluvium. Die Wände sind mit Nachbildungen von Quadern und Gesimsen aus marmoriertem Stuck verziert. Erster oder Inkrustationsstil. 2. Jahrhundert v. Chr.

sich in vornehmen Häusern mannigfache Speiseräume hinzu. Es gab sogar in Zeiten üppiger Lebensführung nach der Lage bestimmte Sommer- und Wintertriklinien (S. 188) und Prunksäle (*oeci*); auch Küche und Vorratskammer gewannen mit der Zeit Bedeutung. Die kleinen Schlafzimmer lagen um Atrium und Peristyl herum, um das erstere die bescheidenen Räume für die Dienerschaft. Die geistigen Bedürfnisse der Bewohner befriedigten Bibliotheken, bisweilen auch Gemäldesammlungen (Pinakotheken). Für die Hygiene wurde nicht selten auch durch Hausbäder, ja gelegentlich durch besondere Turnräume gesorgt, während die Kloakenverhältnisse wenig erfreulich waren, da man vielfach nur Senkgruben hatte.

Waren die römischen Häuser auch im wesentlichen Innenbauten, so daß eine antike Straße im Vergleich mit einer modernen im allgemeinen einen einförmigen Eindruck macht (S. 173 f.), so haben doch die oberen Stockwerke mit ihren Fenstern, Erkern und Balkonen nicht der Gliederung entbehrt, wie namentlich neuere Funde in Ostia und Pompeji zeigen. Belebt waren die Häuser nach der Straßenseite vor allem durch die offenen Läden, die freilich keinen geschmacklosen Schaufensterprunk, wohl aber das lebendige Treiben des südländischen Handwerks dem Auge boten.

Neben dem Stadthause gewinnt auch das Landhaus (*villa*) für den vornehmen Römer immer mehr an Bedeutung. Der ursprüngliche Gutshof mit landwirtschaftlichem Betrieb wandelt sich in eine Stätte der Erholung, ja des üppigen Genusses. Schon im letzten Jahrhundert der römischen Republik hatten Männer wie Lucullus und Cicero (*Tusculanum*, *Formianum*) ihre Villen.

Mit Rücksicht auf Land und Gebirge, Flüsse und Seen wurden diese Landhäuser vor allem auch mit weitem Ausblicke, besonders auf das Meer, angelegt. Der gesellig-gemütliche Charakter eines solchen Landsitzes sprach sich schon darin aus, daß man hier zunächst in ein Peristyl trat, während das Atrium, soweit vorhanden, in einen entlegeneren Teil des Gebäudes verwiesen war. Auf edlen oder auch üppigen Genuß berechnet, war hier alles weitläufiger, so die Speisesäle und die Badeanlagen, die Wandelhallen und Turnsäle, oft auch die Bücher- und Bildersammlungen. Auch die sich anschließenden Gärten dienten dem Genuß und der Augenweide mit ihrer großen Hauptallee, den Teichen und Springbrunnen sowie den auserlesenen Bäumen und Blumen. In ihrer Anlage zeigen sie den steifen Geschmack des französischen Rokoko mit den geometrischen Linien, dem verschnittenen Laubwerk und zu Figuren künstlich zugestutzten Grün.

B. DAS HAUSGERÄT

Die Wohnungseinrichtung beschränkt sich bei *Griechen* und *Römern* zunächst auf das Notwendigste, und es gibt kein Gerät, das nur zum Schmucke da ist. Erst seit hellenistischer Zeit werden nicht nur die praktischen Zwecken dienenden Geräte wirkungsvoll aufgestellt, sondern man fügt auch schöne Statuetten, namentlich aus Bronze, hinzu, um schließlich zu einer Raumkunst von höchster Vollendung zu gelangen. Vor allem aber liegt die Entwicklung in der Änderung des Materials: beim Hausgerät tritt jetzt häufiger Bronze an die Stelle des Holzes, beim Tafelgeschirr Silber an die Stelle des Tons.

Für die Aufbewahrung dienen statt unserer Kommoden und Schränke, die erst in römischer Zeit einigermaßen häufiger auftraten, die Truhen und Kästen, wie sie längs den Wänden auch als Sitzgelegenheit aufgestellt sind.

Die wichtigste Sitzgelegenheit jedoch ist die rings um die Wand laufende, nach Art des orientalischen Diwans mit Kissen belegte Bank, die, in das architektonische Ganze voll eingegliedert, oft in der baulichen Anlage bereits vorgesehen ist.

Von den drei Hauptsesselformen der Griechen (vgl. Abb. 13) tritt der schwere Thron (*θρόνος*) mit seinen eckigen Formen im Laufe der Zeiten zurück, während neben dem lehnenlosen Sessel (*δίφρος*) der schöne geschweifte Lehnstuhl (*κλισμός*) (Abb. 90) mit seinen gerundeten Formen sich besonderer Beliebtheit erfreut. Auch bei den Römern finden wir den Einzelsitz (*sella*) in der Form des thronartigen Ehrensitzes für den Patronus (*solum*), den bequemen Stuhl mit Rücklehne (*cathedra*) wie den ohne Lehne, auch den Doppelsitz (*bisellium*) und die größere Bank (*subsellium*).

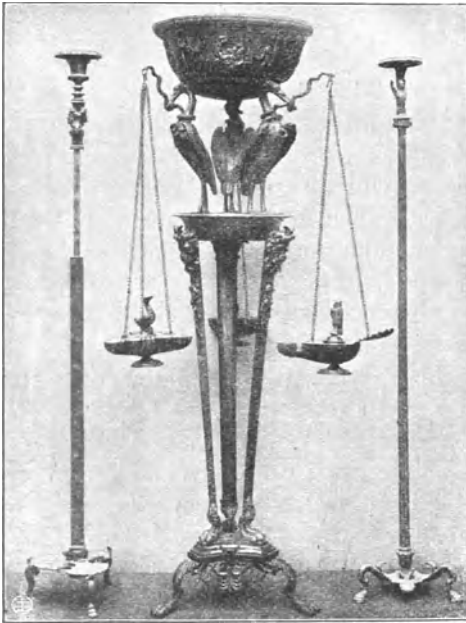
Das wichtigste Möbel der Griechen ist die Kline, die namentlich in hellenistischer Zeit mit ihren gedrechselten Beinen und dem mannigfachen Schmuck eine künstlerische Ausgestaltung erfährt. Dieses vierfüßige Lagergestell mit Gurten, Matratzen und Kopfpolstern ausgestattet, unserer Chaiselongue vergleichbar, findet seine Verwendung auch beim Mahle, seitdem es üblich wurde, nach orientalischer Sitte dabei zu liegen. Da es zugleich als Schlafstatt verwendet wird, verdrängt es auch die unseren Verhältnissen vermutlich mehr entsprechende Bett-einrichtung Homers. Der hohe Lectus der Römer entsprach im wesentlichen der griechischen Kline. Er diente, wenn auch in verschiedener Form, ebenso als Bett wie als Sofa, um tagsüber darauf zu ruhen, zu speisen und zu studieren, ja schließlich als Paradebett für den Toten. Wie schon bei den Griechen der hellenistischen Zeit fanden jetzt edle Hölzer, Schildkrot, Elfenbein, ja Edelmetalle Verwendung. Gurte trugen



90. VORNEHME DAME. Rom, Museo Torlonia.

Nach Monumenti del Inst. XI, Taf. 11.

Zur Haltung der vornehmen Frau vergleiche die sitzende Griechin auf Abb. 78.



91. KANDELABER UND LAMPEN. Neapel.
Nach Photographie.
Moderne Zusammenstellung von Sommer.

die mit Vegetabilien, Wolle oder Federn gefüllten Matratzen, über die oft gestickte purpurne Decken gebreitet waren.

Die Tische, im Altertum hauptsächlich nur für die Aufnahme der für die Mahlzeiten notwendigen Gefäße bestimmt, waren, da sie der Kline angepaßt werden mußten, niedriger als die unsern. Erstaushellenistisch-römischer Zeit näher bekannt, zeigen sie bald runde Platten aus Marmor oder kostbarem Holze — die kostbarsten aus dem fabelhaft teuren, duftenden Citrusholz — und sogar bisweilen einen Fuß aus Elfenbein, bald waren sie viereckig, wie der Abacus, der besonders als Kredenz Verwendung fand, um beim festlichen Mahle die kostbarsten Gefäße zur Schau zu stellen.

Für die Beleuchtung sorgten bei den Griechen neben den Kienfackeln, die schon Homer kennt, zu-

nächst besonders die Phanoi, in Öl getränkte, durch eine Metallhülse und Bänder eng verbundene Stäbe, die sich auch durch Verlängerung des Fußes in stehende Leuchter verwandeln ließen. Allmählich führt die Verwendung des Öls in der Lampe die wichtigste Art der antiken Beleuchtung herbei.

Geht die Lampe auch in ihren Anfängen auf die mykenische Zeit zurück, so erhält sie doch ihre übliche Form im wesentlichen erst mit Beginn der hellenistischen Zeit. In mannigfaltigster Gestaltung, z. B. in Tier- und Kopfform, mit den verschiedenartigsten Darstellungen geschmückt, ist sie namentlich für die römische Zeit eines der verbreitetsten Geräte. Vielleicht von den Etruskern stammt die aus Talg oder Wachs geformte Kerze. Als Träger von Lampen oder Kerzen dienen die künstlerisch ausgestalteten Kandelaber (vgl. Abb. 91), an denen die Lampen auch in größerer Zahl aufgehängt werden können. Es ist aber klar, daß die antike Beleuchtung im Vergleich zu der unseren auf jeden Fall nur recht dürftig erscheinen muß.

Neben der Beleuchtung treten die Vorrichtungen für eine Beheizung erst in der Römerzeit in vollkommenerer Weise hervor. Außer den noch heute im Süden üblichen Kohlenbecken gab es nur selten Kamine, seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts v. Chr. kommt aber auch, anfänglich für Baderäume, eine wohlersonnene Luftheizung, zunächst für den Boden, dann auch für die Wände des Zimmers (*hypocaustum*) auf, die in mancher Hinsicht an unsere Zentral- und Fernheizung erinnert (S. 127).

Das Gefäß, bei dessen Formen die Römer ganz abhängig von den Griechen sind, wenn sie nicht gar griechisches Fabrikat selbst benutzen, zeigt im Altertum einen großen Formenreichtum; die meisten Gefäßtypen stehen schon in alter Zeit fest, nur wird allmählich der einfache Stoff, der Ton, durch die feinste Technik geadelt oder dieser Stoff selbst durch Metall, besonders durch Silber ersetzt; soweit es sich nicht um Küchengerät handelt, das sich naturgemäß von dem unsern nur wenig verschieden zeigt.

Das größte Vorratsgefäß zur Aufbewahrung von Wein, Öl, Honig, Wasser, das Tonfaß (*πίθος, dolium*), aus ältester Zeit besonders durch die kretischen Funde (Abb. 33) bekannt, hatte gelegentlich solche Dimensionen, daß es sogar, wie das Beispiel des Diogenes lehrt, als Aufenthaltsort für Menschen dienen konnte. Auch die homerische Amphora (Abb. 92), der doppelhenkelige Krug, blieb für alle Zeiten der antiken Welt im Gebrauch. Nur ist er namentlich bei den Griechen, vielfach mit Malerei geschmückt, während er von den Römern vor allem in der typischen, schmucklosen Form mit spitzem Fuße verwendet wird, da er bestimmt ist, in den Sand des Bodens eingelassen zu werden. Auch der bauchige Wasserkrug (*ὕδρεια*) und das flaschenförmige Ölgefäß (*λήκυθος*) erhalten im wesentlichen schon frühzeitig ihre typischen Formen. Neben den Vorratsgefäßen stehen die Schöpf- und Mischgefäße vor allem der durch die Sitte des Altertums, dem Wein Wasser zuzusetzen, geforderte Mischkrug (*κρατήρ*) (Abb. 77). Von Trinkgefäßen gibt es die flachen Schalen, mögen sie nun henkellos sein, wie die Phiale (*phiala*), oder mit Henkel und Fuß versehen (Kylix) (Abb. 97); am meisten dienen dem Trinkgelage die tieferen Becher, die tassenförmigen Gebilde des größeren einhenkligen Kyathos und des doppelhenkligen Skyphos, oder der Humpen mit weitgeschweiften Henkeln (*κάνθαρος*) (Abb. 92). Von schöner, mannigfacher Ausgestaltung ist das Trinkhorn (*ὄρνυς*), das die Möglichkeit bot, den Wein aus einer feinen Öffnung in den Mund zu träufeln.



92. DIONYSOS UND MÄNADEN. Halsamphora des Töpfers Amasis. Paris. Nach Buschor, Griechische Vasenmalerei.

Jeder Teil des klargegliederten Gefäßes (Hals, Schulter, Bauch und Fuß) hat sein eigenes Ornament. — Dionysos hält in der R. einen doppelhenkeligen Kantharos, die Mänaden Weinzweige und ein kleines Tier.

C. DIE KLEIDUNG

GRIECHEN. Die Tracht der Griechen überwindet mit den Siegen über die Barbaren den steifen orientalischen Prunk, um die freie Schönheit hellenischen Faltenwurfs zu erreichen. Erst seit Alexander dem Großen macht sich unter dem Einflusse des Orients wieder größerer Luxus, namentlich in der Frauentracht, geltend.

Auch in der Frauentracht (Abb. 93 f.) tritt zunächst der linnene Chiton an die Stelle des wollenen Peplos Homers. Ein Umhang, der entweder schleierartig vom Hinterkopf aus über den Rücken herabwallt oder schalartig über Nacken und Schulter gelegt ist, vervollständigt das Frauenkostüm.

Auch nach den Perserkriegen behält die Frauentracht eine gewisse Buntheit bei, und der Chiton zeigt große Mannigfaltigkeit. In wirkungsvoller Weise pflegte man das Gewand über den Gürtel zu ziehen und als Bausch rings um den Körper herabfallen zu lassen. Die hellenistische Zeit zeigt größeres Raffinement und stärkeren Luxus. Charakteristisch ist jetzt die Gürtung dicht unter der Brust oder knapp über den Hüften. Baumwolle und Seide finden Verwendung, ebenso Stickereien und Wirkerei in Gold und Bunt.

Die Haartracht des Mannes erscheint anfänglich Homers Zeiten gegenüber wenig verändert, immer noch steif gebunden in den künstlich um das

Haupt gelegten Flechten, die an Stelle der regelmäßigen Locken getreten sind. In älteren Zeiten trug man das Haar unbeschnitten, später, namentlich bei den Athenern, in geschmackvoller Weise verkürzt, nur die Spartaner ließen es weiter lang herabwallen. Auch der Vollbart wurde meist in mäßiger Länge gehalten, bis dann seit Alexander dem Großen Bartlosigkeit üblich wurde. Die Frauen gaben schon im 6. Jahrhundert den alten steifen Brauch auf und ließen das Haar lang herabwallen, um es über der Stirn unter einem schlichten Band hervor in regelmäßigen Wellen über das Ohr zu ordnen. Seit den Perserkriegen zeigt die Haartracht der Frauen große Verschiedenheit, aber dabei schönen Sinn für das Natürliche. Bänder, Diademe, Tücher, Netze vollenden den Kopfschmuck. Die schönste Zierde des Hauptes aber bildete bei beiden Geschlechtern der natürliche Kranz, der nicht nur bei Spiel und Fest und im Tode, sondern auch von Beamten und Rednern getragen und mit der Zeit immer mehr an verdiente Bürger verliehen wurde.

Die Formen des von Handwerkern und auf Reisen getragenen Hutes, der im allgemeinen dem Griechen trotz der südlichen Sonne entbehrlich schien, haben sich seit alten Zeiten unverändert erhalten. Hierher gehört die runde Kappe, ursprünglich aus Fell gefertigt (*κωνή*) (Abb. 94), die spitze, kegelförmige Mütze (*πίλος*), in der Form der sog. „phrygischen Mütze“ mit vornüberfallender Spitze zum berühmten Symbol für die Freiheit geworden, und der vom reitenden Jüngling gern getragene (Abb. 57. 94), aus Thessalien stammende flache Filzhut (*πέτραος*). Bei den Frauen tritt an Stelle der zierlich-koketten Hüte der klassischen Zeit seit Alexander dem Großen der breitkrepelige Hut aus Flechtwerk mit spitzem



94. ORPHEUS UND EURYDIKE. Rom, Villa Albani.
Nach Petersen, Vom alten Rom.

Das Relief ist wohl das Denkmal eines tragischen Sieges. Zur Erklärung vergleiche S. 146. Orpheus trägt einen Chiton, eine auf der r. Schulter geknüpfte Chlamys und auf dem Kopfe eine Fuchspelzmütze. Eurydike ist mit dem dorischen Peplos bekleidet, der auf den Schultern zusammengesteckt ist und bis zur Gürtung überfällt; auf das Haupt hat sie ein Schleiertuch gelegt. Hermes trägt ähnlich wie Orpheus Chiton und Chlamys; im Nacken hängt ihm der breitkrepelige Reischut (Petasos).



95. STATUE EINES RÖMERS IN DER TOGA. Rom, Pal. Barberini.
Nach Photographie.

Er hält wohl die Büsten seiner Ahnen (Imagines) in Händen, die aus Wachs gebildet im Atrium aufbewahrt und bei feierlichen Anlässen mitgetragen werden. Vgl. S. 177.

Kopf. Doch pflegten sie sich allezeit oft genug nur mit dem heraufgezogenen Schleiertuch gegen die Sonne zu schützen.

Neben den im Altertum verbreiteten Sandalen kommen die mannigfaltigsten Formen von Stiefeln und Halbstiefeln vor. Die Mode war hier offenbar nach Stämmen und Ständen sehr wechselnd, und namentlich in hellenistischer Zeit herrschte auf diesem Gebiete großer Luxus.

In der Verwendung des Schmuckes befreit sich das Hellenentum immer mehr von der orientalischen Tradition. Männer tragen von Goldschmuck seit ältester Zeit nur den Fingerring, das Zeichen des Freien. Da er vor allem als Petschaft Verwendung findet, so wird weniger auf die Fassung Wert gelegt als auf die Behandlung des als Siegelstein (Intaglio) verwendeten Halbedelsteines, und die hellenistische Zeit hat in der Bearbeitung dieser Halbedelsteine, besonders des Sardonyx, eine staunenswerte Technik erreicht (S. 163f.). Der Goldschmuck der Frauen, der in Armbändern, Halsketten und Ohrgehängen, bisweilen auch in Beinringen besteht, zeigt in klassischer Zeit immer mehr den Übergang vom Schweren und Plumpen orientalischer Vorbilder zum Schlichten und Zierlichen.

Vielfach tragen die Männer den Stock: den langen Krückstock, auf den man sich beim Stehen zierlich zu stützen weiß, und den längeren mit Knopf oder Blume verzierten Lanzenstab, das alte, bereits homerische Symbol für Gesandte, Herolde, Redner der Volksversammlung, das auch den Göttern oft in die Hand gegeben wird. Die Frauen führen Sonnenschirm und Fächer und handhaben gern den runden Handspiegel aus Metall. Dem Orient entstammen die nicht selten verwendeten kosmetischen Mittel, wie Bleiweiß und Mennig für das Gesicht und Schwarz für die Augenbrauen, zu denen sich in hellenistischer Zeit auch falsches Haar gesellt.

RÖMER. Für die römische Tracht ist die strenge Gleichmäßigkeit und geradezu gesetzliche Regelung charakteristisch. Auch der Römer hat das Zweigewandssystem. Der

Stoff ist zu allen Zeiten der ungefärbte Wollstoff, erst gegen Ende der Republik kommt daneben Leinwand oder gar Seide auf sowie die Vorliebe für bunte Kleider und Purpurtracht, eine Erscheinung, die in der Kaiserzeit immer mehr an Boden gewinnt.

Das Untergewand des Mannes ist die Tunica, ein ärmelloses oder mit kurzen Ärmeln versehenes Hemd, über der Hüfte gegürtet und durch schmälere oder breitere Purpurstreifen bei Rittern bzw. Senatoren ausgezeichnet. In der Öffentlichkeit erschien der Römer nur in dem zum nationalen Ehrenkleid gewordenen Obergewand, der Toga (Abb. 95).

Bei Trauer in dunkler Naturfarbe, bei Amtsbewerbung besonders „geweißt“ (*toga candida*; daher der Kandidat), beim Triumphator reich gestickt, war sie in der Regel von schlichter weißer Farbe und wurde als „Prätexa“ für die Knaben und hohen Beamten mit einem Purpursaum geschmückt. Sie bestand aus einem elliptisch zugeschnittenen Stück Wollenstoff von $5\frac{1}{2} : 2\frac{1}{4}$ m Größe, das mit besonderer Kunst mannigfaltig drapiert werden konnte. Die von manchen religiösen Funktionären, vor allem aber von den Rittern getra-

gene Trabea war nicht wesentlich verschieden. Schon seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. beginnt die Toga zurückzutreten hinter dem bequemeren, dem griechischen Himation ähnlichen Pallium. Auf Reisen trug man über der Kleidung, besonders gegen den Staub, Mäntel wie die Pänula. Arbeiter und kleine Leute bekleideten sich oft mit einem Mantel, der, wie das Kriegsgewand, den Namen Sagum führte. Erst in der späten Kaiserzeit kommen, zunächst beim Militär, die den Barbaren entlehnten Hosen auf. Statt des Hutes, der nur bei der Arbeit und auf Reisen getragen wurde, genügt oft die Kapuze an einem kleinen Mäntelchen (*cucullus*). Zum vollen Anzuge des mit der Toga bekleideten Römers gehörte der hohe Schuh, der für Senatoren und Ritter besonderen Schmuck zeigte, zur Tunica trug man Sandalen, im Krieg auch Stiefel. Einen Stock führt der Römer nicht, wohl aber den Ring, der als Siegelring oder auch als besonderes Abzeichen des Standes verschieden ausgeführt war.

Auch die römische Frau (Abb. 96) war ursprünglich ähnlich bekleidet wie der Mann. An die Stelle der zwei Gewänder aber traten bald deren drei. Die weibliche Tunica reichte bis auf die Knöchel, über ihr saß die bis auf den Boden herabwallende Stola, eine Art kurzärmeliger oder auch ärmelloser Chiton; das Obergewand, die Palla, wurde in ähnlicher Weise wie die Toga um den Körper gelegt und oft auch über den Hinterkopf hinaufgezogen. Daneben gab es besondere Schleiertücher. Schuhe oder Sandalen, Fächer und Sonnenschirm sowie Schmuck aus Edelmetall mit Edelsteinen und namentlich Perlen vervollständigten die Toilette.

Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. tritt an die Stelle der Tunica die von beiden Geschlechtern getragene längere und mit Ärmeln versehene Dalmatica, unter der man ein enganliegendes Hemd trägt.

Haupt- und Barthaar trug der Römer ursprünglich lang, seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. pflegte man es in mittleren Jahren kurz zu schneiden oder zu rasieren. Von Hadrian aber bis Konstantin wurde dann wieder der Vollbart getragen.

Die künstliche Haartracht der Frau bevorzugt bald den Haarknoten, bald die Zöpfe, in der Kaiserzeit oft einen turmartigen Aufbau (Abb. 96). Besonders geschätzt wird blondes Haar, das man auch durch künstliche Mittel herzustellen suchte, oder, namentlich in der Kaiserzeit, als Perücke trug. Auch falsche Augenbrauen und künstliche Zähne waren schon damals verbreitet.

D. DAS TÄGLICHE LEBEN

GRIECHEN. Das tägliche Leben des Griechen, namentlich des Atheners, verlief vielfach, soweit er nicht dem Erwerbsstand angehörte oder politisch (S. 220 ff.) sich betätigte, in geschäftigem Müßiggang. Die ersten Morgenstunden pflegte man mit Unterhaltung in den Gymnasien oder bei Freunden, auch in der Barbierstube oder in Werkstätten der Handwerker zuzu-



96. STATUE EINER RÖMERIN (JULIA TITI?).
Rom, Vatikan. Nach Photographie.

Zusammen mit einer Statue des Titus gefunden. Die drei Gewänder (Tunica, Stola und Palla) sind gut zu unterscheiden.



97. GELAGE (SYMPOSITION). Von einer Schale im Stile des Brygos, London.

Nach Hartwig, Griech. Meisterschalen.

Die Männer lagern auf den Klinen. Eine Hetäre spielt Flöten, die andere hält eine flache Schale (Kyliz) in den Händen.

bringen. Zur Zeit des „sich füllenden Marktes“ besorgte der Grieche oft die Einkäufe für die Mahlzeit selbst.

Auch in den Hauptmahlzeiten, die am Spätnachmittag eingenommen wurden, zeigt sich zunächst eine große Einfachheit. Sieht man von Spartas gesetzlich geregelten Verhältnissen besonderer Art (S. 219) ab, so findet man, namentlich beim gewöhnlichen Mann, überall dieselbe einfache Sitte.

Die Hauptnahrung besteht in Gerstencuchen. Dazu kommt vegetarische Kost: Hülsenfrüchte, Kohl, Salat, Lauch und Zwiebeln. Neben der schon für Homers Zeiten bezeugten Feige verbreiten sich Granatapfel und Quitte vom Morgenlande her, besonders aber bekam infolge von Veredelung des Ölbaums das Öl seine noch heute im Süden wichtige Verwendung für die Zubereitung der Speisen. Fleischnahrung tritt zurück. Auch werden im Gegensatz zu homerischen Verhältnissen jetzt Fische, Schattiere und Vögel bevorzugt. Mit der Zeit legte man mehr Gewicht auf die Auswahl der herzurichtenden Nahrungsmittel, z. B. der Fische. Auch in hellenistischer Zeit, in der die Köche ihre oft gut bezahlte Tätigkeit entfalteten (S. 55), zeigt sich die überhandnehmende Üppigkeit, selbst an Fürstenhöfen, mehr in einer Verfeinerung der Tafelfreuden als in wüster Schwelgerei. Die Gewürze des Ostens verdrängten das einfache Silphion, und neben dem jetzt gern gewürzt genossenen Wein gewinnt, wenigstens für die griechische Bevölkerung Ägyptens, das dort von je übliche Bier Bedeutung.

An das festliche Mahl, bei dem die Sitte das Trinken verbot, schloß sich fast überall, außer in den strengen Dorerstaaten von Sparta und Kreta, schon in den letzten Zeiten des griechischen Mittelalters das Trinkgelage (*συμπόσιον*).

Wenn das Mahl mit einer Spende an den guten Geist geschlossen war, wurde das Symposion durch ein weiteres Trankopfer eröffnet. Käse, Salzkuchen, Oliven, Feigen, Datteln, Mandeln, Melonen und andere zum Trinken reizende Kost wurden dabei als Nachtisch aufgetragen. Das Wasser überwog bei dem im Mischkrug (S. 181) (Abb. 77) aufgetragenen Getränk. Ein meist durch das Los bestellter Trinkwart (*συμποσιάρχης*) bestimmte die Mischung, die Zahl und Art der Becher und überwachte das Einhalten der Trinkregeln. Neben dem Gespräch dienten zur Unterhaltung Wechsellieder, oft politischen Inhalts (S. 20), Würfel- und Brettspiele, Kunststückchen mit dem Becher und anderer Art, auch das noch heute vom Südländer gepflegte Moraspiel. Mit der Zeit aber entartete das Symposion, namentlich nach der erotischen Seite. Ausgelassene Schelmenlieder wurden üblich. Gaukler und Gauklerinnen mit ihren

Akrobatenkunststückchen, Schwerttänzerinnen und Spaßmacher, vor allem aber Flöten- und Leierspielerinnen sowie Tänzerinnen, ja eigentliche Hetären wurden geladen (Abb. 97). Andererseits entwickelte sich das Symposion nach der geistigen Seite. Prunkreden aus dem Stegreife (S. 40) und geistreiche Disputationen wurden gepflegt. Mit Platons Symposion (S. 83) hebt dann eine ganze Symposionliteratur philosophischen Inhalts an.

Das festliche Mahl hatte im Altertum auch deshalb große Bedeutung, weil der Fremde auf die Gastfreundschaft des Privathauses angewiesen war. Gasthäuser machten sich aber wohl schon frühzeitig an den heiligen Stätten nötig, da hier große Menschenmassen zusammenströmten, so namentlich in Olympia und Delphi. Diese Herbergen waren oft staatlicher Art. Besonders zahlreich finden sie sich in hellenistischer Zeit in Ägypten. Erst in der römischen Kaiserzeit gibt es auch auf griechischem Kulturboden einen entwickelten Schenkenbetrieb. Diese Kneipen sind durchgängig niederen Ranges und werden vielfach von Sklaven besucht.

Die Sklaven hatten zunächst eine recht erträgliche Lage, namentlich die im Hause geborenen; aber auch die erst in Sklaverei gekommenen waren meist kriegsgefangene Landsleute und nicht zahlreich infolge des noch wenig ausgedehnten Fabrikbetriebes (S. 192).

In hellenistischer Zeit führten die Sklavenmärkte, besonders der große in Delos, auch Angehörige fremder Völker zu. Doch mehrte sich die Zahl der Sklaven nicht überall, vielfach verminderte sie sich sogar infolge des sinkenden Wohlstandes, so besonders auch in Athen. Selbst in Industriegegenden, wie in Korinth und in Ägypten, überwiegen die freien Arbeiter, nur in Alexandria gab es größere Sklavenmassen, und man nimmt hier bei einer halben Million Einwohner ein Verhältnis der Sklaven zu den Freien wie 2 : 3 an. Auch in besseren Haushaltungen genügen ein bis vier Bedienstete wie bei uns. Die nicht häufig vorkommenden Gewerbesklaven haben oft eine selbständigere Stellung. Sie dürfen ihr Handwerk für sich betreiben, und der Herr rechnet nur mit ihnen ab, wie ja auch Freigelassene oft im Hause ihres Herrn bleiben und weiterdienen.

RÖMER. Das häusliche Leben des Römers konnte sich natürlich sehr verschieden abspielen, je nachdem er ein Mann der Öffentlichkeit oder ein Privatmann war. In älteren Zeiten beschäftigte sich der Bürger, soweit er nicht das gedrückte, überall in der Welt ähnliche Dasein des Proletariers führte, noch viel mit der Landwirtschaft. Das änderte sich nicht nur infolge der sich häufenden Geschäfte in der Öffentlichkeit, sondern auch des stärkeren Eindringens des Hellenismus im 2. Jahrhundert v. Chr. mit seinem Hang zu größerer Üppigkeit und Trägheit.

Frühzeitig pflegte man am Morgen aufzustehen und das Frühstück (*jentaculum*), bestehend in Brot mit Salz, Milch, Früchten, Käse, auch oft etwas Wein, einzunehmen. Für den angesehenen Mann verging viel Zeit mit dem Empfang der Klienten (*salutatio*), auch mußte man wohl selbst manchen Besuch machen. Viele begaben sich in den Senat oder in die Gerichtshöfe als Geschworene, Ankläger, Verteidiger, Beistand oder Zuhörer. Oft verbrachte man aber die Zeit mit Herumschlendern. Mittags nahm man das zweite Frühstück (*prandium*) ein, das aus kalten oder warmen Speisen, Fleisch und Fisch, Brot, Käse und Obst bestehen konnte. Darauf folgte ein kurzer Mittagsschlaf. Nach gymnastischen Übungen, zu denen auch das beliebte Ballspiel gehörte, nahm man ein Bad, in älteren Zeiten meist im Tiber, bald auch daheim (S. 178). Erst in der Kaiserzeit entwickelte sich das glänzende Treiben in den öffentlichen Bädern, den Thermen (S. 127), in denen man nicht nur mit Raffinement zwischen kalten, lauen und warmen Bädern wechselte, sondern wo man auch in großartigen Hallen und Sälen allerhand Gelegenheit zur Unterhaltung, zu Sport und Spiel fand. Der Aufenthalt in Wirtshäusern, den ursprünglichen Garküchen (*popinae*) oder Verkaufsläden (*cauponiae*), bildete auch für die Kaiserzeit nur ein Vergnügen niedrigster Art. Für die oberen Schichten der Gesellschaft war jetzt der Verkehr bei Hofe eine wichtige Sache. Außer dem glänzenden allgemeinen Empfang am 1. Januar mit seinem strengen Hofzeremoniell gab es zwei Grade der Zulassung, also zwei Klassen der Hofrangordnung. Viele waren des Kaisers Genossen bei Tafel oder seine Begleiter auf der Reise.

Bei der Hauptmahlzeit (*cena*) lag man bei Tische nach der Sitte der Etrusker und Griechen; später taten dies auch die Frauen, die ursprünglich bei den Römern vom Mahle ganz ausgeschlossen waren. Die Kinder speisten, wenn sie teilnahmen, an einem gesonderten Tische.

Die Anordnung von drei in Hufeisenform um die Eßtische gestellten Sofas (*triclinium*) (S. 179), auf deren jedem drei Tischgäste streng nach der Etikette Platz nahmen, läßt die Zahl 9 als eine gewisse Maximalzahl der Teilnehmer erscheinen, doch wurden nicht selten auch mehrere Triklinien aufgestellt.

Die feierliche *Cena*, wie sie bei Hochzeiten, Leichenfeiern, manchen Götterfesten, besonders an den Saturnalien (S. 110) eingenommen wurde, zerfiel in drei Teile. Erst gab es, wenigstens in späterer Zeit, ein Vorgericht in kalten, appetitreizenden Speisen, wie Eiern, Salaten, Fisch u. dgl., dazu *Mulsum*, eine Mischung von Wein und Honig, statt des bei uns üblichen Portweins. Die eigentliche Mahlzeit bot häufig drei Gänge, bisweilen auch noch mehr. Dazu wurde Wein gereicht. Den Abschluß bildete der Nachtsch, der aus Backwerk und Obst bestand.

Von einer wirklichen Üppigkeit im Vergleich zu modernen Verhältnissen kann erst für die Kaiserzeit die Rede sein. Vieles, wie die sinnlose Vernichtung wertvoller Dinge, die Auflösung von Perlen in Getränken, das Braten abgerichteter Vögel u. a., haben wir wohl als Einzelercheinungen anzusehen. Auch erklärt sich die größere Zahl der Gerichte nicht selten daraus, daß man unter den aufgetragenen Speisen wählen konnte. Jedenfalls lernte der Römer erst durch die Griechen und infolge des aufblühenden Handels seltene Delikatessen und künstliche Zubereitung schätzen.

Als Hauptnahrung diente in älterer Zeit ein mit Salz gekochter Brei (*puls*) von Feldfrüchten oder auch aus gemahlener (Abb. 98) Gerste (*polenta*). Erst später wurde Brot, besonders aus Weizen, zunächst im Hause gebacken. Neben den Cerealien, zu denen man auch die Hirse rechnete, standen die Hülsenfrüchte. Zahllos waren die frischen Gemüse, von den Artischocken und dem Spargel bis auf den Kohl und die Rüben, den Lattich und die zahlreichen Zwiebelgewächse. Dazu kamen Pilze. Außer den mannigfachen heimischen Küchenkräutern und Gewürzen verwendete man Pfeffer, Ingwer, Zimmt und Silphium (S. 190). Von Obstarten kannte man Äpfel, Birnen, Pflaumen, Quitten, Feigen, Granatäpfel, Datteln, Weintrauben, Kirschen, Nüsse, Mandeln, Kastanien, aber noch nicht die für das heutige Italien so charakteristischen Apfelsinen und Zitronen. — Von Schlachtieren waren beliebt Hammel, Lamm und Ziege, vor allem das auch für die Wurstbereitung wichtige Schwein, während das Rind anfänglich nur ausnahmsweise geschlachtet wurde, von Wild Hasen, Rehe, Hirsche, Eber und die in besonderen Gehegen gemästeten Haselmäuse, von Geflügel besonders die Gans mit ihrer schon damals als Leckerbissen geschätzten Leber, ferner alle Arten Hühner, die Taube, die noch heute in Italien gegessene Drossel, auch Perlhühner und Fasanen; ja sogar Pfauen, Kraniche und Störche wurden verzehrt. Zahlreiche Fischarten kamen auf die Tafel, besonders seit die Reichen in besonderen Teichen (*piscinae*) Fische, namentlich die beliebte Muräne, züchteten. Große Räucher- und Marinieranstalten aber lieferten als billige Volksnahrung geräucherte und gesalzene Fische, namentlich Thunfische und die unserm Heringe vergleichbare billige Makrele, auch Fischsaucen für die Tafel der Reichen. Von Schalthieren sind zu nennen Seeigel, Schnecken und die seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. besonders gezüchteten Austern. Schließlich ist auf die vielfach verwendeten Hühnereier und die zahlreichen Sorten Käse hinzuweisen, während die Butter nur als Heilmittel galt, da man ja zur Zubereitung der Speisen Olivenöl verwendete.

Diese Nahrungsmittel konnte man nicht nur in zahlreichen in den Städten verstreuten Läden kaufen, sondern auch auf einem besonderen Kaufmarkt (*macellum*), wenn sie nicht ins Haus gebracht wurden. Um die Küche kümmerte sich weniger die Hausfrau als die Sklavinnen, später auch Köche.

Als Getränk wurde die Milch, besonders die von Schafen und Ziegen, wohl meist nur auf dem Lande geschätzt. Bis Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. zog man die griechischen Weine, besonders Chier und Lesbier, vor, dann begann man auch die feinen einheimischen, wie Cäcuber und Falerner, hoch zu bewerten und italischen Wein auszuführen. Sehr beliebt waren alle Arten Würzwein neben Obstweinen und *Mulsum* (s. o.), während das Bier (S. 186) sich in Italien nicht einbürgern konnte.

In Verbindung mit dem Nachtische gab es bisweilen ein Trinkgelage nach „griechischer“ Sitte, mit dem entsprechenden (S. 186 f.) von einem Präsiden (*arbiter bibendi*) geleiteten Komment.

Die schöne Sitte, daß alle Anwesenden unter Begleitung der Flöte das Lob der Ahnen sangen, kam immer mehr ab; gemietete Musiker, Mimen, Possenreißer und besonders auch Sängerinnen traten auf. Zur Unterhaltung diente vielfach das Würfelspiel, das unbedenklichere mit den vier vierseitigen Knöchelwürfeln (*tali*), und das gefährlichere mit zwei bis drei sechsseitigen Würfeln (*tesseræ*). Harmloser waren die mancherlei Brettspiele und das Moraspiel (S. 186). Die Kaiserzeit bietet ebenso üppige Ausschreitungen in der Verwendung weiblichen Unterhaltungspersonals wie künstlerische Vorträge musikalischer und deklamatorischer Art: Schwänke wie klassische Darbietungen, ja nach griechischer Sitte (S. 187) philosophische und sonstige gelehrte Unterhaltungen.

Das Getriebe des täglichen Lebens war auch in Rom nicht

denkbar ohne die Beihilfe von Sklaven. Auch hier war ihre Zahl anfänglich gering und ihre Lage erträglich. Schon gegen Ende der Republik aber erforderten der Großbetrieb der Landwirtschaft und der Industrie sowie die Fechterspiele (S. 110 f.) und der sich steigernde Luxus große Sklavenmassen. Sie wurden durch die Kriege der Römer, namentlich mit Karthago, im Orient, in Griechenland und Asien, gewonnen, ja manche Kriege gegen harmlose kulturarme Völker waren nichts als Sklavenjagden. Die meisten Sklaven stammten aus dem Orient, namentlich Syrer galten als arbeitskräftig. Aus dem Norden kamen zahlreiche Gallier und Germanen. Die Behandlung der Sklaven war begreiflicherweise sehr verschieden. Eine bevorzugte Stellung nahmen die im Hause geborenen (*vernae*) ein.

Bei reichen Männern gab es viele Sklaven in leitender Stellung: die Oberaufseher und Viehmeister der Großgrundbesitzer, denen für die finanziellen Fragen häufig ein Geschäftsführer an die Seite gestellt wurde, Vermögens- und Güterverwalter. Im vornehmen Haushalte gab es aber auch Hofmeister und Vorleser, Sekretäre und Ärzte, Kammerdiener und Türhüter, Köche und Tafelaufwärter, Barbieri und Friseure; auf der Straße brauchte man Lakaien, Sänftenträger und Nomenclatoren, die den Herrn auf die Namen der zu begrüßenden Persönlichkeiten aufmerksam machten. Die große Masse hatte ein härteres Los. Besonders schlimm war oft die Lage der Gutssklaven, die gefesselt arbeiten mußten und die Nacht im Sklavenzwinger zusammengepfercht waren, während wieder die Hirten nicht selten ein ungebundenes Räuberleben führen durften.

Aber war auch die äußere Lage eines Sklaven erträglich, keiner hatte doch persönliche Rechte, wenn man ihm auch erlaubte, ein Sonderbesitztum (*peculium*) zu erwerben. Unter diesen



98. MÜHLE, VON ESEL GETRIEBEN.

Grabstein aus Ostia. Rom, Museo Chiaramonti.

Zwischen dem Doppelkegel des Läufers und dem gerillten Stein darunter wird das Getreide zermahlen; das Becken unten nimmt das Mehl auf.

Umständen ist es begräuflich, daß Rom mit ernsten Sklavenaufständen, namentlich seit dem 2. Jahrhundert, zu kämpfen hatte, die zu gefährlichen Kriegen, besonders im Latifundienlande Sizilien und in Unteritalien führten.

E. HANDEL UND GEWERBE

GRIECHEN. Die geschäftliche Betriebsamkeit ist eine der bezeichnendsten Züge des griechischen Nationalcharakters. Das Aufblühen des griechischen Handels, der zu Homers Zeiten noch vorwiegend in den Händen der Phöniker lag, hängt auf das engste zusammen mit der großartigen Weltkolonisation, die im 8. Jahrhundert v. Chr. einsetzte, mögen auch vielfach andere Gründe zunächst dafür maßgebend gewesen sein. Jedenfalls gehen die Gründungen damals vor allem von einigen wenigen bedeutenden Punkten aus, die als Handelsplätze hervorragten.

Nach dem Norden des Ägäischen Meeres, den Küsten Thrakiens und Makedoniens, breiteten sich die Bewohner der beiden damals bedeutendsten Handelsstädte des europäischen Griechenlands, die euböischen Eretrier und namentlich die Chalkidier, nach denen die dreizackige Halbinsel Chalkidike mit ihrem Städtekranz den Namen trägt. Auch das „reiche“ Korinth, wie es schon damals hieß, gründete hier sein Abbild im kleinen, das an zwei Meeren gelegene Potidäa. Daneben wurde das goldreiche Thasos von Paros aus und einige Städte Thrakiens von den Inseln an Kleinasien Küste kolonisiert. Die noch heute so wichtigen Meeresstraßen aber, die durch den Hellespont, die Propontis und das Schwarze Meer, das jetzt den Namen des „gastlichen“ erhielt, bis zu der unerschöpflichen Kornkammer des südlichen Rußland führten, besetzten vor allem die Milesier mit einer beispiellosen Fülle von Pflanzstädten: zählte man doch am Schwarzen Meer allein neunzig milesische Kolonien. Einzelne dieser Städte wurden selbst wieder neue wichtige Mittelpunkte für die Ausbreitung der Kolonisation, so besonders Kyzikos an der Propontis und Sinope am Schwarzen Meer. Neben Milet sei nur noch der kleine Dorerstaat Megara hervorgehoben, der in diesen Gegenden, vor allem am Bosphoros, kolonisierte, Kalchedon gründete und ihm gegenüber das später so wichtige Byzanz. Wie nach Norden, so dehnten die Milesier ihren Einfluß auch nach Unteritalien und Sizilien und nach Süden aus, wo sie, gefördert von Psammetich, Naukratis in Ägypten gründeten und hier ebenso im engen korporativen Zusammenschluß arbeiteten, wie später deutsche Kaufleute in London, Bergen und Venedig. Auch das benachbarte libysche Plateau von Barka wurde von Thera aus besiedelt und entwickelte in Kyrene unter seinen Königen eine eigenartige halbexotische Kultur, die ihre Blüte dem ausgedehnten Handel mit der Gewürzpflanze Silphion verdankte. Nach Westen hin kolonisierten vor allem Chalkis, Korinth und Megara. Unter den wichtigsten Städten Siziliens erlangte in der griechischen Blütezeit namentlich das von Korinth 734 v. Chr. gegründete Syrakus Bedeutung; neben ihm das „andere Auge von Sizilien“, Akragas, vom sizilischen Gela aus besiedelt, das seinerseits seinen Ursprung von Rhodos und Kreta herleitete. Aber auch die zunächst als Ackerbaukolonien angelegten Ansiedlungen der Achäer in Unteritalien („Großgriechenland“) gewannen für den Handel Bedeutung, vor allem das üppige Sybaris, das bereits Ende des 6. Jahrhunderts dem Ansturm der feindlichen Krotoniaten erlag und vernichtet wurde. Eine vereinzelte Erscheinung ist es, wenn auch Sparta sich an der Kolonisation beteiligte und 708 v. Chr. Tarent gründete, das in hellenistischer Zeit die erste Stadt Unteritaliens war. Am weitesten nach Westen vorgeschoben und daher für die europäische Kulturentwicklung von besonderer Bedeutung waren schließlich Kyme, die Mutterstadt des nahen Neapel und Massala (Marseille): das eine vermittelte griechischen Handel und griechische Kultur den Stämmen Italiens, das andere dehnte die Handelsbeziehungen der Hellenen nach dem nördlichen Europa aus.

Durch die gewaltige griechische Kolonisation wurden die Phöniker, die nur Handelsemporien angelegt hatten, allmählich aus dem Mittelmeer verdrängt. Damit siegte auch hier die arisch-europäische Kultur über die semitisch-asiatische. Das Griechentum wird jetzt der Vermittler jeder andern Kultur für die Menschheit.

Neben den Kolonien gewinnen auch Städte des Mutterlandes Handelsbedeutung, besonders natürlich die kolonisierenden Orte selbst: die beiden

Städte Euböas Chalkis und Eretria, das zur Vermittlung zwischen Korinth Ost und West so günstig gelegene Korinth, Ägina, Megara, Korkyra, die Tochterstadt von Korinth, und Rhodos, dessen Blüte erst in hellenistischer Zeit ihren Höhepunkt erreichen sollte; vor allem aber wurde in klassischer Zeit Athen die erste Handelsmacht in Hellas, während Sparta den Handel geradezu unterband (S. 218).

Der große Solon brach auch auf diesem Gebiete der Entwicklung Bahn, als er für Athen die äginetische Währung durch die der Insel Euböa ersetzte, die das asiatische Goldgewichtssystem auf Silber übertragen darstellt. Dadurch wurde den Athenern der Anschluß an das korinthisch-chalkidische Handelsgebiet ermöglicht, und es ist begreiflich, daß bei der wachsenden staatlichen und Handelsbedeutung Athens das von dieser Stadt angenommene System sich bald die allgemeine Geltung in Hellas errang.

Neben Athen konnte sich bald nur noch Korinth in seiner Stellung behaupten, während bei den Westhellenen besonders Syrakus auch als Handelsplatz emporblühte, obwohl es gegen die weltbeherrschende Handelsmacht des Westens, gegen das semitische Karthago, nicht aufkommen konnte. Im 3. Jahrhundert mußte Athen vor Korinth zurücktreten, kam aber nach dessen Fall (146 v. Chr.) und durch die Gewinnung von Delos wieder etwas in die Höhe, bis es durch Sulla zu Boden geworfen wurde (86 v. Chr.). Auch Chalkis hatte noch in hellenistischer Zeit eine gewisse Bedeutung, da es den Verkehr zwischen Makedonien und Griechenland vermittelte. Durch Alexander war jedoch der Schwerpunkt des Handels nach dem Osten verschoben worden, und so wurden alle alten Handelsplätze des Mutterlandes weit überholt durch die Gründung des noch heute als Handelsstadt so bedeutenden Alexandria.

Die Ptolemäer würdigten die Wichtigkeit dieses ersten Handelsplatzes der damaligen Welt so, daß ihre Weltpolitik, wie heute die der Engländer, durch die Rücksicht auf den Handel bestimmt wurde, sowenig sie daneben auch die agrarische Bedeutung ihres Landes verkannnten, und Augustus traf alle Maßnahmen, um den unter der Mißwirtschaft der letzten Ptolemäer zurückgegangenen Betrieb wieder auf die alte Höhe zu bringen.

Neben Alexandria entwickelten sich auch die Hauptstädte der andern Diadochenreiche zu Handelsmittelpunkten: Seleukeia am Tigris, in Makedonien



100. MÜNZE DES STEMPELSCHNEIDERS KIMON AUS SYRAKUS.

Nach Gardner, Types of greek coins.

Ein Dekadrachmon aus Silber aus dem Anfang des 4. Jahrh. v. Chr. Vs. Kopf der Quellnymphe Arethusa, von Delphinen umspielt. Rs. Viergespann, auf das Nike zufliegt; darunter Siegeszeichen.



99. MÜNZE VON ATHEN.

Nach Gardner, Types of greek coins.

Ein Tetradrachmon aus Silber aus dem Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. Vs. Kopf der Pallas Athene. Rs. Eule mit Ölweig im eingeschlagenen Quadrat.

Kassandreia, Lysimacheia und vor allem das noch heute so wichtige Thessalonike (Saloniki). Ganz besondere Bedeutung aber gewinnt die blühende Kaufmannsrepublik Rhodos, die, geschützt durch eine tüchtige Kriegsmarine, den Handel zwischen dem Süden und Griechenland vermittelt, bis sie durch den Cäsarnörder Cassius niedergeworfen wird (47 v. Chr.). Ähnlich vermit-



101. BECHER AUS DEM HILDESHEIMER SILBERFUND. Berlin.

Nach Pernice-Winter, Taf. 9.

Im Jahre 1868 zusammen mit vielen anderen Silbergefäßen bei Hildesheim gefunden. Die Henkel fehlen jetzt; der Fuß ist wohl zu niedrig ergänzt. Die vornehme Stilisierung der in den Einzelformen naturalistischen Lorbeerzweige weist auf augusteische Entstehungszeit.

zereien und auch sonstige Kostbarkeiten des wirtschaftliche Erzeugnisse ausgeführt: Wein, Öl, Wolle. Dazu kamen in steigendem Maße die Leistungen des Kunsthandwerks, wie in Athen Tongefäße, Metallwaren und Luxusgegenstände, in Korinth und Delos Metallwaren, ebenso in Milet; außerdem hier Erzeugnisse der Webindustrie, in Alexandria Leinwand, Papyrus, Salben, Glas. Offenbar trat aber im allgemeinen die Industrie bei der verhältnismäßig geringen Verwendung von Sklaven noch hinter dem Handel zurück.

Eine hohe Bedeutung gewann namentlich im hellenistischen Ägypten der Geldhandel. Staats- und Privatbanken arbeiteten mit eigenem und fremdem Gelde und lassen so die Anfänge des modernen Bankwesens erkennen, das heutzutage die Welt beherrscht.

RÖMER. Der anfänglich bescheidene Handel der Römer erstreckte sich in der Königszeit höchstens bis Sizilien und führte nur Vieh und Sklaven aus, um dafür Metallwaren, wie sie auf Italiens Boden namentlich auch Etrurien erzeugte, Purpur, Linnen, Elfenbein und Spezereien einzutauschen. Der Erwerb der Herrschaft über das Tyrrhenische und Adriatische Meer ließ den römischen Handel, der sich früher der Vermittlung von Griechenstädten bedient hatte, bedeutend emporblühen, ja seit dem Falle von Korinth und Karthago konnte zunächst niemand mehr in der Welt mit Roms Handelsmacht konkurrieren. Der Ritterstand, dem der Handelsbetrieb zufiel (S. 230), entwickelte sich allmählich zu einer wahren Geldaristokratie. Überall hatten römische Kaufleute ihre Niederlassungen, da ja die großen Seehandelsplätze, namentlich auch als Emporien des Zwischenhandels, eine bedeutende Rolle spielten. Treffliche Häfen wurden angelegt, die den Handel in allen Teilen des Römerreiches weit ins Innere des Landes, ja bis nach Ostafrika und Indien führten. Auch erleichterten Leuchttürme die Schifffahrt. Freilich hatten die italischen Kaufleute der Kaiserzeit mit einer starken Konkurrenz besonders des Ostens, der Syrer und Ägypter, aber allmählich auch der westlichen und nördlichen Provinzen zu kämpfen. Dabei ist bezeichnend, daß sich der Handel im wesentlichen auf die Einfuhr beschränkte.

Außer Getreide und Sklaven bekam man namentlich alles, was an leiblichen Genüssen, Spezereien, Kleidung, Hausrat und Schmuckgegenständen der reicheren Lebensgestaltung

telte Delos namentlich im 3. Jahrhundert den Handel zwischen dem Osten und Westen und gewährte daher zahlreichen Italikern Aufenthalt für geschäftliche Betätigung. Auch sonst waren allerhand Fremde am Handel beteiligt: Metöken (S. 220) in Athen, Ägypter und Syrer in Athen und Delos, die hier, wie anderwärts, sich gern zu Genossenschaften zusammenschlossen.

Von eingeführten Waren steht wohl an erster Stelle zu allen Zeiten das in Griechenland vielfach, besonders in Attika, ganz unzureichend erzeugte Getreide; es wurde aus Ägypten und Sizilien eingeführt, namentlich aber, wie noch heutzutage, aus dem südlichen Rußland. Dazu kamen Edelmetalle und Schiffsbauholz aus Thrakien und Makedonien, in hellenistischer Zeit besonders die Gewürze, Spe-

Oriente. Als Gegenwert wurden vor allem landwirtschaftliche Erzeugnisse ausgeführt: Wein, Öl, Wolle. Dazu kamen in steigendem Maße die Leistungen des Kunsthandwerks, wie in Athen Tongefäße, Metallwaren und Luxusgegenstände, in Korinth und Delos Metallwaren, ebenso in Milet; außerdem hier Erzeugnisse der Webindustrie, in Alexandria Leinwand, Papyrus, Salben, Glas. Offenbar trat aber im allgemeinen die Industrie bei der verhältnismäßig geringen Verwendung von Sklaven noch hinter dem Handel zurück.

Eine hohe Bedeutung gewann namentlich im hellenistischen Ägypten der Geldhandel. Staats- und Privatbanken arbeiteten mit eigenem und fremdem Gelde und lassen so die Anfänge des modernen Bankwesens erkennen, das heutzutage die Welt beherrscht.

RÖMER. Der anfänglich bescheidene Handel der Römer erstreckte sich in der Königszeit höchstens bis Sizilien und führte nur Vieh und Sklaven aus, um dafür Metallwaren, wie sie auf Italiens Boden namentlich auch Etrurien erzeugte, Purpur, Linnen, Elfenbein und Spezereien einzutauschen. Der Erwerb der Herrschaft über das Tyrrhenische und Adriatische Meer ließ den römischen Handel, der sich früher der Vermittlung von Griechenstädten bedient hatte, bedeutend emporblühen, ja seit dem Falle von Korinth und Karthago konnte zunächst niemand mehr in der Welt mit Roms Handelsmacht konkurrieren. Der Ritterstand, dem der Handelsbetrieb zufiel (S. 230), entwickelte sich allmählich zu einer wahren Geldaristokratie. Überall hatten römische Kaufleute ihre Niederlassungen, da ja die großen Seehandelsplätze, namentlich auch als Emporien des Zwischenhandels, eine bedeutende Rolle spielten. Treffliche Häfen wurden angelegt, die den Handel in allen Teilen des Römerreiches weit ins Innere des Landes, ja bis nach Ostafrika und Indien führten. Auch erleichterten Leuchttürme die Schifffahrt. Freilich hatten die italischen Kaufleute der Kaiserzeit mit einer starken Konkurrenz besonders des Ostens, der Syrer und Ägypter, aber allmählich auch der westlichen und nördlichen Provinzen zu kämpfen. Dabei ist bezeichnend, daß sich der Handel im wesentlichen auf die Einfuhr beschränkte.

Außer Getreide und Sklaven bekam man namentlich alles, was an leiblichen Genüssen, Spezereien, Kleidung, Hausrat und Schmuckgegenständen der reicheren Lebensgestaltung

diente. Ausgeführt wurde vor allem Öl, Wein und Eisen, von Erzeugnissen des Handwerks gingen von Italien nach den Provinzen besonders auch verarbeitetes Metall (Abb. 101), Waffen, Bronzegegenstände, in erster Linie Lampen, Goldschmiedearbeiten, ferner Ton- und Glaswaren, auch Arbeiten der Textilindustrie.

Im allgemeinen fand die Industrie im römischen Reiche einen günstigeren Boden als in Griechenland. Hat es doch wahrscheinlich schon seit der Herrschaft der etruskischen Könige in Rom ganz bestimmte Zünfte gegeben. Zur Zeit der Kulturlüte Roms standen dem Handwerke immerhin große Sklavenmengen zur Verfügung. Trotzdem reichte die Großindustrie nicht an moderne Verhältnisse heran, zumal auch zur Zeit der größten Entwicklung, im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit, vielfach eine eigenartige geschlossene Hauswirtschaft herrschte, infolge deren die römischen Großen eigene Handwerker aus ihrer Sklavenschaft für die Herstellung von allerlei Dingen auf dem Gebiete der Nahrung und Kleidung beschäftigten. In der späteren Kaiserzeit kommt es dann zu einer ausgedehnten Hauswirtschaft (Ökenwirtschaft), die Industrieerzeugnisse für einen weiteren Umkreis der Güter herstellt, sowie zu einer großen Verstaatlichung des Handwerks, die sich in zahlreichen Monopolen, Zwangsverbänden und staatlichen Werkstätten ausspricht.

F. DIE FAMILIE

GRIECHEN. In der für die Familien so maßgebenden Stellung der griechischen Frau erscheint gegenüber der homerischen Zeit (S. 14 f.) eine bedeutsame Wandlung zu ihren Ungunsten. Besonders die Ionier zeigten sich meist der orientalischen Auffassung, die die Frau ganz auf das Haus beschränkte, zugänglich.

Einen Verkehr der Mädchen mit den Männern konnte es fast nur bei religiösen Festen geben. Die Frauen verbrachten meist ihr Leben mit Beaufsichtigung des Hauswesens, Kindererziehung, häuslichen Arbeiten und nicht zum mindesten mit ihrer Toilette. Da im Hause nicht nur die Nahrung in weiterem Umfange als bei uns bereitet, sondern auch die Kleidung hergestellt wurde, so war die häusliche Tätigkeit nicht gering. Inmitten ihrer Sklavinnen waren die freien Frauen beschäftigt mit Spinnen und Weben. Zur Unterhaltung dienten Ball und Schaukel, Brettspiel und Musik, auch die Pflege der Haustiere, besonders der so beliebten Gänse.

Leider hat sich mit dem Fortschreiten der wirtschaftlichen Entwicklung die Lage der Frauen nur verschlechtert. Bedauernswert war namentlich das Schicksal der Erbtochter (*ἐπίκληρος*), die der nächste Anverwandte ungefragt heiraten oder seinem Sohn zur Frau geben konnte, nur damit das Vermögen der Familie erhalten blieb. Leicht war die Scheidung für den Mann.

Daß freilich die bösen Schilderungen des attischen Ehelebens bei Aristophanes (S. 29) übertrieben sind, läßt schon ein Blick auf die Grabreliefs (Taf. IV) ahnen mit der sich darin aussprechenden Innigkeit der Familienbeziehungen. In höherem Ansehen als beim ionischen Stamme standen die Frauen bei dem sog. äolischen, wie die Bedeutung lesbischer Dichterinnen (S. 21) bezeugt. Wenn die Spartanerinnen schon infolge ihrer Erziehung (S. 219) eine freiere Stellung genossen, so verfielen doch gerade sie im Laufe der Zeiten vielfach in Üppigkeit und Sittenlosigkeit; ja es zeigten sich hier Anfänge einer gefährlichen Weiberherrschaft, zumal ihnen im 4. Jahrhundert zwei Fünftel des ganzen Grundbesitzes gehörten und da in Sparta die Erbtochter nach Belieben über ihr Vermögen testamentarisch verfügen konnten.

In hellenistischer Zeit machte die Emanzipation der Frauen große Fortschritte. Einmal wurde infolge des Aufhörens kräftiger politischer Tätigkeit der Mann dem Hause weniger entfremdet, andererseits gelangten die Frauen, namentlich auch in Kleinasien, in den Besitz eines guten Teiles des Gesamtvermögens der Bürgerschaft, mit dem sie sich nicht selten im Laufe der weiteren Entwicklung, besonders in der Kaiserzeit, in gemeinnütziger Weise durch Gründungen von Bauten und Stiftungen für Jugenderziehung und religiöse Zwecke verdient

machten. Große Bedeutung gewannen die hellenistischen Fürstinnen meist makedonischer Abkunft. Wenn auch Fürstenehen schnell geschlossen und gelöst wurden, made gelegentlich ein Herrscher aus politischen Gründen mehr wie eine legitime Frau besaß, so verliehen doch erst diese Fürstinnen dem Hofleben seinen Glanz, förderten Gelehrte und Dichter und wurden von ihnen gefeiert, trieben Sport und erschienen bei Festmahlen. Ebenso wurden jetzt in bürgerlichen Kreisen von Staatswegen der Frau Ehren zuteil, aber auch zarte Aufmerksamkeiten, wie der Handkuß im gesellschaftlichen Verkehr. Da die Bildung der Frauen jetzt gefördert wurde (S. 198), so nahmen sie teil an Literatur und Wissenschaft, ja die Literatur selbst wird, freilich nicht durchaus zu ihrem Vorteile, zum Teil auf weibliche Leser berechnet. Erörterungen von Philosophen und Philosophinnen, Prunkreden von Rhetoren über die Ehe und das häusliche Glück zeigen die Bedeutung der Frauenfrage.

Die Sittlichkeit freilich vermochte sich durch die freiere Stellung der Frauen kaum zu heben. Während in den Zeiten des Perikles unter den Hetären eine Aspasia nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihren Geist die ersten Männer der Zeit bezauberte, versank das Hetärentum der hellenistischen Zeit immer mehr im Schmutze (S. 55f.).

Bei der Eheschließung sind Brautraub, an den nur spartanische Bräuche noch erinnern, und Brautkauf geschwunden. Die Hochzeitssitte (vgl. Abb. 102) zeigt auch bei den Griechen eine schöne Verschmelzung des religiösen und familiären Elementes, wobei auch die Poesie ihre Stelle findet (S. 21).

RÖMER. Das römische Familienleben war in alten Zeiten geradezu von sprichwörtlicher Strenge. Beispiellos war die väterliche Gewalt (*patria potestas*) des Hausherrn (*pater familias*), der über Weib und Kind wie über das Gesinde das Recht über Leben und Tod besaß. Auch der hoch im Staate stehende Mann hatte dem Vater zu gehorchen und blieb von ihm abhängig, der allein wirkliches Eigentum besaß und Rechtsgeschäfte abschließen konnte. Hochangesehen war ebenfalls die Stellung der Familienmutter (*mater familias*) (vgl. S. 56). Auch im Laufe der Zeiten behauptete die Römerin ihre der Griechin gegenüber viel größere Selbständigkeit.

Sie war nicht auf einen Teil des Hauses beschränkt und nicht von freiem Verkehr ausgeschlossen. Sie empfing Verwandte und machte Besuche, nahm an Mahlen in und außer dem Hause teil, wobei ihr nur der Genuß des Weines versagt war, besuchte Gottesdienste und konnte auch vor Gericht, ja mit Erlaubnis des Gatten in Zirkus und Theater erscheinen. Nur verlangte die gute Sitte, daß sie nicht ohne Begleitung ausging. Ihre Hauptaufgabe blieb freilich die Leitung des Hauswesens, weniger die Besorgung der Küche als die Überwachung der Wollarbeit, namentlich aber die Fürsorge für Erziehung und Unterricht der Kinder.

Wenn aber die Familienmutter auch vom Gatten als Herrin (*domina*) begrüßt und bei wichtigen Entscheidungen befragt, wenn auch ihr Geburtstag und das allgemeine Fest der Ehefrauen, die Matronalien (1 März), festlich begangen wurde, so war doch die römische Ehe nur Sache des Übereinkommens, und es gab in ihr nur wenig Zärtlichkeit. Daher griffen bei der leidenschaftlichen Südländerin bald Sittenlosigkeit und Herrschsucht um sich. Schon nach dem 2. Punischen Kriege nahmen Putzsucht, Verschwendung und Zügellosigkeit überhand, und da die Ehefrau jetzt immer mehr unter der väterlichen Gewalt zu verbleiben pflegte, so waren schon gegen Ende der Republik die Ehescheidungen namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen weit verbreitet. Dazu kam Ehescheu, der man, wie der Kinderlosigkeit mit ihrer üblen Folge, der Erbschleicherei, vergeblich durch Gesetze abzuwehren suchte. Die Emanzipation der Frau machte in der Kaiserzeit noch weitere Fortschritte, da infolge der jetzt üblicheren freien Form der Eheschließung (S. 195) die Frau, von der Mitgift abgesehen, ihr Vermögen behielt.



102. HEIMFÜHRUNG DER BRAUT.

Nach Furtwängler, Sammlung Sabouroff.

Von einer attischen Lutrophoros aus der Mitte des 5. Jahrhs. Der Bräutigam hebt seine Braut auf den Wagen, dessen Pferde nicht angegeben sind. Die Säule deutet das Haus des Bräutigams an, in dem wohl seine Eltern das Paar erwarten.

Dem Mann in gesellschaftlicher Beziehung völlig gleichgestellt, verschmähte die vornehme Frau die Arbeit im Hause; Gesang und Tanz trat an die Stelle von Spinnen und Weben. Liegend nahm sie jetzt an Gelagen der Männer teil, besuchte mitten unter Männern den Zirkus, liederliche Schaustellungen (S. 111 f.) und die blutrünstigen Gladiatorenkämpfe (S. 110 f.) und hielt sich gern in üppigen Modebädern, wie dem berühmten Bajä, auf. Trotz des Niedergangs der allgemeinen Sittlichkeit fehlt es aber gerade in der Kaiserzeit nicht an Beispielen edelster Weiblichkeit und heroischer Gesinnung, ja auch auf dem Gebiete großer geistiger Bewegungen, in Dichtung und Wissenschaft, in Philosophie und Christentum haben Frauen der Kaiserzeit eine bedeutsame Rolle gespielt.

Mit dem Verfall der ehelichen Zucht nahm schon in republikanischer Zeit das Dirnenwesen immer mehr überhand, und fast noch schlimmer war es, wie angesehene Männer, namentlich auch Dichter (S. 66, 68), sich mit ihren Mätressen, unter denen sich nicht selten verheiratete Frauen befanden, öffentlich zeigten.

Die Schließung der Ehe als einer rechtlichen Institution gründete sich auf eine Reihe wichtiger Vorbedingungen. Zwischen beiden zur Ehe Entschlossenen mußte das von den Plebejern einst so heiß erstrittene Recht zur Ehe (*conubium*) vorhanden sein, der Verwandtschaftsgrad zwischen ihnen, der nirgends in so weitem Umfange geltend gemacht wurde wie bei den Römern, durfte kein Ehehindernis bilden, und die Zustimmung der Beteiligten, d. h. in alter Zeit der Inhaber der väterlichen Gewalt, mußte vorliegen. Liebesheiraten konnte es um so weniger geben, als die Mädchen keine Gelegenheit hatten, junge Männer kennen zu lernen und ihre freilich nicht unbedingt verbindliche Verlobung oft schon im Kindesalter erfolgte.

Aus der historischen Entwicklung erklärt es sich wohl, daß der Römer verschiedene Formen der Eheschließung kannte. Die Frau ging in die Gewalt des Mannes über durch die feierliche *Confarreatio*, die nach dem beim Opfer dargebrachten Kuchen von Spelt (*far*) ihren Namen trug und bei der der oberste Pontifex, der Flamen des Juppiter und 10 Zeugen assistierten, oder durch den Einkauf (*coemptio*), an dessen wörtlichen Sinn noch das Symbol der Wage erinnert, oder durch „*Usus*“, wonach die Ehe schon Dauer erhielt, wenn nach freier Willenserklärung die Gattin ein Jahr lang im Hause des Gatten gewohnt hatte. Schließlich gab es noch eine freiere Form der Ehe, wonach die Frau in der Gewalt ihres Vaters verblieb und also in dessen Familie auch erbte.

G. DIE ERZIEHUNG

GRIECHEN. Das Vorhandensein von Kindern war geradezu notwendig für den Fortbestand der kleinen, abgeschlossenen Griechengemeinden, auch für die Erhaltung des Ahnenkults.

Bis zum sechsten Jahre wuchsen Knaben und Mädchen gemeinsam unter weiblicher Pflege auf. Dann beginnt in Sparta die staatliche Erziehung (S. 218 f.), anderwärts ist sie Privatsache. In besseren Familien ist der Knabe der Überwachung des Pädagogen, eines älteren Haussklaven, anvertraut, der ihn nicht zu unterrichten, sondern nur ständig, in der Regel bis zum 16. Jahre, zu begleiten hat und ihn in alle Regeln des Anstands (*εὐκοσμία*) einweiht. Überraschend einfach ist in alter Zeit der Unterricht. Privatlehrer erteilten ihn in Grammatik, Musik, Gymnastik. Die vom Grammatisten behandelte Grammatik bestand in den Elementen des Lesens, Schreibens (S. 1) und Rechnens. Da das Zitherspiel die Dichtungen begleitete, hatte es auch für die Erziehung hohe Bedeutung, während das Flötenspiel nur kurze Zeit im 5. Jahrhundert im athenischen Jugendunterricht gepflegt wurde.

Trotz der Wertschätzung der Musik gab es nur wenig Musikinstrumente. Das in verschiedener Form übliche Saitenspiel (*λύρα*), das eigentliche Nationalinstrument der Hellenen, hatte keinen Steg, konnte also nur mit den Fingern oder einer Schlagfeder aus Holz, Elfenbein oder Metall (*πλήκτρον*) zum Tönen gebracht werden. Von Blasinstrumenten gab es die Flöte, aus einer Anzahl verschieden langer Rohre zusammengesetzt (*σύριξ*), die auf tiefe Töne gestimmte Klarinette (*αὐλός*) (Abb. 51, 97) und die vom Militär und beim Gottesdienst verwendete Trompete (*σάλπιγξ*), eine nach außen sich erweiternde Metallröhre.

Das wichtigste Gebiet der griechischen Jugenderziehung war die körperliche Ausbildung, und dadurch, wie die Hellenen durch die Gesundheit des Körpers die Gesundheit des inneren Menschen planvoll zu erreichen suchten, unterschieden sie sich von allen Völkern des Altertums. Während aber die Dorer, besonders die Spartaner, eine mehr einseitige Abhärtung für den Krieg anstrebten, betonten die Ionier die harmonische Ausbildung von Körper und Seele. Als Stätten der Betätigung schieden sich mit der Zeit immer mehr die dem freien Verkehr dienenden, öffentlichen Gymnasien von den ausschließlich dem Jugendunterricht und der Gymnastik bestimmten Palästre. Neben den für die Agone nötigen Übungen (S. 105) wurden auch heitere Spiele, wie das Ballwerfen, für die es besondere Lehrer gab, gepflegt.

Zur Zeit des Peloponnesischen Krieges aber trat für die höheren Gesellschaftsschichten ein bedeutsamer Umschwung in der Jugenderziehung ein. Die Sophisten (S. 40, 79) betonten namentlich die Pflege der Beredsamkeit. Daneben lehrten sie Arithmetik und Geometrie, und der Unterricht begann sich auch auf technische Gebiete zu erstrecken. Es gab Lehrmeister für taktisches und strategisches Wissen, wie jetzt auch unter den körperlichen Übungen die Handhabung der Waffen (*ὀπλομαχία*) gepflegt wurde. Anderseits knüpfte die literarisch-humanistische Ausbildung an Homer, Hesiod, Theognis und andere Dichter an, die schon früher in der Schule gelesen worden waren. Dabei erstreckte sich der Unterricht nicht nur auf grammatische, sprachwissenschaftliche und mancherlei sachliche Fragen, sondern es schloß sich vor allem auch ethische Belehrung an; denn einen Religionsunterricht gab es nicht. Auch in dem Gymnasium, das ursprünglich nur für die körperlichen Übungen bestimmt war, traten jetzt die Philosophen



103. KNABENUNTERRICHT. Von einer Schale des Duris. Berlin.
Nach Monumenti del Inst. IX.

Links lernt ein Knabe Leier spielen, in der Mitte sagt der stehende Junge ein Gedicht auf, das auf der Schriftrolle steht; rechts sitzt wohl der Pädagog, der die Kinder zu den Lehrern gebracht hat.

auf und belehrten die Jugend in freier, zwangloser Weise durch Vorträge und Unterredungen. So haben die Namen der beiden berühmtesten Gymnasien Athens (Akademie und Lyceum) ihre Bedeutung nicht nur für die alte Philosophie (S. 81, 83), sondern auch für das Schulwesen aller Zeiten bekommen.

In hellenistischer Zeit vertiefte sich der Unterricht noch mehr nach der philosophisch-wissenschaftlichen Seite, so daß man geradezu von einem Universitätsstudium reden kann. Die Philosophenschulen wurden nicht nur von den Anhängern der betreffenden Richtung besucht, sondern vermittelten auch im allgemeinen höhere Bildung. Es gilt dies ganz besonders von den Peripatetikern.

Neben dem Hochschulunterricht, der bis in die späte Römerzeit für das Altertum namentlich auf Athen und Alexandria angewiesen war (S. 46), blühte aber jetzt lebhafter als früher die Mittel- und die Volksschule. Den Mittelpunkt des ganzen Unterrichtsbetriebs bildete damals das Institut der Epebie. Auch sie sollte zunächst, bezeichnend für die Zeitverhältnisse, für den militärischen Dienst vorbereiten. Das lehren die dafür vorbildlichen Einrichtungen Athens (S. 204).

Später wurde auch die geistige Ausbildung etwas mehr dadurch gefördert, daß die Epeben an den Schulen der Grammatiker, Rhetoren und Philosophen teilnahmen. Allmählich nimmt diese ganze vom Staate abhängige Einrichtung meist den Charakter eines offiziellen Vereins an, bei dem die militärische Seite immer mehr hinter Sport, prunkenden Festen und Aufzügen, ja hinter kindischer Eitelkeit zurücktritt. Besonders in Kleinasien, wo die Epebie bis ins 3. Jahrh. n. Chr. blüht, dient sie dazu, den Glanz des äußerlichen städtischen Treibens zu erhöhen. Auch die gewesenen Epeben pflegten, namentlich in Kleinasien, als die „Jungen“ korporativ weiter ihren Sport, ja auch die „Knaben“ traten an vielen Orten geschlossen auf.

Die wichtigsten Umgestaltungen des Schulunterrichts in hellenistischer Zeit hängen damit zusammen, daß seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. die Zahl der staatlichen Schulen sich mehrt, wenn es auch im Altertum zu keinem



104. ATHENA MIT SCHREIBTÄFELCHEN. Von einer attischen Amphora. München. Nach unveröffentlichter Zeichnung von K. Reichhold.

Die Göttin überlegt wohl, was sie mit dem Griffel ins Triptychon, das mit einer Schnur zusammengebunden werden kann, schreiben soll. Anfang des 5. Jahrh.

gedächtnistage, Abschlußprüfungen, Turnfahrten in befreundete Nachbarstädte gab es schon damals.

Auch der im allgemeinen einfachere Mädchenunterricht hob sich in hellenistischer Zeit mit der Stellung der Frau und stand jetzt unter der staatlichen Aufsichtsbehörde. Viel Gewicht wurde auf die musikalische Ausbildung der Mädchen gelegt, da sie ja oft, wie die Knaben, in Festchören auftraten. Auch Spuren von Koedukation fehlen nicht.

RÖMER. Der Besitz von Kindern war für den Römer, bei dem die Tradition soviel galt, von höchster Bedeutung. Daher findet sich namentlich bei den alten Adelsfamilien großer Kinderreichtum, und, wo Söhne fehlten, ist die Adoption von großer Wichtigkeit.

Der Hausvater sicherte erst durch Aufnehmen des vor seine Füße gelegten Neugeborenen ihm das Leben. Nach feierlicher Abwaschung erhält das Mädchen am 8., der Knabe am 9. Tage seinen Namen. Unter Obhut der Mutter wachsen die Kinder in völliger Kameradschaft mit den Sklavenkindern auf. Mit dem 6. Lebensjahre beginnt, wie bei uns, der Unterricht, den in alter Zeit der Vater dem Knaben, die Mutter dem Mädchen erteilt. Da es das Ziel war, den jungen Mann zu einem nützlichen Bürger und guten Hausvater zu machen, so lehrte der Vater den Sohn vor allem, das Feld zu be-

Schulzwang gekommen ist. Die Scheidung von höheren und niederen Schulen ist offenbar vielfach sehr unsicher. Jedenfalls bildete für alle Jugendausbildung bis in späte Zeit das Gymnasium den Mittelpunkt, und der Gymnasiarch, neben dessen Amt das speziellere des Knabenaufsehers (*παιδονόμος*) steht, ist einer der wichtigsten Beamten.

Die Freigebigkeit hellenistischer Fürsten oder auch reicher Privatleute stattete diese Gymnasien oft prunkvoll aus und versah sie mit allen möglichen hygienischen Einrichtungen, namentlich mit Bädern, so daß das Gymnasium jetzt vielleicht der wichtigste Bautypus neben dem Tempel ist (S. 120). Die Lehrer werden vielfach nur auf ein Jahr, oft unter echt demokratischen Kautelen, wie andere Staatsbeamte, gewählt und verschieden besoldet, ohne daß von einem Aufrücken die Rede ist. An Lehrpersonal werden gelegentlich erwähnt Elementar- und Turnlehrer, Zitherspieler, Fechtlehrer, Lehrer für Bogenschießen und Speerwerfen. Anderwärts finden wir von Lehrfächern, die auch geprüft wurden, Lesen und Schönschreiben, Gesang, Zitherspiel und Zithergesang, Notenschreiben für Instrumental- und Vokalmusik, Zeichnen, Rezitationen aus Tragödien und Komödien, auch „allgemeine Bildung“ (*πολυμαθία*). Daneben gibt es bisweilen Mathematik, aber auch philosophischen und rhetorischen Unterricht, wobei die dem Geiste der Zeit (S. 49) entsprechenden Lob- und Ermahnungsreden sich breit machen. Die Schulakten weisen viele Parallelen zu modernen Verhältnissen auf. Schülerverzeichnisse, an deren Kopf auch die Schulkommissionen und Aufsichtsbeamten genannt werden, entsprechen unseren Jahresberichten. Dazu kommen Klassenlisten, aus denen sich bisweilen die Tatsache der festen Klassenplätze ergibt, Listen von Prämierten und Schülervereinigungen, oft zu ganzen Albums anwachsende Namensverzeichnisse an den Wänden. Auch Ferien, Ge-

stellen und die Waffen zu führen. Drei Arten von Schulen bildeten sich allmählich heraus, die einander ablösten. Seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. gab es allen zugängliche, aber nicht staatliche Schulen, in denen ein Elementarlehrer (*litterator*) Knaben und Mädchen für billiges Geld in den Elementen unterrichtete, wenn dies nicht die Eltern durch einen Freigelassenen im Hause besorgen ließen.

In dürftig ausgestatteten Buden oder gar auf offener Straße in der Nähe des Marktes verbrachten die Kinder sechs Vormittagsstunden. Die Disziplin war offenbar streng, Schläge werden häufig, Prämien nur selten erwähnt. Reichlich waren die Ferien, da der Unterricht wohl in den ganzen vier Sommermonaten ausgesetzt wurde, wie an zahlreichen Festtagen, so zu Weihnachten (*Saturnalia*) und zu Ostern (*Quinquatrus*). Auch körperliche Übungen gab es, aber natürlich nicht in dem Maße wie bei den Griechen, da an eine Beteiligung freier Männer am Agon nicht zu denken war. Es wurde Laufen und Springen, später auch Ringen, Faustkampf, Speerwerfen und Reiten auf dem Marsfelde geübt.

Eine bescheidene Ausbildung genügte wohl auch für die Mädchen im allgemeinen. Außer mit Elementarunterricht beschäftigten sie sich natürlich, wie bei uns, mit „weiblichen Arbeiten“, d. h. mit Spinnen, Weben und Sticken, auch mit Musik, Saitenspiel, Gesang und Tanz im Chor und Einzelvortrag, während das Turnen noch ganz vernachlässigt wurde.

Wie die Geschichte des Tarentinischen Krieges lehrt, wurde Griechisch schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts von römischen Staatsmännern verstanden und, wenn auch nicht dialektfrei, gesprochen (S. 53 f.). Diese höhere Bildung vermittelte der *Grammaticus*, der zunächst wohl als Freigelassener im Hause angesehener Männer Unterricht erteilt, seit der Mitte des 2. Jahrhunderts aber auch als Schulleiter auftritt.

Den Mittelpunkt dieses Unterrichts, mochte er sich nun auf das Griechische oder auf das Lateinische oder auch auf beide Sprachen erstrecken, bildeten die Dichter. Bezeichnenderweise wurde aber auch seit alter Zeit das Zwölftafelgesetz gelesen und auswendig gelernt (S. 52). Die Vorlesung der Dichtung durch den Lehrer, die dieser oft bei dem Mangel an Büchern seinen Schülern diktieren mußte, bildete den Ausgangspunkt des Unterrichts. Das Dichtwerk wurde von ihm nach Form und Inhalt dem Schüler nahegebracht. Doch wurde nicht nur stilistische Übung als nächstes Ziel des Unterrichts erstrebt, sondern auch sittliche Belehrung. Der Schüler selbst mußte fleißig auswendig lernen, mündlich und schriftlich das Gelesene wiedergeben und sonstige Aufsätze anfertigen. Als Begleiter des jungen Mannes wählte man gern einen griechischen Sklaven, der durch Unterhaltung mit ihm seine Fähigkeit im Griechischsprechen förderte.

Erst in der Kaiserzeit erweitert sich der Unterricht durch Hinzutreten von Musik und Geometrie. Die Gesetzeskunde und Redefertigkeit, die der junge Mann für das Auftreten in der Öffentlichkeit nötig hatte, erwarb er sich durch Unterweisung des Vaters oder eines von dessen Freunden sowie auch dadurch, daß er auf das Forum mitgenommen wurde. Seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. aber gab es Redelehrer (Rhetoren), zunächst griechische, dann auch bald lateinische, deren Aufkommen vielfach auf Widerstand stieß (S. 57). Bei diesem Unterricht, der namentlich in der Kaiserzeit große Bedeutung bekam, bildete die Prosa, d. h. die Werke der Redner und der ja meist so rhetorisch angehauchten (S. 57, 63) Historiker, den Mittelpunkt.

Mit dem vollendeten 17. Jahre erfolgte wohl in republikanischer Zeit die Mündigsprechung des jungen Mannes.

Dann widmete sich der Siebzehnjährige dem Kriegsdienst, oft in der Umgebung eines Feldherrn (S. 211 f.). Auch einem angesehenen Staatsmann konnte er sich anschließen, um von ihm in das öffentliche Treiben eingeführt zu werden; nur so war es möglich, die Rechtswissenschaft kennen zu lernen.

Die Lernbegier veranlaßte viele angesehene Römer, oft noch in nicht mehr jugendlichem Alter, nicht nur die Beredsamkeit der Griechen, sondern auch ihre Geisteswissenschaft,

namentlich ihre Philosophie kennen zu lernen, so daß man entweder Griechen ins Haus aufnahm oder Studienreisen nach Orten machte, die geradezu als antike Universitäten gelten können, in republikanischer Zeit nach Athen und Rhodos, in der Kaiserzeit auch nach Marseille (*Massilia*) und Mailand (*Mediolanum*), später auch nach Autun (*Augustodunum*), Bordeaux (*Burdigala*) und Trier (*Augusta Treverorum*). In dem von Hadrian gegründeten Athenäum pflegten außer Studenten Gebildete aller Stände allerlei Vorträge zu hören.

H. DIE BESTATTUNG

GRIECHEN. Da bei der Bestattung vor allem religiöse Anschauungen maßgebend sind, so macht sich hier im allgemeinen ein konservativer Zug geltend. Neben der schon bei Homer durchgedrungenen Sitte, die Leiche zu verbrennen, lebt der ältere Brauch der Beisetzung des unverbrannten Leichnams wieder auf und bleibt bis in späte Zeit üblich. Die Erfüllung der „hergebrachten Bräuche“ war dabei eine besonders heilige Pflicht. Die Reste der im Auslande Gefallenen wurden im heimischen Boden bestattet, oder es wurden wenigstens, wenn sie nicht zu erlangen waren, leere Gedächtnisstätten (Kenotaphien) errichtet.

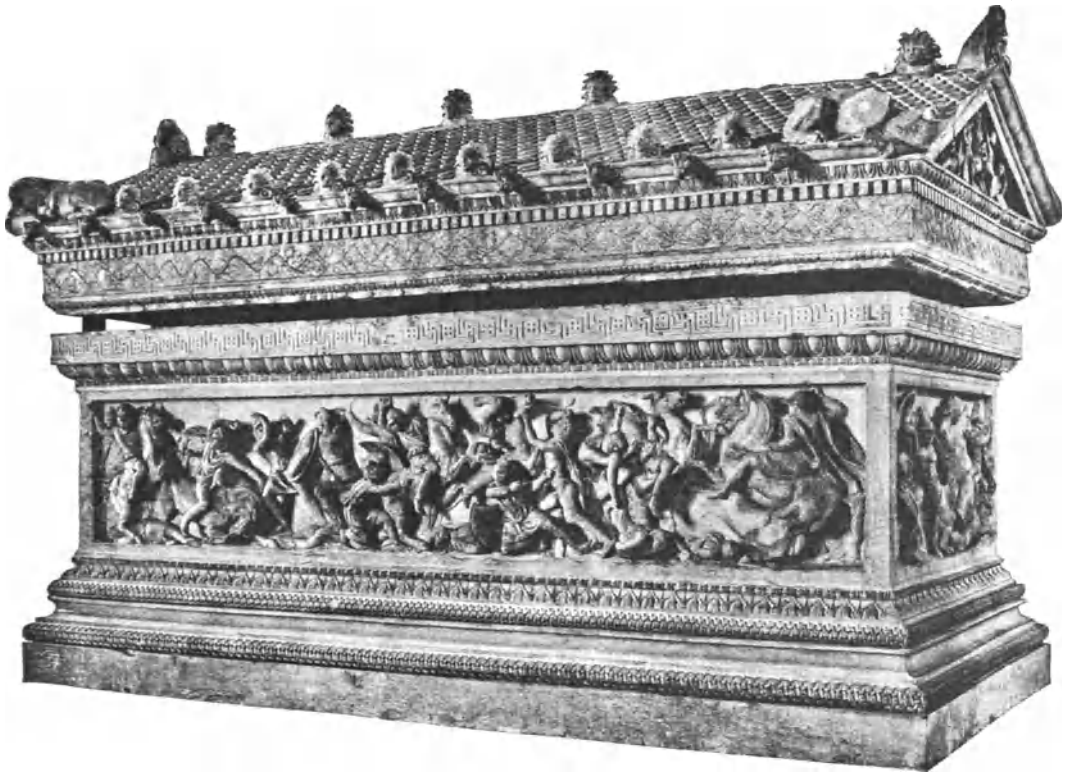
Bei der Ausstellung (*πρόθεσις*) des Toten (Abb. 105) waren oft auch später noch bezahlte Klageweiber tätig. Neben den auch bei uns üblichen Kränzen spendeten die Freunde Wollbinden (*ταινίαι*) und Ölkrüge (*λήκυθοι*). Im Leichenzug (*ἐκφορά*) wurde der Tote unbedeckt unter Flötenspiel und Klageliedern von Verwandten und Bekannten in schwarzen Gewändern vor das Stadttor hinausgetragen und geleitet, um dann begraben oder verbrannt zu werden. Aus der mit Wein gelöschten Asche wurden die Überreste in eine Urne gesammelt.

Die Begräbnisstätten sind nach den örtlichen Verhältnissen sehr verschieden. Oft erstreckten sich vor den Städten ausgedehnte Nekropolen längs den Straßen. Das Grab wurde aus Steinen aufgetürmt, auf den Inseln und besonders in Kleinasien vielfach in Felsen gehauen. In späterer Zeit gibt es frei-



105. AMPHORA DES DIPYLONSTILES. Athen.
Nach Photographie.

Im Hauptstreifen am Bauch des Gefäßes wird ein aufgebahrter Toter beklagt. Männer und Frauen sind dabei wenig unterschieden, beider Oberkörper wird wie ein Dreieck stilisiert. Die Ornamentstreifen unterstützen die tectonische Wirkung des mächtigen Gefäßes. Vorherrschend sind Mäanderbänder und Tierfriese. Vgl. S. 161.



106. ALEXANDER-SARKOPHAG AUS SIDON. Konstantinopel.

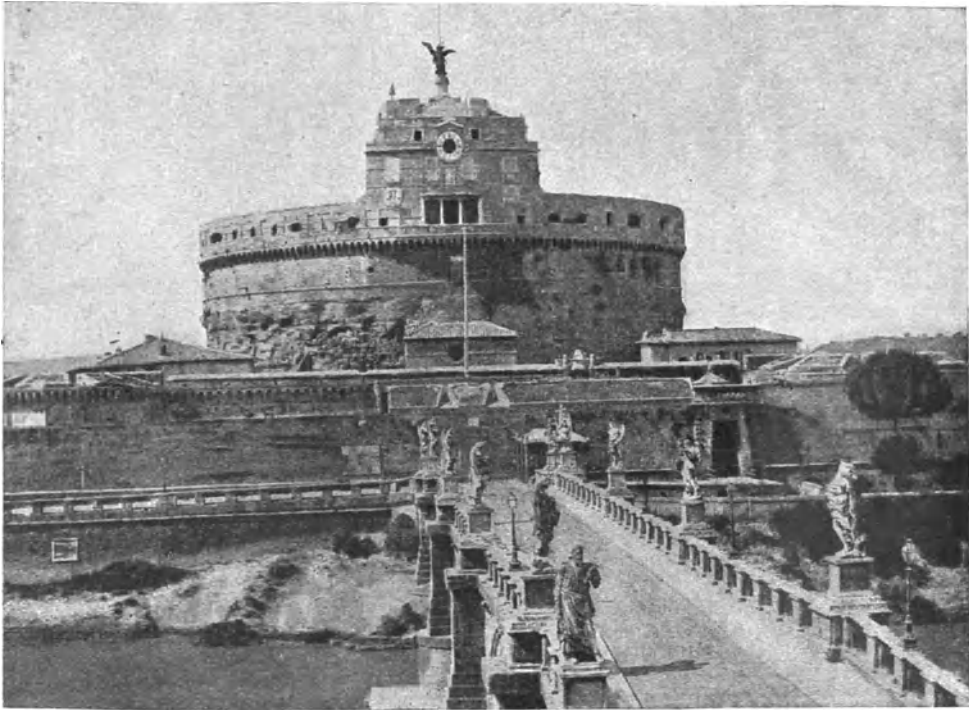
Nach Hamdi Bey und Reinach, *Néc. royale à Sidon*, Taf. 25.

Der aus pentelischem Marmor gemeißelte Sarg lehnt sich an die Formen eines Tempels an. Die Verzierung des Sockels erinnert an den Schmuck der Nordhalle des Erechtheions zu Athen. Vgl. S. 149.

stehende Monumente selbständiger Art, die Reihe großartiger Fürstengräber eröffnet das des Maussollos (S. 122 f.), nach dem noch heute jedes Monumentalgrab genannt wird. Im allgemeinen blieb aber der alte vorhellenische Brauch bestehen, über den Resten des Toten den Grabhügel (*τύμβος*) zu errichten, den man mit Eppich, Blumen und Bändern schmückte. Überall pflegte man Ulmen und Zypressen, wie noch heute im Süden, auf den Grabhügel zu pflanzen. Im 7. Jahrhundert v. Chr. war es in Athen noch Brauch, dem Toten allerlei Hausrat, auch goldenen Totenschmuck in Diademgestalt ins Grab zu legen, später gab man ihm nur noch Salbgefäße (*λίχνυθοι*) mit (Abb. 78). Der Schmuck des Grabes zeigt im Laufe der Zeiten manche Wandlung.

Von 600 v. Chr. ab werden sämtlich sich verjüngende Steinplatten (*στυλαί*) auf den Gräbern errichtet (Taf. IV), die in der Folgezeit immer mehr Bedeutung für die Kunstgeschichte gewinnen (S. 145). Später werden die Gräber auch mit Marmorplatten gedeckt, mit einer monumental ausgeführten Lekythos aus Marmor, einer Sirene, dem Sinnbild des Todes, u. a. geschmückt. Seit Anfang der hellenistischen Zeit waren nur noch drei einfache Formen als Grabschmuck gestattet, die bis in die Römerzeit blieben: die Rundsäule, der liegende Grabstein und die Gefäßform. Eine Einzelercheinung sind die prachtvollen Marmorsarkophage von Fürstlichkeiten aus der Zeit Alexanders des Großen (S. 149 f., Abb. 67, 106).

Nach feierlicher Reinigung des durch den Leichnam, wie man annahm, befleckten Hauses wurden Gedächtnismahle mit Lobreden auf den Toten und Totenspenden abgehalten. Alljährlich an seinem Geburtstage bekommt



107. GRABMAL DES HADRIAN (ENGELSBURG) UND ENGELSBRÜCKE Rom.
Nach Photographie.

Vom Mauerwerk ist nur der untere Teil der Rundung antik. Da Gregor dem Großen bei einer Pestprozession über der Burg der Erzengel Michael erschien, weihte er dem Engel oben eine Kapelle.

der Tote ein feierliches Opfer; auch monatliche Gedenktage gab es und eine Gedächtnisfeier „aller Seelen“: in Athen am Blütenfest (*Ἀνθεστήρια*). Die klassische Zeit sah in Athen die imposanten Trauerfeiern, die in jedem Kriegsjahr für die im Kampfe Gefallenen abgehalten wurden und bei denen berühmte Redner, wie z. B. Perikles (S. 36), auftraten.

RÖMER. Auch der Römer hielt es für heilige Pflicht, die Toten feierlich zu bestatten.

Sobald der Tod eingetreten war, drückte der nächste Verwandte dem Toten die Augen zu und rief ihn das letzte Mal bei seinem Namen. Beim ersten Akt der Feier, der Ausstellung des Toten, lag der Leichnam, gewaschen und gesalbt, in die Toga gehüllt auf dem Paradebett, die Füße nach der Tür gerichtet, um ihn herum die für das Grab bestimmten Ehrenkränze. Flöten und Saiteninstrumente ertönten, in älterer Zeit ließen sich auch Klageweiber hören. Das Vestibulum war mit Zweigen von Zypressen und Rottannen, den Bäumen der Leichenfeier, geschmückt. Die Bestattung selbst begann mit dem bei vornehmen Geschlechtern so imposanten Leichenzug, der in älterer Zeit bei Nacht, später am Vormittag stattfand, wenn das meiste Leben in den Straßen herrschte. Umgeben von seinen Likatoren führte der Leichenmarschall, der die Ausrichtung der ganzen Feier vom Heiligtum der altitalischen Göttin Libitina aus zu besorgen hatte, den Zug an. Musiker und in alter Zeit auch Klageweiber eröffneten ihn; dann folgten Männer, die Szenen aus dem Leben des Verstorbenen darstellten, schließlich auf hohen Wagen der ganze Zug der Ahnen des Toten, von Klienten, später von Schauspielern mit Hilfe der Wachsmasken der Verstorbenen (S. 177) dargestellt, mit deren Amtsinsignien und Likatoren. Oft wurden auch Beutestücke dieser Ahnen mitgeführt, die an denkwürdige Taten ihres Lebens erinnerten. Weihrauch, für den Toten bestimmt, und Gaben für das Grab wurden einhergetragen. Zuletzt kam, von Fackeln begleitet, der Tote selbst auf seinem Paradebett. Hinter ihm gingen die Leidtragenden in dunkler Gewandung, oft auch Magistrate, Senatoren und Angehörige der oberen Stände ohne

ihre Abzeichen, die Männer mit der Toga über dem Haupte, die Frauen mit aufgelöstem Haar. Auf dem Forum ließen sich die „Ahnen“ auf kurulischen Sesseln (S. 233) nieder, und ein naher Verwandter, bei staatlichem Begängnis ein besonders dazu erwählter Senator, hielt die Leichenrede (*laudatio*).

Die Bestattung erfolgte in ältester Zeit durch Begraben, wie ja auch die neuen Funde auf dem Forum lehren. Frühzeitig wurde aber die Feuerbestattung allgemein üblich.

Samt seinem Paradebett wurde der Tote zusammen mit mancher Gabe auf dem Scheiterhaufen durch das Feuer verzehrt, das ein Verwandter durch eine Fackel mit abgewandtem Gesicht unter dreimaligem Lebewohl entzündete. Die Asche wurde mit Wein gelöscht, in einer Urne geborgen und mit den Gebeinen in einer Gruft über oder unter der Erde beigesetzt. Nach Reinigungsbräuchen eröffnete ein Leichenmahl die neuntägige Trauerfeier und beschloß sie wieder. Die besondere Sitte vornehmer Geschlechter, den Toten durch Leichenspiele zu ehren, ist von den Aufführungen des Terenz her bekannt. Reichliche Spenden wurden dem Toten bei verschiedener Gelegenheit gebracht. Die Feralien am 21. Februar waren ein allgemeines Totenfest.

Die mit rühmenden Grabinschriften gezierten Denkmäler (S. 53) fanden sich noch im 6. Jahrhundert v. Chr. innerhalb der Stadt, später nur die von besonders bedeutenden Männern. Vor dem esquilinischen Tore wurden die Armen beigesetzt; zahlreiche Gräber sind namentlich an der Appischen Straße sowie vor dem Herkulanertore in Pompeji noch zu sehen. Diese Denkmäler haben sehr verschiedene Gestalt. Es gibt (S. 174) runde oder viereckige Steine (*cippi*), Pfeiler in Altarform, Ruhebänke, Pyramiden, kastellartige Rundbauten und große tempelähnliche Anlagen mit Höfen. Am Ende der Republik wurden die Armen vielfach in Massengrabstätten, sog. „Taubenschlägen“ (*columbaria*) mit ihren zahlreichen Nischen neben- und übereinander beigesetzt, eine besonders auch von Genossenschaften für ihre zu einer Art Sterbekasse gehörigen Mitglieder gern gewählte wohlfeilere Bestattung. In der Kaiserzeit wächst mit der unter dem Einflusse des Christentums zunehmenden Beerdigung die Zahl der antiken Sarkophage, die oft mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie geschmückt sind.

Mit besonderem Pompe wurde die Totenfeier für einen verstorbenen Kaiser begangen.

Seine Leiche wurde auf den Marsfelde auf einem leuchtturmartigen Gerüste, mit kostbaren Spezereien und Teppichen geschmückt, verbrannt. Der seltsamste Brauch dabei war, daß, wenn die Flamme aufloderte, ein Adler sich aus dem oberen Stockwerke loslöste und in die Lüfte schwang, um so die zu den Unsterblichen erhobene Seele des Fürsten in den Himmel zu tragen. Die Wucht der Grabdenkmäler erkennt man besonders aus dem des Augustus und dem des Hadrian (S. 130), das sich zur Zitadelle Roms, zur Engelsburg, umgestalten ließ (Abb. 107).

VI. DAS HEERWESEN

A. GRIECHENLAND

Die Wehrverfassung war in den meisten und besonders in den wichtigsten griechischen Staaten bereits im 6. Jahrhundert soweit ausgebildet, daß alle Änderungen der Folgezeit nur unbedeutend erscheinen. Es handelte sich dabei um Landwehren, die zum Schutze des Landes gegen äußere, in Sparta wegen der Helotengefahr, bisweilen auch gegen innere Feinde aufgeboden wurden. Die Ausdehnung der Dienstzeit zeigt uns wiederum, welche hohen Anforderungen der antike Staat an seine Bürger stellte, Anforderungen, wie sie auch unser gewaltiger Weltkrieg noch nicht einmal völlig nötig gemacht hat. Mußten doch in Sparta und Athen die Bürger vom 20. bis zum 60. Lebensjahr zum Kriegsdienste bereit sein. Dabei ist freilich zu bedenken, daß die ganze streitbare Mannschaft meist nicht in ihrer Gesamtheit, sondern nur in einer gewissen Stärke aufgeboden wurde, natürlich galten besonders die jungen Jahrgänge vom 10. bis 15. Dienstjahr als Kerntuppe.

SPARTA. Da die ganze gemeinsame Erziehung der jungen Spartiaten (S. 196) überhaupt nur die Heranbildung zum Heeresdienste bezweckte, so unterschied sich der spartanische Heerbann schon darin von den Landwehren anderer griechischer Gemeinden, daß die Spartaner in gewissem Sinne Berufssoldaten waren. Auch in der Gliederung des Heeres bildete Sparta eine Ausnahme, da sie sich hier auf dem Prinzip der Kameradschaft aufbaute. Den Syssitien oder Tischgenössenschaften entsprechend bildete sich die kleine Eidgenossenschaft (*ἐνωμοτία*) von einigen 30 Mann Normalstärke; je 2 Enomotien schlossen sich zur Pentekostys, je 8 zum Lochos, 2 Lochen zur Mora zusammen. Die Führung, die auch bei den Spartanern trotz der hier strafferen militärischen Disziplin den Begriff des Vorgesetzten in moderner Schärfe nicht ausbilden konnte, entsprach in ihren Titeln, Enomotarchos, Lochagos, Pentekoster, den betreffenden Abteilungen. Dem einen der beiden Könige, der als Höchstkommmandierender ins Feld rückte, standen Polemarchen zur Seite. Während ursprünglich das Heer nur aus Spartiaten bestand (S. 218), sah sich doch auch Sparta schon frühzeitig genötigt, zunächst freie Nichtbürger (Periöken) zur Unterstützung ihrer Reihen einzustellen; diese konnten sogar Offiziere werden. Besonders charakteristisch war die größere Betonung der Musik in der Verwendung beim Kampfe und das alter Kriegssitte entsprechende runde Lager.

ATHEN. In Athen ging der eigentlichen Dienstzeit eine zweijährige Vorbereitung voraus, von der das erste Jahr der Ausbildung, das zweite dem leichten Wachdienst in den festen Plätzen gewidmet war. Es war dies der einzige Dienst in Friedenszeiten, vergleichbar der aktiven Militärzeit oder vielleicht noch mehr dem Dienst der Einjährig-Freiwilligen (S. 197). In

der Gliederung des Heeres suchten die Athener, wie wohl die meisten Griechengemeinden mit Ausnahme Spartas, den Anschluß an die Gliederung der Volksgemeinde, so daß die Leute jeden Stammes (Phyle) auch im Felde unter ihren gewählten Obersten (S. 223) zusammenblieben und in den Kompanien (Lochen) sich wieder die Angehörigen derselben Ortschaft (Demos) vereinigten. Merkwürdig war es, daß gerade im demokratischen Athen Solon die Beteiligung am Heeresdienst als Reiter, Hoplit oder Leichtbewaffneter nach den Vermögensklassen abstufte. Wie wenig aber der Athener den scharfen Begriff des militärischen Vorgesetzten kannte, spricht sich schon in den wahrhaft demokratischen Verhältnissen der Besoldung aus. Während die Summe von 2 Obolen (26 Pfg.) für den Sold des einfachen Mannes und ebensoviel als Verpflegungsgeld einigermaßen früheren modernen Verhältnissen entspricht, bekam der Zugführer (*λοχαγός*) nur das Doppelte, der kommandierende General (*στρατηγός*) das Vierfache. Freilich bestand auch das ganze Heer, das unter 10 Strategen und 10 Taxiarchen (S. 223) stand, zu Beginn des Peloponnesischen Krieges aus nur 18000 Schwerebewaffneten. In Athen hatte auch am ehesten die Reiterei, die es in Sparta überhaupt nicht gab, eine gewisse Bedeutung. Freilich, so stolz der Athener auf seine ständig dienstbereiten 1000 Reiter war, sooft er auch ihre und ihrer Rosse Tüchtigkeit prüfte: die kriegerische Bedeutung, vor allem die Beweglichkeit der Reiterei war gering. Zur Geltung kam sie besonders bei glänzenden Staatsprozessionen, so beim Panathenäenfeste (S. 142).

In Bewaffnung und Kampfweise können wir wesentliche Unterschiede zwischen den griechischen Stämmen nicht nachweisen.

Die Hauptbedeutung kommt der schweren Infanterie, den Hoplitzen, zu. Gegenüber der homerischen Zeit hatte sich die Bewaffnung vor allem nur darin geändert, daß die fortschreitende Metalltechnik eine Veränderung des Gewichtes der Waffen herbeiführte. Immerhin war auch jetzt noch die gesamte Ausrüstung des Hoplitzen (Abb. 108) etwa 35 kg schwer, so daß er für den Marsch einen Diener oder Sklaven nötig hatte, zumal wohl zu den Waffen der Reisesack für die Lebensmittel hinzukam.

Außer dem Panzer, der über dem wollenen kurzen Hemd getragen wurde, und den Beinschienen bilden besonders Helm und Schild die charakteristischen Ausrüstungsstücke. Mit der kunstreichen Ausschmückung des Schildes befaßt sich eine eigene Industrie; seine Ausstattung mit Abzeichen und Devisen wird in individualisierender Weise zur Person des Trägers in Beziehung gesetzt. Als Angriffswaffen dienen auch jetzt noch die $2\frac{1}{2}$ m lange Stoßlanze und das zweischneidige, mehr zum Stich als zum Hieb verwendete, nur 40 cm lange Schwert.

Eine leichtere Bewaffnung, auf die schon der Zusammenstoß mit den leichtgerüsteten, lanzenbewehrten Persern hinweisen mußte, hat sich erst allmählich und nur neben der alten Hoplitenausrüstung durchgesetzt. Zum ersten Male können wir diese verschiedenen Waffengattungen in voller Verwendung bei dem berühmten Zuge der Zehntausend sehen, den uns Xenophon so anschaulich schildert (S. 39). Als eine Art leichter Infanterie kämpften die Peltasten, ausgerüstet mit Schwert, einem oder mehreren Wurfspeeren und der leichten Tartsche (*πέλιτα*). Dazu kamen die eigentlichen Leichtbewaffneten ohne Schild und sonstige Schutz Waffen. Sie umfassen die Spezialwaffen, die Bogenschützen, Schleuderer und Speerschützen, neben denen gelegentlich auch „Steinwerfer“ genannt werden. Der Belagerungskrieg beschränkte sich in klassischer Zeit fast nur auf das Anlegen von Ein-



108. GRABSTELE DES ARISTION, VON ARISTOKLES. Athen. (Vgl. S. 137.)
Aus Kunstgeschichte in Bildern, Heft 7.

Beide Fußsohlen stehen noch platt auf dem Boden auf. Das Auge ist von vorne gebildet, nicht im Profil wiedergegeben. Die Figur zeigt nicht ausgesprochene Porträtzüge, sondern stellt einen typischen Krieger aus dem Ende des 6. Jahrs. dar.

schließungsmauern, das der Belagerte durch rechtwinklig zu diesen geführte Gegenmauern zu stören versuchte, Geschütze wurden noch wenig verwendet. Gleichwohl war der Troß eines schwerbewaffneten Heeres von vornherein sehr groß, ja dem Heere mindestens gleich. Dazu gehörten Signalisten, die mit der großen Trompete (*σάλπιγξ*) das Zeichen für den Kampf oder mit dem gekrümmten Horn für den Lagerdienst gaben, ferner die nicht nur als Vermittler der Befehle, sondern auch für den Verkehr zwischen den beiden feindlichen Parteien wichtigen Herolde. Viel mehr hören wir schließlich bezeichnenderweise von den Sehern, die vor allem die Schlachtopfer vor Beginn des Kampfes darbrachten, als von den Ärzten.

Die Kriegführung ist lange auf ihrem altertümlichen Standpunkte stehen geblieben.

Sie bezweckt neben dem Aufsuchen und Niederzwingen des feindlichen Heeres noch in alter heroischer Weise die Verwüstung des Landes. Alle Fragen wirklicher Strategie haben nur geringe Bedeutung. Die Marschleistungen sind trotz der Schwerfälligkeit des griechischen Heeres nicht unbedeutend. Ein Marsch von etwa 30 km, unterbrochen durch das gegen Mittag eingenommene Frühstück, entspricht den bei uns üblichen Anforderungen. Die hochentwickelte Lagerkunst des Römers war dem Griechen fremd. Wenn man nicht in Städten blieb, wählte man einen vor allem durch seine Lage geschützten Platz für die Zelte und sicherte diese oft nur durch Wachen und Vorposten. In der Nacht, die in vier Nachtwachen zerfiel, brannten Wachtfeuer. Ein Versammlungsplatz fehlte bei den demokratischen Griechen nicht, und auf dem Marktplatze vor dem Lager entwickelte sich in den Mittagsstunden lebhafter Verkehr, wenn der Soldat von den Landesbewohnern für seine Löhnung Lebensmittel kaufte.

Die Schlacht selbst wurde von den Griechen durch eine völlig geschlossene gerade Schlachtreihe mit einer regelmässigen Tiefe von 8 Mann (*φάλαγξ*) entschieden. Das leichte Fußvolk hatte außerhalb dieser geschlossenen Linie seinen Platz, da es besonders dazu diente, die feind-

lichen Heere miteinander in den Kampf zu verwickeln.

Am Beginn des Kampfes spielte das religiöse Moment eine große Rolle; in dem Opfer (S. 105), in der Parole, zu der man den Namen einer Gottheit zu wählen pflegte, und im



ODYSSEUS UND DIE LÄSTRYGONEN · WANDBILD VOM ESQUILIN · ROM

NACH WÜRDESS, DIE ANTIKEN ODYSSEELANDSCHAFTEN

Schlachtgesang (Päan) (S. 22) zu Ehren der schlachtlenkenden Gottheit. An homerische Zeiten erinnert es und ist bedeutsam für die Macht des Wortes bei den Hellenen, daß der Führer eine ermutigende Ansprache hielt. Als Volk von großer persönlicher Tapferkeit verließen sich die Griechen vor allem auf eine schneidige Offensive. Die letzte Strecke pflügten sie im Laufschrift zurückzulegen, wobei es galt, die Phalanx möglichst geschlossen zu erhalten, und der griechische Schlachtruf (*ἀλαλά, ἐλελεῦ*) hat sich in der Welt ebenso gefürchtet gemacht wie das deutsche Hurra. Eine oft wiederkehrende taktische Eigenheit war es, daß man durch ungleiche Verteilung der Stärkeverhältnisse über die beiden Flügel und das Zentrum die Entwicklung des Kampfes zu fördern suchte. Da namentlich der rechte Flügel, wo sich der Feldherr befand, die besten Truppen zu haben pflegte, so siegten nicht selten beide rechte Flügel, und erst ein zweiter Kampf zwischen

den siegreichen Abteilungen brachte die Entscheidung. Eine große Neuerung bedeutete daher des Epaminondas „schräge“ Aufstellung, bei der der starke, 50 Mann tiefe linke Flügel zunächst kräftig mit dem Feinde zusammenstieß, während die gestaffelten anderen Abteilungen den Feind anfangs nur beschäftigten und erst allmählich nachrückten, die Reiterei aber auf den Flanken das Heer vor Überflügelung schützte.

Die wichtige Aufgabe des Siegers, die nachdrückliche Verfolgung des geschlagenen Feindes, war bei dem Mangel an Reiterei fast unmöglich zu lösen. Daher waren die Erfolge selbst großer Siege oft gering. Auch im ernstesten Kampfe zeigte sich beim Hellenen nur zu sehr ein mehr agonistisches Ringen. Man war stolz, das Schlachtfeld zu behaupten und den Gegner dadurch, daß er sich seine Toten zur Bestattung erbitten mußte, zu zwingen, seine Niederlage einzugestehen. Man verteilte Preise für die größte bewiesene Tapferkeit, man errichtete als Siegeszeichen über Pfählen aufgetürmte Waffenstücke (*τροπαῖα*, daher die „Trophäe“). Dabei ehrt es die Griechen, daß sie bis auf die hellenistische Zeit (S. 157, Abb. 71; 109) dauernde Erinnerungszeichen an den Sieg im allgemeinen verschmähten, weil sie, wie es heißt, die Überwindung von Stammesgenossen als gehässig nicht verewigen wollten.

Infolge der Erschöpfung durch den Peloponnesischen Krieg konnte die Bürgerschaft nur noch zur Verteidigung der Heimat aufgeboten werden, für auswärtige Kriege, wie sie namentlich Athen führte, nahm man zu Söldnern seine Zuflucht. Iphikrates verwendete dabei die Peltasten (S. 205) in entscheidender Weise. Überhaupt wurden die Schutzwaffen erleichtert, die Speere aber um die Hälfte, die Schwerter um das Doppelte verlängert; die geschlossene Phalanx löste sich in kleinere, mehr selbständig kämpfende Abteilungen auf.



109. DREIFUSSDENKMAL. Milet. Hafenbezirk.
Nach unveröffentlichter Zeichnung von A. v. Gerkan.
Das Denkmal feiert einen Seesieg, vielleicht den von Actium.

Das Heer der hellenistischen Herrscher, auf dem der Bestand der Reiche beruhte, stellte entweder dar den alten nationalen Heerbann der Makedonen oder das Gesamtaufgebot der Hellenen und Barbaren oder ein Söldnerheer, wenn nicht alle drei Elemente vereinigt waren. In Makedonien bestand die alte makedonische Wehrverfassung fort, die sich gründete auf einen freien Bauernstand und einen kriegerischen Adel. Während die übrigen Diadochenfürsten, auch abgesehen von den oft recht starken Garnisonen, ein kleines stehendes Heer um sich hielten, gab es hier weder stehendes Heer noch Flotte. Die Eigenart des makedonischen Aufgebots zeigte sich schon unter König Philipp in dem innigen Verhältnis der Truppen zum Herrscher. Hießen doch die Reiter geradezu „Genossen“ (*ἑταῖροι*), die Fußsoldaten „Genossen zu Fuß“ (*πεζεταῖροι*); die letzteren bildeten mit der gewaltigen 5 $\frac{1}{2}$ m langen Sarisse ausgerüstet, die berühmte „Phalanx“. Alexander (Abb. 15) führte auch eine nach Art der Peltasten mit leichter Lanze ausgerüstete Infanterie (*ὑπασπισται*) ein. Reiter wie Leichtbewaffnete hatten ihre besonderen Züge, die zusammen die königliche Leibwache bildeten. Neben ihr gab es in der Umgebung des Königs noch besondere ihm nahestehende „Genossen“ (*ἑταῖροι*) und die königlichen Pagen. Auch die Herrscher der andern hellenistischen Reiche hielten an diesem makedonischen Kern des Heeres fest.

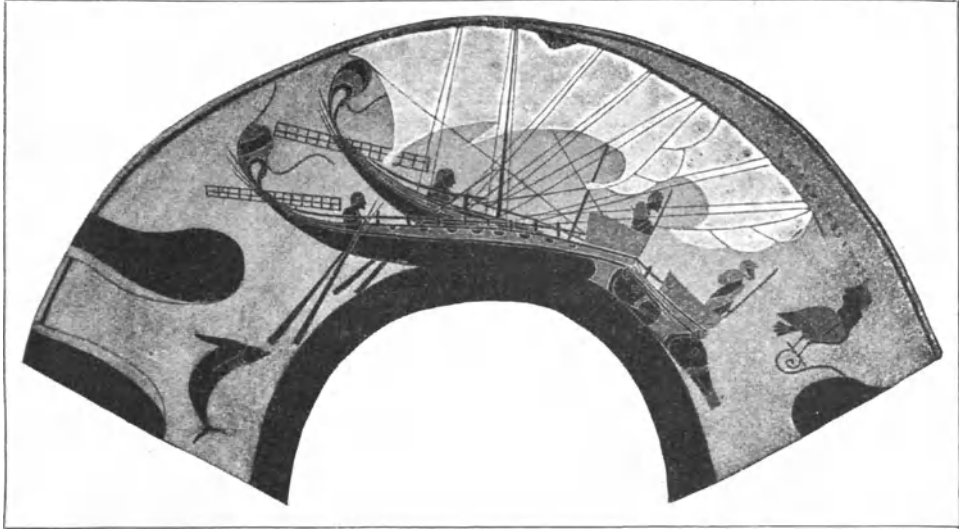
Alexanders großer Plan der Verschmelzung der Hellenen und Barbaren wurde auch auf militärischem Gebiete fallen gelassen.

Die Söldner, die im Dienste des jüngeren Kyros zunächst hervortraten (S. 39), wurden jetzt von Diadochenfürsten wie von griechischen Gemeinden reichlich verwendet. Sie wurden auf den großen Söldnermärkten angeworben und stammten aus Griechenland selbst oder aus Thrakien und den Landschaften Kleinasiens. Durch das Gefühl der Kameradschaft zusammengehalten, wählten sie oft ihre Führer selbst und stellten überhaupt eine Art demokratischer Gemeinschaft dar, die Beschlüsse faßte. Wie die Landsknechte der Renaissance wechselten sogar bisweilen Söldnerhaufen auf dem Schlachtfelde den Gebieter und gingen zum Sieger über.

Die verschiedenen Waffengattungen kamen jetzt sämtlich nach Alexanders bewährter Taktik zur Geltung und zu einem Zusammenwirken, wie es bisher noch nie erreicht worden war. Die Reiterei, die in Schwenkungen und Aufmärschen geübt war, und die Leichtbewaffneten aller Art eröffneten den Kampf mit dem Flügel, auf dem sich der Feldherr befand, alsbald rückte auch der andere Flügel vor, und dann erst griff die wuchtige Phalanx ein. Bei der Eigenart dieses Kampfes mußte man Reserveabteilungen gegen Angriffe in der sonst bedenklich entblößten Flanke bereithalten. Zu ihrem Schutze dienten bisweilen auch die Elephanten, die, mit zahlreichen Schützen besetzt, Verwirrung in die feindlichen Reihen tragen sollten, aber seit dem 2. Jahrhundert als zweifelhafte Waffe, wie der Sieg der Römer über Pyrrhus lehrt, aus dem Heere wieder verschwanden.

In geradezu raffinierter Weise, der sich nur die römische, von ihr ganz abhängige Technik, aber auch manche Errungenschaft der neuesten Kriegskunst vergleichen läßt, entwickelte sich die Belagerungskunst, die das ganze Mittelalter hindurch herrschend geblieben ist (S. 92).

Zu den schon von König Philipp mit großem Erfolge verwendeten Geschützen, dem Euthytonon und dem Palintonon (Katapulte und Balliste), die große Pfeile bzw. Steinlasten schleuderten, kamen besonders von den Belagerten verwendete Maschinen, die Brandpfeile



110. SEGELREGATTA. Von einer schwarzfigurigen Schale des Nikosthenes.

Aus Neue Jahrbücher 1912, Taf. 1.

Der Delphin deutet das Meer an. Eine frische Brise schwellt die weißen Segel. Der Rammsporn der Schiffe endigt in einen Eberkopf, das Heck in einen Schwanenhals; hinten sind die Schiffsteuern angebunden. — Nikosthenes war wohl nur Fabrikherr, nicht der Maler der Schale.

entsandten. Bewegliche gepanzerte Türme, oft von gewaltiger Höhe, konnten in ihren zahlreichen Stockwerken die Geschütze gegen die Mauer führen. Alles übertrafen besonders die Bauten des „Städtebelagerers“ (*πολιορκητής*) Demetrios. Auch die für den modernen Schützen-grabenkampf so wichtigen Minen wurden vielfach angelegt. Leitern und Fallbrücken, Schutz-schilde und -hütten, Mauerbrecher mit Schutzdächern und „Schildkröten“ zum Schutze wurden reichlich verwendet. Aber auch die Verteidiger suchten sich mit allerhand Vorkehrungen, Metallbeschlägen der Mauer und nassem Leder, von der Mauer aus gelenkten Stangen mit Widerhaken u. a. zu schützen.

DIE FLOTTE (Abb. 110). Mit dem Zunehmen der Getreideeinfuhr wurde mancher Staat gezwungen sich eine Kriegsflotte zu schaffen, um diese Zufuhren im Kriegsfall zu sichern. Zuerst haben begreiflicherweise die Handelsmächte Schiffe kriegsmäßig ausgestattet, allen voran Korinth. Auch Athen unterhielt, seitdem es im 6. Jahrhundert mit Megara um den Besitz von Salamis zu streiten begann und die benachbarten Küstenplätze, wie namentlich Ägina, ihm Konkurrenz machten, eine kleine stehende Flotte von 48 Schiffen, die in 48 verschiedenen Landesbezirken (*ναυκραρίαι*) aufgestellt wurden. Die älteren Fahrzeuge, lange niedrige Schiffe mit nur einem Ruderdeck, nach der Gesamtzahl der Ruderer Triakontoren oder Pentekontoren genannt, traten zurück vor dem von den Korinthern erfundenen Dreidecker (*τριήρης*).

Die Trier ist ein leichtgebautes Schiff von 40–50 m Länge und nur ungefähr 5 m Breite. Die 170 Ruderer, die die Hauptmasse der 200 Mann starken Besatzung bilden, sitzen, wie wohl immer noch anzunehmen ist, in drei Reihen übereinander. Sie rudern im Takt unter Flötenklängen und gleichmäßigen Rufen des Rudermeisters (*κελευστής*), während zwei große durch ein Tau verbundene Ruder mit breitem Blatt vom Steuermann gelenkt werden. Das Segelwerk, das nur auf der Fahrt verwendet wird, da bei Beginn des Kampfes die beiden Masten niedergelegt wurden, bedienen etwa 20 Matrosen. Dazu kamen etwa ein Dutzend Seesoldaten. Nur in älteren Zeiten war der Kampf vom Verdeck aus das Übliche; später findet er sich, auch unter Verwendung von Enterbrücken, nur in Ausnahmefällen, wie z. B. vor Syrakus (413), in dem geschlossenen Raum eines Hafens. Namentlich die Athener vermochten bei ihrer entwickelten Seetaktik das Schiff selbst gewissermaßen zu beleben und in den Kampf zu schicken. Die Waffe des Schiffes war der noch heute gefürchtete Ramm-

sporn, der, mit Eisen beschlagen, dicht über der Wasserlinie hervorragte. Um mit ihm den Stoß wirksam auszuführen, mußte man das feindliche Schiff in die Flanke treffen. Dazu führten besonders zwei Angriffsmanöver, die „Umfahrt“ (*περίπλους*), bei der man im Bogen um den drohenden Vorderbug des feindlichen Schiffes herum zu kommen suchte, und die „Durchfahrt“ (*διέκπλους*), bei der man die Gelegenheit wahrnahm, mit schnell eingezogenen Rudern das Schiff vorwärtsschießen zu lassen und die noch ausgestreckten Ruder des Gegners im Vorbeifahren zu zerschmettern. Um aber Angriff und Rückzug zu regeln, verwendete die Seetaktik den „Rückstoß“ (*ἀνάκρουσις*), der dem Schiffe ermöglichte, ohne zu wenden, rückwärts zu laufen.

Waren die Trieren nicht im Dienste, so lagen sie am Lande unter oft strahlenförmig um kleine, runde Häfen angelegten Schuppen (*νεώσοικοι*). Seit Themistokles' maßgebendem Flottenbau war daher die offene Reede von Phaleron für die Marine aufgegeben, und es bargen im 4. Jahrhundert die kleinen Häfen Zea, Munychia und ein Teil des Piräus zusammen etwa 400 Schiffe. Zu den Schiffshäusern kamen die stattlichen Arsenale (*σχευοθήκαι*) und die Werften (*ναυπήγια*). Diese gesamten Anlagen für die Flotte (*νεώρια*) waren seit der Mitte des 5. Jahrhunderts gegen die feindlichen Angriffe durch eine von Türmen flankierte Mauer geschützt. — Der Schiffstypus der hellenistischen Zeit entwickelte sich in derselben Richtung wie der moderne in unseren Tagen, wo die Dreadnoughts durch Überdreadnoughts überboten werden sollen. Neben den Dreideckern, die mit der Zeit zurücktraten, kamen die Vier- und Fünfdecker auf. Demetrios der „Städteeroberer“ baute sogar Sechzehndecker. Neben den großen Schiffskolossen gab es eine Menge von kleinen Fahrzeugen. Die Zahl der Riesenschiffe war natürlich beträchtlich kleiner als die der alten Trieren. Nur Demetrios hatte einst bei Salamis auf Kypern mit der großen Zahl von 170 Schiffen gesiegt. Sonst hatten auch bedeutende Flotten selten 100 große Schlachtschiffe, die angesehenen Flotten von Rhodos und Pergamon erreichten noch nicht die Hälfte.

B. ROM

In zwei Formen tritt uns die römische Heeresmacht in republikanischer Zeit entgegen: als die Bürgerschaft in Waffen und als bürgerliches Söldnerheer.

Das Bürgeraufgebot lernen wir aus der sog. Servianischen Verfassung kennen. Nach ihr zerfiel die Bürgerschaft für den Kriegsdienst in Centurien (Hundertschaften), deren jede 100 Mann zu stellen hatte. Diese Einrichtung versetzt die Überlieferung in die Königszeit. Danach wurde das alte Aufgebot (*legio* = „Lese“), das wohl schon in der Königszeit aus 3000 Schwerbewaffneten und 300 Reitern bestand, in der Weise verstärkt, daß aus den jüngeren Männern von 17—45 Jahren 2 Legionen zu 3000 Schwerbewaffneten aus den 3 ersten Steuerklassen und 1200 aus der 4. und 5. Steuerklasse genommen Leichtbewaffneten gebildet wurden; zu ihnen kamen 1800 Reiter und als Reserve 2 Legionen der Bürger von 46—80 Jahren. Dazu gesellten sich für jede Legion 100 Pioniere (*fabri*), 100 Signalisten (*tibicines*) und Spielleute (*cornicines*) sowie unbewaffnete Ersatzleute. Die Angriffswaffen waren eine schwere Stoßlanze und ein Schwert; zum Schutze trug der Angehörige der ersten der 5 Vermögensklassen, in die das Volk zerfiel, Helm, Brustpanzer, Rundschild und Beinschienen, die der zweiten Helm, Langschild und Beinschienen, die der dritten nur den Langschild.

Als es zu den Zeiten des Camillus galt, die erste Rom bedeutend überlegene Stadt, das etruskische Veji, zu bezwingen, wurde das Heer dauernd für den Kriegsdienst auch im Winter zusammengehalten. Zugleich gab ihm

Camillus eine neue Taktik. Die Legion von 4200 Mann wurde nicht mehr geschlossen, sondern schachbrettförmig in 3 Treffen aufgestellt. Im vordersten Treffen standen in je 10 Unterabteilungen oder Manipeln, die wieder in je 2 Centurien zerfielen, die sog. Hastaten, hinter ihren Zwischenräumen im zweiten Treffen die sog. Principes und hinter deren Zwischenräumen im dritten die kampferprobten Triarier. Zu diesen Schwerbewaffneten kamen noch Leichtbewaffnete, die sich, sobald sie den Kampf eröffnet hatten, schnell wieder durch die Zwischenräume zurückziehen konnten. Zu jeder Legion gehörten 300 schwerbewaffnete Reiter, auch sie in 10 Schwadronen (*turmae*) zu je 3 Decurien (= 10 Mann) geordnet.

CÄSARS HEER. Als der dauernde Heeresdienst zu drückend empfunden wurde und den Barbaren des Nordens gegenüber Berufssoldaten erwünscht erschienen, führte Marius ein Werbesystem ein. Die damit zusammenhängende Neugestaltung des ganzen Kriegswesens brachte Cäsar zur Vollendung. Das Heer bestand seit Marius aus mittellosen Bürgern ganz Italiens, die sich für 20 Jahre, bei der Reiterei für 10 Jahre, zum Dienst eidlich verpflichteten. Technisch besser ausgebildet, stand dieses Heer sittlich hinter dem Bürgerheer zurück und, an den aushebenden Feldherrn persönlich gebunden, wurde es leicht eine gefährliche Waffe im politischen Kampfe. Mit der Zeit wurden die Legionen auch in den Provinzen ausgehoben, ja gelegentlich Freigelassene und Sklaven eingestellt, die für den Dienst Eintritt das Bürgerrecht erhielten. Auch für die Taktik der auf 6000 Mann verstärkten Legion traf Marius wichtige Neuerungen. Er faßte je drei der den verschiedenen Treffen angehörigen Manipeln zu einer Kohorte zusammen, unter Beibehaltung der Einteilung in Centurien. Alle Legionssoldaten (Abb. 111) bekamen die schwere Rüstung und die dem Römer eigene Wurfwanne, das Pilum (S. 212). Als besondere Auszeichnung verlieh Marius der Legion zu den von ihr bisher geführten einfachen Manipelfeldzeichen den silbernen Legionsadler.

Bis zur Erteilung des Bürgerrechts an sämtliche Italiker im 1. Jahrh. v. Chr. trat an die Seite der römischen Legion eine gleichstarke oder noch stärkere Kriegsmacht der italischen Bundesgenossen. Sie kämpften, in Kohorten aufgestellt, auf den Flügeln. Ein Teil dieser bundesgenössischen Fuß- und Reitertruppen bildete eine besondere Garde (*extranotinarii*) zur Verfügung des Feldherrn. Schon seit den Punischen Kriegen waren Hilfstruppen (Auxiliärtruppen) hinzugezogen, die von den Provinzen oder verbündeten Städten außerhalb Italiens gestellt oder angeworben wurden. Mit der Zeit kamen zu den altitalischen Pionieren, d. h. den Zimmerleuten und Schmieden, und den gallischen, germanischen, thrakischen, syrischen und numidischen Reitern, die die einheimische Reiterei immer mehr verdrängten, noch Bogenschützen aus Kreta und Schleuderer von den Balearen.

Den Oberbefehl und damit das volle Imperium (S. 233) hatte bis auf Sullas Zeit einer der Konsuln; wurden aber zahlreichere Heere aufgestellt, so wurden auch Prätores, ja Privatleute ausnahmsweise mit dem Oberbefehl betraut.

Der rote Mantel des Kommandierenden (*paludamentum*) war noch eine Erinnerung an die alte Königstracht. Als Inhaber der Gewalt über Leben und Tod führten seine Liktoren die Beile in den Rutenbündeln. Zu seinem persönlichen Schutze und Dienste stand dem Oberkommandierenden eine aus Elitetruppen gebildete Prätorierkohorte zur Verfügung, in



III. GRABSTEIN EINES LEGIONARS. Wiesbaden.
Nach Photographie.

Gefunden in Wiesbaden; wohl aus dem Ende des 1. Jahrh. n. Chr. Die Inschrift lautet: C(aius) Val(erius), C(ai) (filius), Berta, Menenia (tribu), Crispus mil(es) leg(ionis) VIII. Aug(ustae) an(norum) XL, stip(endiorum) XXI frater f(aciundum) c(uravit). Der Legionar ist demnach mit 40 Jahren nach 21 Dienstjahren gestorben. Er trägt einen Helm mit Backenklappen, den metallbeschlagenen, viereckigen Schild (scutum) und das Schwert; in der R. hält er das Pilum.

der gegen Ende der Republik immer mehr auch persönliche Freunde und politische Gesinnungsgenossen, ja sogar gelegentlich Geschichtschreiber, wie Polybios (S. 50), und Dichter mitgenommen wurden.

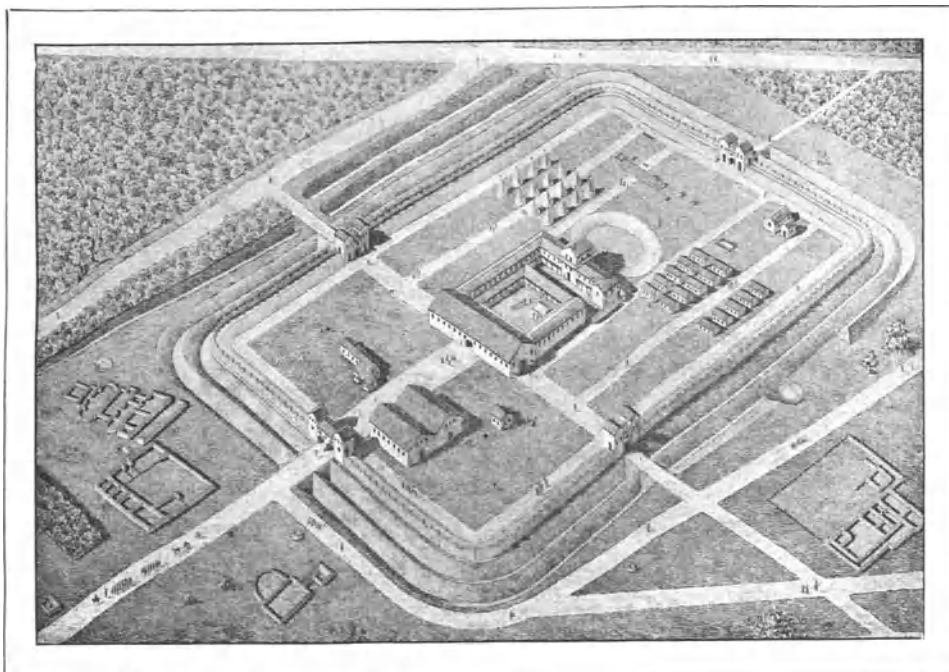
Für die Erledigung der finanziellen Fragen trat auch (S. 235) dem Oberfeldherrn ein Quästor als Generalintendant zur Seite. Als seine Stellvertreter begleiteten ihn Legaten, dem Namen nach eigentlich Abgesandte, d. h. des Senats. In der letzten Zeit der Republik aber, so namentlich bei Cäsar, erscheinen die Legaten als die eigentliche Generalität. Die nominellen Führer der Legion, unseren Stabsoffizieren vergleichbar, waren die Militärtribunen, je sechs in der Legion, die teils vom Volke in den Tributkomitien (S. 231) gewählt, teils vom Feldherrn ernannt wurden. Mit der Zeit mußten sie ganz hinter den Legaten zurücktreten, zumal seit es üblich wurde, die unerfahrenen Söhne angesehenen Männer sogar noch vor erfülltem zwanzigsten Lebensjahre zu dieser Stellung zu befördern. Der Frontoffizier, der im römischen Heer in der Regel vom Gemeinen sich heraufdiente, hieß gleichmäßig Centurio, und es waren den 60 Centurien der Legion entsprechend 60 Centurionen.

Trotz der Gleichheit der allgemeinen Bezeichnung gab es ein Aufrücken durch sämtliche Centurionenstellen hindurch, und der erste Centurio, der sog. Primipilus, wurde sogar zum Kriegsrat der Oberoffiziere hinzugezogen. Nach Beendigung seines Dienstes mit einem Landgut beschenkt, trat der Centurio dann in den Ruhestand, und diese alten Militärs bildeten in den kleinen Städten den Honoratiorenstand.

Die Unteroffiziere wurden von den Centurionen ernannt. Besonders die Fahnen- und Adlerträger treten in den Schilderungen der Geschichtschreiber hervor.

Bei der Reiterei gab es außer dem Stabsoffizier in jeder Turme drei Decurionen. Alle nichtrömischen Truppen, Spezialwaffen wie bundesgenössische Kontingente, hatten außer ihren eigenen Führern über sich als Höchstkommandierende römische Offiziere (*praefecti*).

Im Gegensatz zum friedlichen Bürger trägt der Krieger außer dem Untergewand den mit einer Spange auf der Schulter befestigten Kriegsmantel (*sagum*), den er vor dem Kampfe ablegt. Die Schutzwaffen bestehen aus einem Erz- oder Lederhelm, dem hölzernen, mit Leder überzogenen und mit Eisen beschlagenen Schild, dem Panzer, der aus Riemen, Erzringen oder Schuppen sich zusammensetzen konnte, und den Beinschienen. Die Hauptangriffswaffe war das Schwert, seit dem zweiten Punischen Kriege mit einer kurzen, breiten, zweiseitigen Klinge und scharfer Spitze versehen. Daneben führte man einen Dolch. Statt der schweren Stoßlanze war seit Marius der eigenartige fast 2 m lange Wurfspeer der Römer im allgemeinen Gebrauch, das Pilum, das mit seinem langen, biegsamen Eisen und dem Widerhaken an der Spitze immer mehr vor allem dazu diente, beim ersten Angriff in den Schild des Gegners einzudringen und diesen, da das Eisen sich umbog, zum Preisgeben des Schildes zu nötigen. Die Reiter waren ähnlich ausgerüstet, nur war der Schild kleiner und



112. RÖMISCHES CASTELL (SAALBURG).

Nach Jacoby, Römerkastell Saalburg.

Die Form lehnt sich an die der Erdkastele (Marschlager) an. Wall, Graben und Umfassungsmauer mit Zinnen werden von vier Toren unterbrochen. Zwei Straßen, die lange *via praetoria* und die kürzere *via principalis*, führen von Tor zu Tor. Die Gebäudegruppe in der Mitte heißt *Principia* (auch *Prætorium*); sie enthält das Fahnenheiligtum (*Sacellum*) und das große Exerzierhaus mit dem von Hallen eingefassten Hof. Im Lager Wohnbauten für die Besatzung, außerhalb Badegebäude, Tempel und das Lagerdorf (*canabae*).

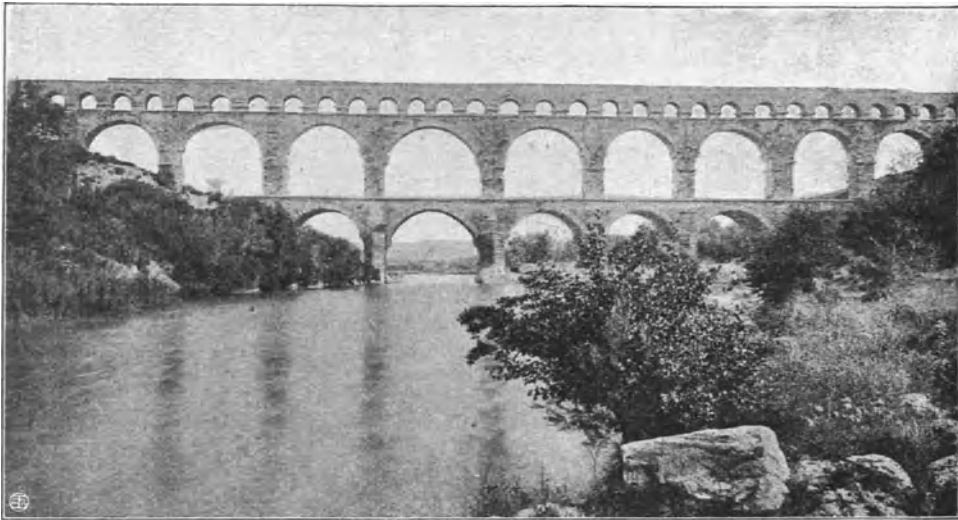
das Schwert länger, auch führten sie oft zwei Lanzen. Spezialwaffen, wie Bogen und Schleuder, welche die in der Regel mit dem Namen des Führers gestempelten Bleikugeln entsandten, hatten zunächst nur die Hilfsvölker.

Die wichtigsten Signale wurden mit der *Tuba* gegeben, einer geraden Trompete, die sich nach der Schallöffnung zu erweiterte, für die Reiterei mit dem gebogenen *Lituus*; dazu kamen Hörner, die für den Dienst im Felde (*cornu*) und für den im Lager (*bucina*) verschiedenen waren.

Mit Gepäck war der Soldat stark belastet. Da er außer seinen Waffen auch Lebensmittel, Kochgeschirr, Schanzpfähle, Spaten u. dgl. tragen mußte, so entsprach das von ihm zu befördernde Gesamtgewicht von etwa 30 kg ungefähr dem, was der deutsche Soldat zu tragen hat. Alles schwere Gepäck, Proviant, Zelte, größeres Schanzgerät u. a. wurde durch Lasttiere befördert und von Troßknechten (*calones*) begleitet, während die Genietruppen, die unter dem vom Feldherrn ernannten Präfekten standen, alles für den Belagerungskrieg Nötige mit sich führten.

Der Kampf spielte sich meist so ab, daß die Reiter auf den Flügeln und die zerstreut kämpfenden Leichtbewaffneten das Gefecht eröffneten, dann nach der von Marius beibehaltenen Aufstellung in drei Treffen (S. 211) die *Hastaten* im ersten Treffen an dem zweiten, den *Principes*, Halt fanden und schließlich, wenn nötig, die Reserve der *Triarier* eintrat. Den eigenartigsten Eindruck machte wohl die sog. Schildkröte (*testudo*), bei der das vorderste Glied die Schilde senkrecht, die hinteren wagerecht über den Köpfen hielten, so daß dem Feinde eine schildummauerte Masse gegenüberstand.

Der Marsch, in dem das Heer (S. 211) täglich 20 römische Meilen (30 km) zurücklegte, pflegte als Reismarsch vor sich zu gehen, bei dem die Bundesgenossen die Legionen und den Train in die Mitte nahmen. In der Nähe des



113. WASSERLEITUNG AGRIPPAS BEI NIMES IN SÜDFRANKREICH (PONT DU GARD).
Nach Photographie.

In drei Reihen von Bögen wird der Gard überspannt; die unterste Reihe war 14 m, die mittlere 16½ m hoch, und die oberste trug die Wasserleitung.

Feindes aber wurde in Schlachtordnung (*acie instructa*) vorgerückt, in der die Kolonnen in drei Treffen in gleicher Höhe nebeneinander und die Reiter auf den Flügeln zogen.

Für den Belagerungskrieg waren durchaus die Erfindungen der hellenistischen Zeit maßgebend. Mit Geschützen (S. 208), Sturmleitern, Sturmböcken und Widdern, Mauersicheln und -äxten sowie Steinen suchte man der feindlichen Mauer beizukommen, während man sich selbst durch allhand Schutzdächer und -hütten, auch durch andere unseren modernen Drahthindernissen entsprechende Vorkehrungen sicherte. Bei längerer Belagerung führte man einen Damm in der Höhe der Mauer gegen diese heran und ließ auf ihm Wandeltürme von mehreren Stockwerken Höhe mit Geschützen und Mauerbrechern vorrücken, von denen aus man mittels Fallbrücken auf die Mauer zu gelangen suchte, wenn der Widerstand sich minderte. Dieser wurde geleistet durch Feuer, Geschütze, Gegenminen, Reservemauern.

Bemerkenswert war die Schnelligkeit, mit der die Römer ihr wohlgeordnetes Lager (Abb. 112) aufschlugen.

War für das Heer der Platz durch ausgesickte Leute abgesteckt, so wurde beim Einrücken in den quadratischen Lagerraum zunächst die Erde tief ausgehoben und nach der Innenseite zu einem Walle aufgeschüttet, der noch durch Pallisaden verstärkt wurde. Zwei sich kreuzende Hauptstraßen führten auf jeder Seite zu einem Tore. In dem größeren vorderen Teile des Lagerraumes wurden nun die meisten Truppen in Zelten untergebracht, an den Außenseiten die Bundesgenossen, in der Mitte die Legionen. Hinter diesem Lagerplatz der Hauptmasse der Truppen, jenseits der großen Querstraße, befand sich inmitten eines freien Platzes das Hauptquartier (*praetorium*) mit dem Feldherrnzelt, dem Tribunal, einer Erhöhung, von der aus der Feldherr zu den Soldaten redete, dem Altar und den Feldzeichen, dem Ort für die Auspizien und dem für die Hinrichtungen. Der freie Platz auf der einen Seite diente als Forum für die Versammlungen der Soldaten, der andere als Quästorium für den Train und die Intendantur. Von den Zelten der Oberoffiziere und denen ausgewählter Truppen wurde dieser freie Platz mit dem Prätorium in der Mitte eingeschlossen. Tag- und Nachtwachen und Vorposten vor den Toren, die die Parole abzunehmen hatten, sorgten



114. SOLDATEN TRAJANS. Relief von der Trajanssäule, Rom.
Nach Cichorius, Trajanssäule II, Taf. 79.

Zwei Züge bewegen sich nach rechts. Unten Prätorianer, geführt von einem Offizier, dem Bläser und Feldzeichen-träger folgen; oben führt der Kaiser selbst. Im Lager rechts hinten laden Auxiliärtruppen Gepäck ab, davor steht zum Schutz für das Wasserholen (aquatia) ein Posten auf einer Treppe.

für die Sicherheit. Auf die Signale der Tuba hin wurde gepackt, aufgeladen und abmarschiert.

Der Dienst stellte an den Römer hohe Anforderungen: Exerzieren, bei dem man viel Gewicht auf schneidige Ausführung der Kommandos legte, Marschieren mit Gepäck, Turnen und Fechten und der für den Römer so wichtige Schanzdienst (S. 214).

Streng war die Disziplin. Üblich waren vor allem Schläge, die der Centurio mit seinem Rebstocke austeilte. Dazu kamen Soldabzüge, Urlaubsverweigerung, Verlängerung der Dienstzeit, Pranger, Degradation, Ausstoßung aus dem Soldatenstande und schließlich Hinrichtungen, die durch das Beil vollzogen, aber gelegentlich auch, dem Spießbrutenlaufen späterer Zeiten vergleichbar, durch die Knüttel der Kameraden vollstreckt wurden. Furchtbar war schließlich das Dezimieren, das Töten des zehnten Mannes, eine bei Meutereien übliche Strafe.

Dabei war der Sold, der erst seit des Camillus Neuordnung allgemein gezahlt wurde, nicht bedeutend. Er betrug in älteren Zeiten für den Legionar täglich etwa 26 Pfennige, für den Centurio das Doppelte, für den Reiter das Dreifache und wurde erst in der Kaiserzeit verdoppelt. Von diesem Solde mußte man sich noch überdies Abzüge für Kleidung, Waffen und Unterhalt gefallen lassen. Nicht unbedeutend waren freilich meist die Beuteanteile und die Geschenke von seiten eines Feldherrn, der einen Triumph feiern durfte.

Auch an besonderen Belohnungen und Ehren fehlte es nicht.

Außer Geldzulagen und Dienstbefreiungen gab es eine große Fülle militärischer Dekorationen: Armspangen und Halsketten, Ehrenlanzen und Ehrenfahnen, vor allem die auch äußerlich unseren Orden einigermaßen entsprechenden auf der Brust getragenen Schildchen (*phalerae*). Den Offizieren waren in der Regel vorbehalten die verschiedenen Arten von Kränzen, deren Ausstattung ebenso wie ihre Bezeichnung als Mauer-, Wall-, Schiffskranz schon auf das betreffende Verdienst hinwies. Die am meisten geschätzten Ehren, der Eichenkranz mit seiner Inschrift (*ob civem servatum*) und der dem Feldherrn wegen Befreiung

eines Platzes von der Belagerung durch die Soldaten verliehene Graskranz, zeigten eine würdige Schlichtheit.

Besondere Ehren konnten dem siegreichen Feldherrn zuteil werden. Nach beendetem Kampfe pflegte ihn das Heer feierlich als *imperator* auszurufen. Der Senat veranstaltete zu Ehren des Siegers Dankfeste, vor allem aber konnte er ihm die Ehre des Triumphes zugestehen, ein glänzendes Schauspiel, bei dem der Triumphator und sein Heer im Lorbeerschmucke feierlich in die Stadt Einzug hielten, der Feldherr selbst in besonderem Prunk auf seinem mit weißen Rossen bespanntem Triumphwagen, geleitet von Behörden, Heer, Volk und all seiner Siegesbeute, um dem Juppiter ein feierliches Opfer von weißen Stieren auf dem Kapitol darzubringen. Eine bescheidenere Siegesfeier war die Ovation, bei der der mit dem Myrtenkranze geschmückte Sieger zu Fuße Einzug hielt.

DAS HEER DER KAISERZEIT (Abb. 114). Mit verhältnismäßig wenig Truppen wurde die Weltherrschaft aufrechterhalten. Zu des Augustus Zeiten gab es nur 25 Legionen, nach der Eroberung Britanniens waren es 30, seit Septimius Severus 33 Legionen. Erst zu Konstantins Zeiten finden wir die gewaltige Zahl von 175 Legionen, deren Mannschaftsbestand aber offenbar bedeutend geringer war. Da die normale Legion aus 6000 Mann zu Fuß und 120 Reitern bestand, dazu in gleicher Stärke die teils römisch, teils in einheimischer Weise bewaffneten Auxiliartruppen hinzutraten, so belief sich das römische Heer unter Augustus auf etwa 350 000 Mann. Diese Macht ist aber das erste wirklich stehende Heer und befindet sich stets auf dem Kriegsfuße. In größeren Massen wurde das Heer in fortwährender Kriegsbereitschaft in festen Standlagern (Abb. 112), vor allem an der Rhein-, später an der Donaugrenze zusammengehalten. Reiter, Leichtbewaffnete und Wurfgeschütze waren jeder Legion zugeteilt. Als Berufssoldaten, die bald aus allen möglichen Provinzen ausgehoben wurden, erfüllte diese Truppe nicht die volle Vaterlandsliebe des alten Bürgerheeres, und die Manneszucht mußte mit Strenge aufrechterhalten werden. Gab es keine Kämpfe, so durfte man den Soldaten nicht der Ruhe überlassen. Abgesehen von täglichem strammem Exerzieren, von dem nur die freiwillig bei der Fahne Gebliebenen, die Veteranen, befreit waren, mußte der Soldat Werke des Friedens fördern, nicht nur Festungen bauen, sondern auch Straßen, Brücken, Häfen, Kanäle, Wasserleitungen (Abb. 113), ja sogar Weinberge u. a. anlegen. So erwuchs aus den festen Standlagern geradezu die städtische Zivilisation.

Die Gardetruppe der Prätorianer war hervorgegangen aus der alten *cohors praetoria* des Feldherrn (S. 211 f.). Diese Leibwache des Kaisers bestand aus zehn Kohorten zu 1000 Mann unter dem Befehle des *praefectus praetorio*. Außer den vier städtischen Kohorten zu 1000 Mann und den sieben Kohorten der militärisch organisierten Feuerwehr (*vigiles*) waren die Prätorianer die einzigen Truppen in der Stadt und seit Tiberius in einem festen Lager vor dem Collinischen Tore vereinigt.

Die Führung des einzelnen Heeres hatte der kaiserliche Legat, ein Mann mit prätorischem Range. Unter ihm standen als Obersten und Führer der Kohorten die Tribunen, außerdem gab es einen Lagerpräfecten, der bald Platzkommandant, bald Quartiermeister war. Konstantin richtete schließlich eine militärische Hierarchie mit zwei Generalfeldmarschällen an der Spitze ein.

Schon vom 17. Jahre ab wurden die Mannschaften in das Heer aufgenommen und dienten bei der Garde 10, in der Legion 20, bei den Hilfstruppen 25 Jahre. Der jährliche Sold

betrug unter Augustus außer dem gelieferten Getreide für den Legionar 225 Denare (200 M), für den Prätorianer 720 Denare (630 M); der Centurio bekam das Doppelte, der Tribun lange Zeit nur das Vierfache, bis dann mehrfach Erhöhungen eintraten und mit der Zeit namentlich auch Uniformen und Waffen geliefert wurden. Auch fehlte es nicht an besonderen Kaisergeschenken. Einen Teil des Geldes pflegte man in die Lagerkasse einzuzahlen, und auch für die Soldaten (S. 203) gab es eine Begräbniskasse. Beim Abschied erhielt der Veteran der Legion ein Geldgeschenk von 3000 Denaren (2600 M.), der Prätorianer von 5000 Denaren (4350 M.). Statt dessen bekamen die Ausgedienten auch oft Land zur Ansiedlung, und es lebte dann der ausgediente Militär in den Provinzstädten in angesehenener Stellung, genoß Steuerfreiheit und Auszeichnungen. In den Strafen und Ehren änderte sich wenig gegenüber der republikanischen Zeit. Charakteristisch war nur, daß der Kaiser den Triumph für sich allein in Anspruch nahm und nur noch die Triumphalabzeichen an andere abgab. Durch Siegestsäulen (Abb. 115) und durch Straßentore, in der Art von Triumphbögen ausgestattet (Abb. 83, 4, 8, 9), verewigten die Kaiser selbst ihre Siege (S. 129 ff.).

Die massenhafte Aufnahme germanischer Stämme in das Heer, besonders durch Konstantin, mußte allmählich dieses selbst und damit das Reich zersetzen.

FLOTTE. Die Flotte wurde in den Zeiten der Republik nur vorübergehend auf größere Stärke gebracht, so namentlich während der Punischen Kriege. Da nach den Punierkriegen den Römern keine große Seemacht mehr gegenüberstand, ließ man sie in bedenklicher Weise verfallen. So konnten gegen das Ende der Republik die Seeräuber das ganze Mittelmeer beunruhigen, bis diese Gefahr durch die große Unternehmung des Pompejus beseitigt wurde (S. 59). Auch in der Kaiserzeit war die Flotte verhältnismäßig unbedeutend. Sie beherrschte von ihren beiden Kriegshäfen, Misenum und Ravenna, aus, zu denen sich die Stationen in Forum Julii (Fréjus) und Aquileja gesellten, die beiden italischen Meere. Kleine Kommandos gab es in Alexandria, im Agäischen und im Schwarzen Meer, aber auch auf den bedeutenden Strömen, dem Rhein, der Donau und dem Euphrat.



115. TRAJANSSÄULE MIT RESTEN DER BASILICA ULPIA-Rom. Nach Photographie.

Auf der Säule stand früher Trajan, jetzt St. Petrus. Der Sockel diente als Gruft für die Asche Trajans und dem Andenken an seine schwersten Feldzüge. Vgl. S. 129 f. Im Jahre 113/4 errichtet.

VII. DAS STAATSRECHT

Der antike Staat unterscheidet sich vom modernen vor allem dadurch, daß es keine Vertretung des Volkes gibt, sondern, soweit das möglich ist, das Volk selbst beschließt, daß die Tätigkeit des Beamten eine Ehrenpflicht ist und die verbindlichen Leistungen für den Staat, wie sie in Heerespflicht und namentlich in Steuern bestehen, noch nicht in diesem Umfange gefordert werden.

A. GRIECHENLAND

Im 8. oder spätestens im 7. Jahrhundert wird das Königtum fast überall in Griechenland durch eine Adelherrschaft ersetzt. Die Entartung dieser aristokratischen Regierung in eine drückende Herrschaft von wenigen, eine Oligarchie, ermöglicht ehrgeizigen Männern vielfach, gestützt auf das niedere Volk, die Herrschaft an sich zu reißen. In der Regel besteht diese Gewalt-herrschaft (*τυραννίς*) nur kurze Zeit und führt in den meisten griechischen Staaten die Entwicklung der Volksherrschaft (*δημοκρατία*) herbei.

SPARTA blieb am festesten auf dem konservativ-aristokratischen Standpunkt stehen und förderte daher überall aristokratische Bestrebungen. Schon seit der Mitte des 8. Jahrhunderts läßt sich die nach dem sagenhaften Lykurgos benannte spartanische Verfassung in ihren Grundzügen deutlich erkennen.

Danach zerfällt die Bevölkerung Lakoniens in drei Klassen: die herrschenden Spartiaten als Nachkommen der erobernd ins Land gekommenen Dorer, sodann die Abkömmlinge der alten achäischen Bevölkerung: die freien, aber politisch rechtlosen Perióken, die Handel und Industrie pflegen durften, und schließlich die, wie die Messenier, zu Unfreien herabgedrückten Unterworfenen, die Heloten, die als Erbsklaven des ganzen Staates angesehen wurden und als an die Scholle gebundene Leibeigene in harter Knechtsarbeit die Ackerlose der Spartiaten bestellten. Der aristokratische Herrenstand der Spartiaten lebte in einer Art kommunistischer Gemeinschaft. Auch allmählich eintretende Vergrößerung des ursprünglich gleichverteilten Besitzes änderte nicht viel, da die Lebensführung bei allen völlig gleichartig war. Der Gebrauch eisernen Geldes schnitt überdies den Handelsverkehr mit anderen Staaten ab und wahrte so dem Ackerbau seine Bedeutung als wirtschaftliche Grundlage. Der Zweck aller spartanischen Einrichtungen war die Ausbildung des Vollbürgers zum Soldaten.

Die staatliche Erziehung der Jugend ist daher unerläßliche Grundbedingung für das Bestehen des spartanischen Staates.

Nur bis zum 7. Jahre lebte der Knabe im Vaterhause; dann wuchs er auf inmitten der Altersgenossen in wohlgeordneten Scharen und Rotten unter der Obhut des Staates. Körperliche Kraft und Gewandtheit sowie Geistesfrische, die sich auch in List und Verschlagenheit äußern durfte, waren das Ziel dieser kriegerischen Ausbildung. Gymnastische Übungen

wurden nur soweit gepflegt, als sie diesem Zwecke dienten, Gewicht wurde gelegt auf das Turnen, nicht auf den Sport. Auch Musik und Dichtung sollten nur den kriegerischen Sinn beleben; daher pflegte man den lyrischen Chorgesang mit seinen Marsch- und Schlachtliedern. Ehrfurcht vor dem Alter, Gehorsam gegen den Staat, unbedingte Unterwerfung unter das Gesetz, ruhiges Ertragen jedes Schmerzes, strenge Gemessenheit im Benehmen wie im Gebrauche der Rede (Lakonismus) waren die weltberühmten Tugenden des Spartaners.

Auch die Frauen genossen eine einfache Ausbildung. Durch gymnastische Übungen erlangten sie die den Spartanerinnen nachgerühmte Gesundheit, Kraft und Schönheit, die sie befähigte, Mütter kräftiger Söhne zu werden.

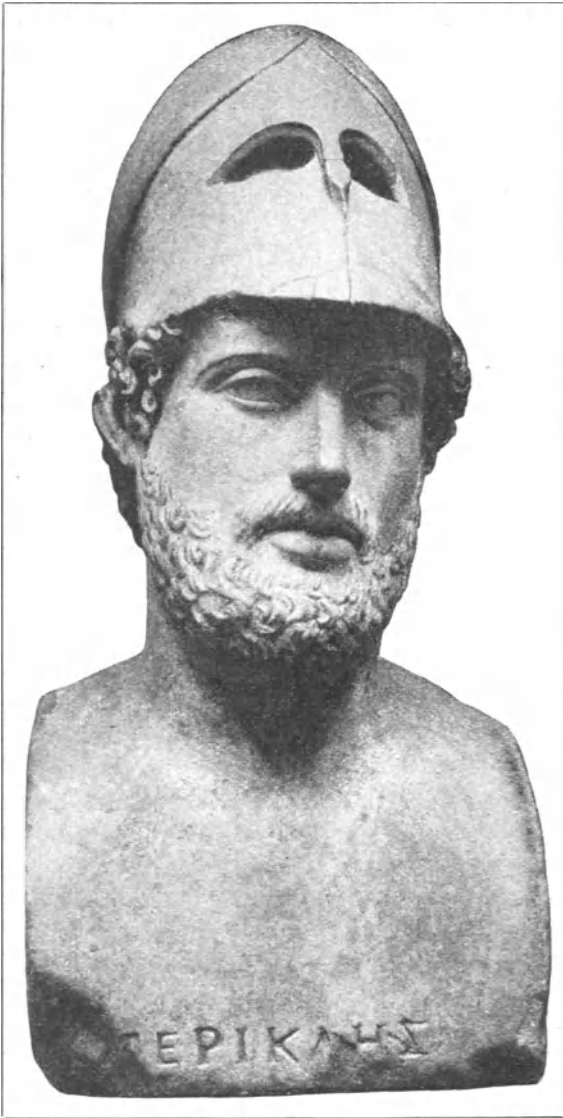
Vom 20. Jahre ab gehörte der Spartiat einer Zeltgenossenschaft von 15 Mann an. War er in der Stadt, so mußte er an den gemeinsamen Mahlzeiten (*φιδίτια*) teilnehmen. Wein, Käse, Feigen und etwas Geld hatte er monatlich beizusteuern, wenn er nicht seine politischen Rechte verlieren wollte. Das Hauptgericht war die kräftige schwarze Suppe, bestehend aus im Blute gekochtem, nur mit Essig und Salz gewürztem Schweinefleisch. Der Genuß des Weins war beschränkt, und Trunkenheit galt als ein nur Sklaven anstehendes Laster. Der Krieg war die Festzeit des Spartaners, wenn er im purpurnen Waffenrock, mit gesalbtem und bekränztem Haupte, unter klingendem Spiel in den Kampf rückte.

An der Spitze des Staates standen zwei Könige, die jedoch von der alten Machtfülle eines indogermanischen Königs fast nur noch die Besorgung der Staatsopfer in Krieg und Frieden und die Entscheidung in ernstesten Fragen des Familien- und Erbrechts hatten. Seit dem 6. Jahrhundert zog nur ein König, begleitet von zwei ihn kontrollierenden Ephoren, ins Feld. Groß waren nur seine Ehren, besonders die des prunkvollen Leichenbegängnisses.

Die Ratsversammlung der 28 über 60 Jahre alten auf Lebenszeit ihr angehörigen Greise (*γερουσία*) hatte es mit der Vorberatung und der Strafjustiz zu tun. Die Volksversammlung, die Vereinigung aller über 30 Jahre alten Spartiaten im Besitze des Bürgerrechts konnte zwar feldmäßig, d. h. durch Zuruf, über Krieg und Frieden, über Fragen der äußeren Politik, Thronstreitigkeiten und Wahlen entscheiden, doch erhielt nur ausnahmsweise ein Bürger außer den Königen, Geronten und Ephoren das Wort.

Die fünf Ephoren, seit dem Anfange des 6. Jahrhunderts aus sämtlichen Spartiaten alljährlich vom Volke gewählt, hatten die Zivilgerichtsbarkeit und die Finanzverwaltung und bekamen mit der Zeit die entscheidende Machtstellung. Sie ordneten die Mobilmachungen an, begleiteten den König in den Krieg, verhandelten mit den auswärtigen Staaten, führten den Vorsitz in der Gerusia und in der Volksversammlung, ja sie hatten die Oberaufsicht über alle Bewohner des Landes. Sie allein erhoben sich nicht vor dem Könige von ihren Sitzen.

ATHEN (Abb. 1). *Gliederung der Bürgerschaft.* Hat sich auch der griechische Staat, wie der aller Indogermanen, auf der Familie aufgebaut, so erscheint doch nicht mehr sie, sondern der Stamm oder die Phyle als der wichtigste Volksteil. Der große Gesetzgeber Kleisthenes (509 v. Chr.) setzte an die Stelle der alten vier theseischen Phylen zehn neue, die sich in allen Staatseinrichtungen widerspiegeln. Für diese Phylen erstrebte Kleisthenes eine Mischung der sozialen Schichten in der Weise, daß in jeder Phyle möglichst ebenso die Ebene Athens wie das Binnenland und die Küste vertreten waren. Diese zehn Phylen faßten die schon vorhandenen kleinen Gemeinden des Landes, die Demen, die jetzt Verwaltungsbezirke



116. PERIKLES NACH KRESILAS. London.

Nach Photographie.

Perikles trägt den Helm des Strategen, da er durch dieses Amt seinen maßgebenden Einfluß ausübte.

wurden, zusammen. Auch die alten Bruderschaften (*φφα-
τολται*), die sich auf die Familien-
zusammenhänge gründeten,
ließ Kleisthenes weiter beste-
hen, wenn auch Leute derselben
Phratrie aus politischen Grün-
den verschiedenen Phylen zu-
gewiesen wurden. Gebot schon
die Rücksicht auf die Erhal-
tung der alten Familien- und
Geschlechterkulte das Fortbe-
stehen dieser alten Verbände,
so wurden sie für die Gemeinde
nur soweit dienstbar gemacht,
als sie die für die Kontrolle
der legitimen Geburt so wich-
tige Eintragung in die Phra-
trienlisten behielten, die unse-
ren standesamtlichen Aufzeich-
nungen entsprach.

Während schließlich für die
Blütezeit Athens die auf dem
Adelsprinzip beruhende alte
Einteilung in Adlige (*εὐπα-
τολται*), Kleinbauern (*γεωμόροι*)
und Handwerker (*δημιουργοί*),
wie nicht minder die vor der
Gründung der Demokratie
hervortretenden politischen
Parteien der Peditäer (Groß-
grundbesitzer), Diakrier (Klein-
bauern), Paralier (Küstenbe-
wohner) vollständig zurücktre-
ten mußten, behielt Solons
Prinzip der Gliederung nach
dem Vermögen (Timokratie)
in Fünfhundertscheffler (*πεντα-
κοσιομέδιμνοι*), Ritter (*ἱππεῖς*),
Zeugiten (die mit einem „Ge-
spann“ ihr Gut bestellten) und Tagelöhner (*θητες*) für das Staatsleben ihre

Bedeutung.

Neben den Bürgern gab es zahlreiche in Athen angesiedelte Fremde (*μέτοικοι*), unter denen namentlich die Isotelen, die dem Bürger für die Staatsleistungen (S. 226f.), aber nicht an Rechten gleichgestellt waren, oft Reichtum und Ansehen besaßen, außerdem gab es zahlreiche Sklaven (S. 187).

Behörden. Volksversammlung. Den Ausgangspunkt für alles staatliche Leben bildet in der ganzen antiken Welt die Ratsversammlung. Der alte Adelsrat, der Areopag, der wohl schon in der Königszeit bestand, verlor in

Athen immer mehr an Bedeutung (S. 222). Während er in älteren Zeiten eine politische Kontrolle des gesamten Staatswesens im Sinne der Erhaltung des Bestehenden übte, wurde er bereits in der Mitte des 5. Jahrhunderts auf seine richterliche Tätigkeit (S. 224) beschränkt. Der an seine Stelle tretende Rat (*βουλή*), unter Solon (594 v. Chr.) mit 400, seit Kleisthenes mit 500 Mitgliedern, wurde aus den im Besitze aller bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen dreißigjährigen Männern der drei ersten Vermögensklassen durch das Los berufen. Vor dem Antritt ihres ohne Entgelt zu verwaltenden Amtes mußten sich die Buleuten einer Prüfung (*δοκιμασία*) unterziehen (S. 222 f.) und bei ihrem Antritt einen Eid auf die Gesetze Solons leisten. Myrtenkranz und Ehrenplatz bei Versammlungen und im Theater, Befreiung vom Kriegsdienste während ihres Amtsjahres waren ihre Vorrechte. Täglich, mit Ausnahme der für Sitzungen als unheilvoll geltenden Festtage, trat der Rat in dem am Markt gelegenen Rathaus zusammen, um nach Opfer und Gebet seine Sitzungen zu beginnen. Zweierlei gehört zur Kompetenz des Rates. Einmal hat nur er die Äußerungen des Volkswillens in gesetzmäßiger Weise zu leiten. Er bereitet daher ebenso alle Fragen vor und sorgt für den in jedem Falle für die Entschließungen des Volkes notwendigen Vorbeschuß (*προβούλευμα*), wie er die Ausführung der Volksbeschlüsse überwacht, ja in besonderen Fällen vom Volke mit selbständiger Entscheidung beauftragt wird. Andererseits ist ihm von vornherein ein großer Geschäftskreis zu selbständiger Verwaltung und Entscheidung überlassen, darunter wichtige Maßnahmen des Finanz- und des Kriegswesens.

Unter Beihilfe gewisser Beamten besorgte der jeweilige Rat die Verpachtung staatlicher Einkünfte, die Verdingung öffentlicher Arbeiten, den Verkauf konfiszierter Güter. Die Schatzmeister, die Göttertempel, ja die Ausgaben aller Staatskassen standen unter seiner Kontrolle. Weiterhin war besonders die anfänglich kleine Flotte seiner Fürsorge empfohlen. Nicht minder ist ihm die Fürsorge für die einzige stehende Truppe Athens, die Reiterei, anvertraut. Auch den wichtigen Verkehr des Staats mit dem Auslande vermittelte er und hatte überdies als richterliche Behörde eine gewisse Bedeutung.

Um nicht immer eine Vollversammlung des Rates abhalten zu müssen, hatte der zehnte Teil desselben, nämlich die aus einer der Phylen gewählten Mitglieder, die Geschäfte als Prytanen zu leiten. Sie blieben in ihrem Amtslokale, einem mit dem Herde in der Mitte ausgestatteten Rundbau (*θόλος*), sogar für die Stunden des Mahles und der Erholung beisammen. Der Vorsitzende (*ἐπιστάτης*) dieser Prytanen wurde täglich durch das Los ernannt und führte den Vorsitz in Rats- und Volksversammlungen. Er hatte das Staatssiegel und die Schlüssel zum Staatsschatz, Staatsarchiv und zu den Heiligtümern in Verwahrung.

Die Abstimmung des Rates erfolgte bei den eigentlichen Beschlüssen durch Handaufheben (*χειροτονία*), bei den Entscheidungen, die er als Gerichtshof fällte, durch Stimmsteine.

Zahlreich und wechselnd waren im Laufe der Zeiten die Sekretäre des Rats, die es nicht nur mit Führung des Protokolls und Vorlesung der Akten zu tun hatten, sondern auch mit der Ausführung der Beschlüsse und als Buchhalter mit den Einnahmen des Staates.

Die Volksversammlung, die es in allen griechischen Staaten gab, hatte in Athen (*ἐκκλησία*) eine ausschlaggebende Bedeutung. Stimmrecht hatte jeder mündige Bürger, der im Besitze der Ehrenrechte war. Im Unterschiede von römischen Verhältnissen erfolgte die Abstimmung nicht nach Klassen,

sondern alle Einzelstimmen ohne Unterschied wurden gezählt. Die Zahl der Versammlungen war gering, ursprünglich fand nur eine, dann vier in jeder Prytanie statt. Sie wurden nicht, wie anderwärts in Griechenland, auf dem Markte, sondern auf der im Westen der Stadt gelegenen Felsenterrasse, der Pnyx, abgehalten, in späterer Zeit, wie überall, im Theater (S. 32f.).

Jede Versammlung wurde vier Tage vorher, unter Bekanntgabe der Tagesordnung, auf einen Vormittag einberufen. Eröffnet wurde sie durch ein Reinigungs- und ein Rauchopfer sowie das Gebet des Herolds. Der Epistates leitete die Versammlung und ahndete alle Störung der Ordnung durch Wortentziehen, Entfernung von der Rednerbühne (*βῆμα*) oder aus der Versammlung, durch Geldstrafen bis zu 50 Drachmen oder Einleitung eines ernstern Verfahrens bei Rat und Volk. Während man in älteren Zeiten bedenkliche Beschlüsse dadurch zu verhindern suchte, daß alle Anträge von der Aufsichtsbehörde des Areopags (S. 220f.) geprüft wurden, schützte man sich gegen neue, alles Bestehende in Frage stellende Gesetze durch den Zwischenschwur (*ὑπωμοσία*), den eidlichen, auch nach Annahme eines Antrags noch jedem Bürger zustehenden Einspruch, die Klage wegen Gesetzwidrigkeit (*γραφὴ παρανόμων*) gegen den Antragsteller erheben zu wollen. An Stelle der im allgemeinen üblichen Abstimmung durch Handaufheben trat die geheime mit Stimmsteinen, wenn es sich um das persönliche Interesse einzelner handelte. Bei dem von Kleisthenes eingeführten Ostrakismos, dem sog. Scherbengericht, wurde der Name des ohne Verlust der bürgerlichen Rechte aus dem Vaterlande verwiesenen einflußreichen Bürgers auf Scherben von zerbrochenem Tongeschirr eingeritzt. Das Resultat jeder Abstimmung verkündete der Vorsitzende. Eine Urkunde wurde darüber aufgesetzt, die im Archiv, einem Heiligtum der Göttermutter (*Μητροῦρον*) aufbewahrt, in der Regel auch in Stein oder Erz gegraben in der Öffentlichkeit aufgestellt wurde.

Die Gegenstände der Beratung sind zahlreich und werden im Laufe der Zeiten immer mannigfaltiger. Vor allem bezog sich die Tätigkeit der souveränen Volksgemeinde auf ihre eigentlichen Lebensfragen, auf alle Verhältnisse zu anderen Staaten kriegerischer und friedlicher Art. Selbst die Feldherren waren für manche einzelne Maßnahme in oft bedenklich erscheinender Weise vom Volke abhängig. Die eigenen Gesandten wurden vom Volke ernannt, instruiert und mit Reisegeld versehen, die fremden von ihm angehört und mit Ehren bedacht. Die Leistungen der Besiegten wie der Untertanen in gewissen Zeiten und die zu erhebende Kriegssteuer der Bürger wurde festgesetzt, Anordnungen über Zölle, über Maße, Gewichte und Münzen getroffen, auch Beschlüsse über Einführung staatlicher Gottesdienste und Feste gefaßt, namentlich Ehren aller Art beschlossen: die Verleihung des Bürgerrechts, der Isotelie (S. 220) oder des staatlichen Gastrechts (*προξενία*) an Fremde, ferner Befreiung von Staatsleistungen, Speisung im Prytaneion (S. 226), Verleihung von Ehrentiteln, Kränzen und Ehrenstatuen (S. 226).

Zahlreich und mannigfach wechselnd im Laufe der Zeiten waren die jährlich neu antretenden Beamten. Es gab von ihnen drei Arten: die eigentlichen Obrigkeiten (*ἄρχοντες*), die bis zu einem gewissen Grade das Recht hatten, zu befehlen, zu strafen, selbständig zu entscheiden oder die Entscheidung eines Gerichtshofes zu veranlassen und diesen zu leiten, ferner für vorübergehende bestimmte spezielle Geschäfte eingesetzte Beamte (*ἐπιμεληταί*) mit gewissen obrigkeitlichen Rechten in ihrem Amtsbereich und endlich bezahlte Subalternbeamte ohne das Recht selbständiger Verwaltung.

Besetzt wurden die Ämter aus der Zahl der wirklichen Bewerber in der Volksversammlung, meist durch das Los oder auch durch Wahl mittels Handaufheben. Vor dem Rate

oder einem Gerichtshofe fand vor dem Amtsantritt eine Prüfung (*δοκιμασία*) statt, die sich vor allem auf die bürgerliche Abkunft und den sittlichen Wandel, nicht auf die besondere Berufsbefähigung erstreckte. Gewisse sittliche oder sogar körperliche Gebrechen schlossen von der Ämterbekleidung aus. Nach einem feierlichen Amtseide in der Öffentlichkeit und nach dem Antrittsopfer begann der Beamte seine Tätigkeit. Sein gewichtigstes Recht war es, Geldstrafen aufzuerlegen oder die Bestrafung des Schuldigen durch einen Gerichtshof zu veranlassen, bei dem er dann den Vorsitz hatte. Als Ehrenrechte der Beamten galten Ehrenplätze in Versammlungen und im Theater sowie Befreiung vom Kriegsdienst. Im Gegensatz zu römischen Verhältnissen finden sich keine pomphaften Amtsinsignien, nur den Myrtenkranz tragen die Beamten wie die Ratsmitglieder und die Redner in der Volksversammlung. Manche Behörden dehnten die Kollegialität so zur Lebensgemeinschaft aus, daß sie mit ihrem Unterpersonal sogar in ihrem Amtslokale zusammen speisten. Beim Ausscheiden aus dem Amte hatten die Beamten Rechenschaft (*εἴθνη*) vor einem Gerichtshofe abzulegen.

Die zahlreichen Einzelbehörden lassen eine große Individualisierung und Entwicklungsfähigkeit im Laufe der Zeiten erkennen.

An der Spitze des athenischen Staates stehen, wie in vielen anderen griechischen Staatsgemeinden, Beamte mit allgemeiner Bezeichnung, die Archonten.

Seit der Mitte des 8. Jahrhunderts wurden sie in der Weise zusammen mit ihrem Sekretär erlost, daß jede Phyle einen Beamten stellte. Sie hatten, anders als die römischen Konsuln, jeder seinen bestimmten Machtbereich und traten fast nirgends gemeinsam auf. Ihre Amtsgewalt ist schon seit Solon (594) so eingeschränkt, daß ihnen neben Anordnungen für Feste und einzelnen unbedeutenden Verwaltungsgeschäften nur die Instruktion von Prozessen und der Vorsitz in Gerichtshöfen verblieben ist. Der erste im Kollegium, kurz der Archon genannt, später Eponymos zubenannt, als der, nach dem das Jahr datiert wird, ist der Hüter des Familienrechts und Besorger der großen Dionysien (S. 30), der Basileus hat die Fürsorge für die Religion und die Blutgerichtsbarkeit, der Polemarch in klassischer Zeit außer gewissen sakralen Funktionen nur noch die Handhabung des Fremdenrechts, die sechs Thesmotheten haben es noch ausschließlicher mit dem Gerichtswesen zu tun.

Gerichtsbehörden in unserem Sinne konnte es in Athen nicht geben (S. 225), nur war eine Exekutivbehörde notwendig, die Elfmänner, die die Gefängnisse verwalteten und für die Vollstreckung der gerichtlichen Urteile sorgten. Sehr zahlreich aber waren die Polizeibeamten. Es gab 10 Viertelsmeister (*ἀστυνόμοι*), denen die Straßen, die Bau- und die Sittenpolizei unterstand, 10 Marktmeister (*ἀγορανόμοι*), Beamte für das Ausbessern der Heiligtümer, Wege und Brunnen, für die Beaufsichtigung von Maß und Gewicht, besonders auch für die uns heutzutage so verständliche Überwachung des wichtigen Getreidehandels (*σιτοφύλακες*) und des attischen Freihafens (*ἐμπόριον*), die darauf achten mußten, daß zwei Dritteile aller Getreideladungen in die Stadt verhandelt wurden.

Zahlreich und wechselnd sind die Finanzbeamten gewesen. Dazu gehören die Generaleinnehmer (*ἀποδέκται*), die Verdinger (*πωληταί*), die Staatsarbeiten vergaben, Domänen, Bergwerke, Zölle und Steuern verpachteten und eingezogene Besitztümer verkauften, die Schatzmeister (*ταμίαι*) der Tempel, unter ihnen vor allem der der Athena.

Die Leitung des Kriegswesens war in den Händen der durch Handwahl bestellten zehn Feldherren (*στρατηγοί*), die ursprünglich die Truppen kommandierten, aber auch die Vertretung des Staates nach außen bekamen, diplomatische Verhandlungen führten und Verträge abschlossen, mit der Zeit aber immer mehr von der Kriegführung abgedrängt wurden. Die Regimenter führten die aus den einzelnen Phylen (S. 205) gewählten Obersten (*ταξίαρχοι*); dazu kamen zwei Reitergenerale (*ἑπάρχοι*) und zehn Reiterobersten (*φύλαρχοι*). Auch den Befehl über die Flotte führten Strategen, nicht besondere Admirale; nur gab es Aufsichtsbehörden für das schwimmende Kriegsmaterial.

Unter den Unterbeamten finden sich außer den auch bei uns so nötigen Schreibern die für das Altertum charakteristischen Herolde, die sich bei feierlichem Gebet und Aufruf vor Gericht und Volksversammlung, im Frieden und im Kriege zu betätigen hatten.

Im Laufe der Zeiten entwickelte sich die ursprüngliche Verfassung Athens immer mehr im demokratischen Sinne. Es geschah dies infolge der Zulassung auch der untersten Vermögensklasse zu den Ämtern. Sold wurde jetzt an die Ratsmitglieder gezahlt, der freilich mehr den Charakter von Tagegeldern hatte, vor allem an die Geschworenen (S. 225), ja auch für die Teilnahme an der Volksversammlung. Es führte dies im politischen Leben zu einem Emporkommen des Handwerkerstandes über die konservative ackerbauende Bevölkerung. Demagogen, geleitet von niedrigem Ehrgeiz und schmutziger Habgier, gewannen großen Einfluß. Vergeblich sind die Versuche gewesen, diese verhängnisvolle Entwicklung aufzuhalten. So sollte durch Einführung der Nomotheten die Initiative bei der Gesetzgebung dem Volke entzogen und einer durch das Volk eingesetzten Gesetzgebungskommission übertragen werden. Nach Art eines Prozesses wurde in offener Abstimmung über die von freiwilligen und staatlichen Anwälten (*συνήγοροι*) vertretenen Gesetze, die abgeschafft werden sollten, verhandelt.

GERICHTSWESEN. Nach dem durch Drakon fest geregelten offenbar älteren Brauche gab es für die Rechtsprechung über Mord und Totschlag und ähnliche schwere Verbrechen, wie besonders Brandstiftung, fünf durch mythische Überlieferung geweihte Stätten, wo ständige Richter urteilten, die freilich als Berufsrichter im modernen Sinne nicht gelten können. An der einen saß der alte Adelsrat, der Areopag, an den vier anderen die „Anweiser des Rechts“ (*ἐφέται*). So war schon frühzeitig das alte Wergeld abgeschafft und die rechtliche Verfolgung des Mörders einem jeden zur Pflicht gemacht, wenn sie zunächst auch mehr unter dem Gesichtspunkte einer religiösen Sühne erfolgte (S. 223). Den wichtigsten Schritt für die Weiterentwicklung des Gerichtswesens hatte Solon getan, als er die übrige Gerichtsbarkeit dem Volke überwies, eine Einrichtung, die in der Zeit der Blüte die athenische Demokratie zu ihrer verhängnisvollen Höhe geführt hat. Denn während die Beamten zunächst noch das Recht der richterlichen Entscheidung behielten und das Volksgericht nur die Berufungsinstanz bildete, schwand alsbald auch diese Macht der Behörde, und es verblieb ihr nur noch die Einleitung des Prozesses und der Vorsitz dabei. Sie nahm die Klageschrift des Klägers und die schriftliche Erwiderung des Beklagten entgegen, ließ beide Eingaben beschwören, sammelte in der Voruntersuchung (*ἀνάκρισις*) von beiden Parteien alles, was für die Entscheidung der Rechtsfrage erforderlich erscheinen mußte — Gesetzstellen, Dokumente, Zeugenaussagen sowie die eigentümlicherweise noch mehr geltenden, auf der Folter gemachten Aussagen der Sklaven — in versiegelten Gefäßen für den Tag der Hauptverhandlung (*κρίσις*), leitete diese selbst und veröffentlichte den Richterspruch. Dabei war der Bürger selbst verpflichtet, die Sache des Rechts zu der seinen zu machen, mochte er die Klage in persönlicher Angelegenheit unternehmen (*δίκη*) oder sich berufen fühlen, im Interesse des Gemeinwohls einzuschreiten (*γραφή*). Er mußte die Vorladung im Beisein von Ladezeugen ergehen lassen, mußte die Beweismittel als Kläger wie als Beklagter beibringen, mußte vor dem Gerichtshofe seine Sache vertreten, mochte er auch eine von einem andern gefertigte Rede (S. 41) selbst vortragen oder an zweiter Stelle einen Helfer (*συνήγορος*) für sich sprechen lassen, mußte endlich dem Gegner den Eid anbieten oder antragen. Denn das attische Recht kannte weder Staatsanwalt noch Verteidiger oder Eideszwang.

Richter waren in allen Prozessen die Bürger selbst unter dem Namen der Heliasten (S. 30), wie sie nach der alten „sonnigen“ Gerichtshalle (*Ἡλιαία*) hießen. In öffentlichen Sachen richteten große Abteilungen von 501 Richtern, ja es konnten in besonders wichtigen Prozessen sogar 2, 3 oder 4 solche Gerichtshöfe zusammentreten. Berufsrichter gab es nur für besondere Fälle, vor allem für Bagatellsachen.

Die Strafen waren in älteren Zeiten besonders streng, wie Drakons „mit Blut geschriebene Gesetze“ beweisen. Mit der Zeit schaffte man die grausigen Formen der Todesstrafe ab; das Stürzen von Verbrechern oder ihren Leichen in Abgründe, das Niederschlagen von Straßenräubern mit der Keule u. a.; der milde Trank des Schierlingsbechers wurde üblich. Die Verbannung war bei dem Egoismus des antiken Staates stets mit Vermögensziehung verbunden. Die bei uns so häufige Gefängnisstrafe, die dem Freiheitsgefühl der Griechen widerstrebt, hat fast nur Bedeutung als Zwangsmittel gegenüber Staatsschuldnern oder als Strafverschärfung. Der dauernde Verlust der persönlichen Freiheit vollends ist als Strafe einem Bürger gegenüber in normalen Zeiten stets ausgeschlossen gewesen, nur ein Nichtbürger wurde, wenn er sich das Bürgerrecht anmaßte, als Sklave verkauft. Sehr verbreitet aber war in mancherlei Form der bei uns als Zusatzstrafe auftretende Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte (*ἀτιμία*), der den antiken Menschen besonders empfindlich traf, die Einziehung des Vermögens und andere Geldbußen.

Eine wichtige politische Seite bekam der Gerichtsbetrieb, als das athenische Reich gegründet war und nun auch die Bundesgenossen ihren Gerichtsstand in Athen hatten und mit der Zeit jeder Bürger über 30 Jahre, der sich meldete, als Richter eingestellt werden mußte. Daß jetzt eine Entschädigung für die Richtertätigkeit gezahlt wurde, war zunächst eine Frage der Billigkeit. Auch betrug der von Perikles eingeführte Richtersold nur 1 Obol; er wurde aber vom Demagogen Kleon verdreifacht. Damit war gerade den Elementen der Bürgerschaft, die nicht angestrengt arbeiten wollten, die Möglichkeit geboten, in bequemer Weise ihr Dasein zu fristen, während der tätige Bürger bei dem Aufschwung von Handel und Gewerbe sich möglichst von der richterlichen Tätigkeit fernhielt. Daß regelmäßig seit dem Ende des Peloponnesischen Krieges jede Privatklage einem aus den älteren Bürgern bestellten Schiedsrichter (*διαιτητής*) zur selbständigen Entscheidung übergeben wurde, änderte nur wenig an den mißlichen Verhältnissen, da von der gestatteten Berufung an die Geschworenen immer mehr Gebrauch gemacht, ja ihnen bald auch die Prozesse selbst wieder zugewiesen wurden. Mit der Zeit erweiterten die heliastischen Gerichtshöfe immer mehr ihre Kompetenz; sie hatten zu entscheiden auch über Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung. Wohl gab es eine Menge fein ersonnener Maßregeln, um die Unabhängigkeit der Richter zu wahren, eine Menge Kautelen, die die komplizierte Auslösung des zuständigen Gerichtshofes, die Erhebung der Anklage in einem Staatsprozesse, das ganze Verfahren, besonders die geheime Abstimmung mit den metallenen Stimmgsteinen (*ψηφοί*) umgaben. Schließlich aber war doch die Überredungskunst des Sprechenden die Hauptsache, zumal die Bürger in echt demokratischer Weise ohne vorherige Beratung ihren Stimmgstein abgaben. War auch bei der großen Zahl der Richter Bestechung weniger leicht möglich als in Rom, so zeigten doch diese Gerichtshöfe dieselben Schattenseiten wie die leicht erregbare Volksversammlung. Großes Unheil konnten die Sykophanten anrichten, Menschen, die aus dem Recht ein niederträchtiges Gewerbe machten, unschuldige Bürger anklagten oder mit Anklage bedrohten, um so sich auf jede Weise Geld zu verschaffen, sei es infolge der Verurteilung ihres Opfers oder durch Erpressung.

FINANZVERWALTUNG. War Attika mit seinem steinigem Boden auch ein so armes Land, daß es jährlich 250 Talente (über 1 Mill. M.) für Getreide an das Ausland zahlen mußte, so kam es doch durch seine Machtstellung zu großer finanzieller Blüte. Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges bildeten die Tribute der Genossen des ersten Seebundes mindestens die Hälfte aller Einnahmen; sie betragen zur Zeit ihrer größten Höhe 1200 Talente (6 Mill. M.). Der Ersatz durch ein Zwanzigstel der Ein- und Ausfuhr aller Häfen des Reiches und ein Sundzoll von Byzanz hatten ebensowenig Bestand wie die von den Mitgliedern des zweiten Seebundes erhobenen Beiträge. Den Kern der Einnahmen bildeten

die Zölle, in erster Linie das Fünfzigstel, das von aller Ein- und Ausfuhr erhoben wurde, ferner die Abgaben für Benutzung des Hafens, die Marktzölle und die beim Verkauf entrichteten Steuern. Das antike Verfahren, die Zölle zu verpachten, förderte oft Gewinnsucht und Schikanen. Die einzige direkte Abgabe war die Kopfsteuer für Schutzverwandte (12 Drachmen = 10 M. jährlich) und die Abgabe für Sklaven (3 Obolen = 40 Pf. jährlich). Viel brachte der Gerichtsbetrieb ein: Gerichtskosten, Strafen (werden doch solche von 50 Tal. genannt) und Vermögenseinziehungen. Vom Grundbesitz ergaben am meisten die Silberbergwerke von Laurion, die zum Teil dem Staate gehörten oder, soweit Privateigentum, besteuert waren.

Groß waren die Ausgaben. Zwar das Fußheer machte im Gegensatz zu modernen Verhältnissen keine Kosten, da jeder sich selbst auszurüsten hatte, wohl aber kostete Equipierung und Zuschuß für die stehende Reiterei (S. 205) zu Xenophons Zeiten 40 Tal. (gegen 200 000 M.); weit mehr erforderte wohl die ständig wachsende Flotte. Auch die Ämter kosteten dem Staate wenig, da sie als Ehrenämter galten. Nur die Unterbeamten wurden bezahlt, außerdem die Beträge für gemeinsame Mahlzeiten, Reisen von Gesandten und Kommissionen u. a. vom Staate angewiesen. Viel Geld aber erforderte die Besoldung der Ratsmitglieder, der Teilnehmer an der Volksversammlung und der Richter (S. 225). Die größten Summen verwendete man bezeichnenderweise auf die Feste, vor allen die Panathenäen und die großen Dionysien. Die schlimmste Entwicklung aber zeigt das sog. „Schaugeld“ (*θεωρικόν*). Ursprünglich als Eintrittsgeld für den Besuch der Theaters gezahlt, wurde es ein Vergnügungsgeld, das das Volk auch bei anderen festlichen Gelegenheiten forderte. Auch Armenunterstützung und Fürsorge für die Kinder der Gefallenen findet sich. Ins Ungemessene steigerten sich ferner die Ausgaben für die Ehren, nicht die für die seltene Verleihung der Speisung im Prytaneion, wohl aber die für die zahlreichen, später oft aus Gold hergestellten Kränze und die mit der Zeit immer häufiger verliehenen Ehrenstatuen. Großartig waren endlich die Leistungen auf dem Gebiete der baulichen Anlagen. Tempel, Theater, Gymnasien, Amtsgebäude, Gerichtslokale, Säulenhallen, Stadtmauern, Gräben, Molen, Brücken, Wasserleitungen, Brunnen, Häfen, Märkte erforderten für ihre Errichtung und Erhaltung fast regelmäßige Ausgaben des Staates, obwohl die Tempelkassen dazu ausgiebig herangezogen wurden.

Trotz der großen Ausgaben wurden doch in guten Zeiten bedeutende Überschüsse gemacht. Oft fanden sie freilich unrühmliche Verwendung; so waren sie zu Demosthenes' Zeiten der Theorikerkasse zugeführt worden. In Kriegszeiten fand man Reserven in den Tempelkassen, die man freilich nur in der Not angriff. Luxussteuern, Münzverschlechterung, Monopolversuche brachten nicht viel ein, auch von den bei uns so wichtigen Anleihen im In- und Auslande hören wir nur Unsicheres. Wohl aber sind die Beiträge (*εἰσφοραὶ*) der Bürgerschaft wichtig, mochten sie in echt antiker Weise auf Aufforderung hin freiwillig erfolgen oder als Vermögenssteuer, aber nur im Kriegsfall, auf Grund der solonischen Klassen (S. 220) erhoben werden. Einen großen Teil der Ausgaben freilich wälzte der Staat auf die reichsten Bürger ab. Sie hatten für ihre Phyle gewisse Leistungen (*λειτουργίαι*) zu übernehmen. Die regelmäßig alljährlich wiederkehrenden (*ἐγκύκλιοι*) dienten der Verherrlichung der Hauptfeste des Staates: die Ausrichtung des Mahles für die Phylengenossen (*ἐστίασις*), die Ausbildung und Ausstattung der am Wettlaufe beteiligten Jugend (*γυμνασιαρχία*), die Führung der Festgesandtschaft nach auswärtigen Festorten (*ἀρχιδεωρία*) und vor allem die kostspielige Ausstattung des Dramenchors (*χορηγία* S. 30f.). Für den Krieg gab es die Ausrüstung einer Triere (*τριηραρχία*) und die Übernahme der Kriegsabgaben in Form eines Vorschusses an den Staat (*προεισφορά*). Um sich gegen unberechtigte Belastung zu schützen,

konnte ein Bürger den sog. „Vermögenstausch“ (*ἀντίδοσις*) beantragen, mittels dessen er den Versuch machte, durch ein gerichtliches Verfahren einem andern die Leiturgie zuzuschieben. Daß die Bürgerschaft sich durch die Leiturgien nicht zu sehr bedrückt fühlte, ist erklärlich bei einem Volke, dessen reiche Bürger noch heutzutage so gerne sich als Wohltäter des Staates erweisen.

HELLENISTISCHES STAATSWESEN

Das Königtum ist für die hellenistische Zeit nicht nur die charakteristische, sondern auch die verbreitetste Staatsform gewesen. Es ist dies in allen Monarchien das patriarchalische Königtum der Makedonen, mehr oder weniger beeinflußt durch die orientalischen Despotien, so namentlich in Ägypten durch die Traditionen der Pharaonen, in Syrien durch die der persischen Großkönige. Die mangelnde Legitimität suchte man dadurch zu ersetzen, daß der Herrscher religiöse Verehrung beanspruchte, die Gemahlin aus königlichem, wenn auch gelegentlich ungriechischem Geschlecht gewählt und ein festes Thronfolgerecht eingehalten wurde, das zunächst dem ältesten Sohne die Herrschaft sicherte. Dazu wurde ein glänzendes Auftreten nach außen betont; die typische Königstracht: Szepter, Purpurmantel, Purpurhut und Diadem, ist damals ebenso aufgekommen wie ein strenges Hofzeremoniell.

Da es sich um ein absolutes Königtum handelte, so konnte die Volksversammlung keine Bedeutung haben, wenn auch die das Heer überall im wesentlichen bildenden Makedonen als das „Volk in Waffen“ bei besonderen Gelegenheiten zur Beratung und Beschließung zusammentraten. Wichtiger ist der Staatsrat der „Freunde“ des Königs, die freilich als Hofadel größere Bedeutung hatten wie als Ratgeber, da die Herrscher an ihr Gutachten nicht gebunden waren.

Für die Reiche, die an Ausdehnung zum Teil modernen Großstaaten verglichen werden können, ist die Mischung von Griechen- und Barbarentum charakteristisch. Der Hellenisierung diente die Gründung von zahlreichen Städten. Sie waren zunächst Militärkolonien und als solche Stützpunkte der Fürstenmacht; mußten doch die Truppen für ihre langen Kriegsdienste entschädigt werden. Zugleich bedeuteten die Angesiedelten für den Fürsten eine wichtige Kriegsreserve. Aber auch zivilisatorische Zwecke wurden mit den Städtegründungen verfolgt. Vielfach blieb freilich das Land um die Griechenstädte durchaus barbarisch. Am stärksten machte sich der Hellenismus geltend in Vorderasien, weniger in Syrien, am allerwenigsten in Ägypten. Zeigt sich doch auch eine starke Reaktion des Orients gegenüber dem Hellenentum. Sie wurde gefördert durch die Liberalität der Herrscher, die nach Alexanders Vorbild oft Teilen ihres Reiches die Selbstbestimmung ihrer Verfassung zugestanden. Es galt dies namentlich vom syrischen Reiche, wo Fürstentümer, Freistädte, ja geistliche Herrschaften nebeneinander bestanden, Verhältnisse, die an Zustände des deutschen Kaisertums im Mittelalter erinnern, zumal hier eine Art Lehenssystem vorhanden war.

War der König oberste Instanz auf allen Gebieten, so regierte er durch seine Beamten. Zum ersten Male tritt in der Geschichte ein lebenslangliches Beamtentum auf, das in hierarchischer Weise seine Spitze im König findet, die Idee des Staatsdienstes, der sich von dem nach orientalischem Vorbild organisierten Hofdienst scheidet.



117. TONTÄFELCHEN (OSTRAKON) MIT PRIVAT-QUITTING.

Nach Wilcken, Griech. Ostraka II, Taf. 3, Nr. 1027.

„Asklepiades, der Sohn des Charmagon, grüßt den Portis, den Sohn des Permamis. Ich habe von dir den mir zufallenden Ernteertrag und das Nachgewachsene auf dem Land, das ich dir zum Bestellen verpachtete, im 15. Jahre, und ich habe von dir nichts zu fordern. Es schrieb für ihn Eumelos, der Sohn des Hermulos, der aufgefordert wurde, weil er selbst zu langsam schreibt. — 15. Jahr, 2. Phamenoth.“

auch die Fürsorge für die Jugenderziehung sowie gewisse offizielle Körperschaften (S. 197) eine wichtige Rolle spielten. In den Residenzen der Fürsten kamen jetzt zum ersten Male Weltstädte mit mehr als einer halben Million Einwohner empor.

Interessant ist für diese Zeiten auch die Entwicklung von Bundesstaaten, wie sie namentlich der ätolische und der achäische Bund mit ihren Strategen an der Spitze darstellen.

Von großer Bedeutung ist die Entwicklung des hellenistischen Rechts, zumal es noch in der Kaiserzeit im Osten als „Volksrecht“ neben dem „Reichsrecht“ Geltung behält (S. 94). Die wichtigste Erscheinung ist es, daß jetzt der König die oberste Instanz bildet.

In Ägypten, das wir allein näher kennen, gab es neben den mündlich verfahrenen griechischen Richtern die alten „Nationalrichter“, die an ein umständliches schriftliches Verfahren gebunden waren. Stark ausgebildet ist hier das Urkundenwesen sowie das Familien- und Vermögensrecht. Für die freien Griechenstädte sind die zahlreichen Schiedsgerichte auswärtiger Richter bezeichnend.

Verwickelt war auch die Finanzverwaltung besonders in dem reichen Ägypten. Die Einnahmen der Herrscher gründeten sich hier, wie auch in den anderen großen Monarchien, zunächst auf einen reichen Domänenbesitz. Dazu kamen Regalien und Monopole. Unter den Steuern ist die Grundsteuer von besonderer Bedeutung. Ferner gab es eine Menge Ertragssteuern, namentlich Gewerbesteuern, aber auch Vermögensabgaben, wenn es auch noch nicht zu einer zusammenfassenden Einkommensteuer gekommen ist. Die Kopfsteuer war auf die einheimische Bevölkerung beschränkt, Ein- und Ausfuhr- sowie Marktzölle, ja sogar Schutzzölle sind üblich gewesen, wie eine Menge Gebühren sowie Kultabgaben an Tempel aller Art.

Bezeichnend für die militärische Grundlage der Alexanderreiche ist es, daß sich in der nächsten Umgebung des Herrschers die königlichen „Leibwächter“ finden, unseren Generaladjutanten vergleichbar, während das Amt eines Reichskanzlers wenig fest herausgebildet ist. Wohl aber gab es einen Kabinettssekretär, der die königlichen Befehle ausfertigte, untersiegelte und zustellte, einen Gardekommandeur, einen Staatssekretär für das Kriegswesen und einen Generalintendanten der Finanzen. Unter diesen Oberbeamten stand die dazugehörige Beamtenschaft in fester Ordnung, in der Weise, daß die freilich immer mehr zurücktretende nationale Verwaltung beibehalten wurde. Zum Hofdienst gehörten Oberküchenmeister, Obermundschenk, Oberjägermeister und Kammerherren, entsprechend dem orientalischen Hofzeremoniell.

Die griechischen Städte behielten meist ihre Verfassungen, aber nur der äußeren Form nach; das Staatsleben hatte sich in ein Stadtgetriebe verwandelt, in dem namentlich das Marktleben, aber

Der orientalische Einfluß zeigt sich deutlich in der Bedeutung, die die Schatzhäuser bei den hellenistischen Herrschern hatten.

Die Art der Ausgaben entsprach jetzt dem Budget moderner Staaten. Heer und Flotte, Hofhaltung, Besoldung von Beamten und Gesandtschaften, Religionspflege und großartige Förderung kultureller Zwecke erforderten reiche Mittel.

In der Finanzverwaltung Ägyptens war die königliche Privatkasse von der in Alexandria zentralisierten Reichshauptkasse abgezweigt. Mit der letzteren stand die Hauptbank in Beziehung, neben der es königliche Banken bis in die Dörfer hinein gab. Bei der Steuereinbringung wurden alle Methoden der Feststellung angewandt, und durch sein System der Staatspachtung ist das Ptolemäerreich das Vorbild für Rom geworden.

Die freien Gemeinden hatten viel mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, zumal Handelsabgaben, Zölle, vereinzelte Monopole nicht genug einbrachten. Da auch das System der Leiturgen (S. 226f.) sich nicht mehr aufrechterhalten ließ, so war man oft von der Wohltätigkeit der Fürsten und der reichen Bürger abhängig. Immer zahlreicher wurden bis in die Kaiserzeit hinein die Stiftungen für bestimmte Zwecke.

ROM

BÜRGERSCHAFT. Der Umstand, daß Rom lange Zeit nur ein Stadtstaat gewesen ist, ja daß alle Einrichtungen, die zum Teil für die Welt Bedeutung gewannen, ursprünglich auf städtische Verhältnisse zugeschnitten waren, gab dem römischen Bürgertum seine hohe Geltung. Das volle Bürgerrecht besaßen ursprünglich nur die alten Geschlechter, die Patrizier. Erst der Ständekampf verschaffte im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. den Neubürgern, den Plebejern, die Gleichberechtigung mit den Patriziern; im 1. Jahrhundert v. Chr. erlangten auch die „Bundesgenossen“, die Bewohner Italiens, statt des beschränkten „Latinerrechts“ das volle Bürgerrecht; im Jahre 212 gab endlich Caracalla allen freien Provinzialen das Bürgerrecht.

Zum Bürgerrecht gehörte das Recht, Eigentum zu erwerben und mit ihm geschäftlich frei zu verfahren, das Recht, eine gültige Ehe einzugehen, das Recht, an den Abstimmungen des Volkes teilzunehmen und damit das aktive Wahlrecht, die Wählbarkeit für die Staatsämter, das Recht endlich, Berufung an das Volk gegenüber den Strafen der Beamten einzulegen.

Als große Schmach wurde der Verlust des Bürgerrechts empfunden, wie er eintreten konnte, wenn ein Bürger geächtet oder bei Verabsäumung der dem Staate mit Gut und Blut zu leistenden Dienste in die Sklaverei verkauft wurde oder auch selbst in eine andere Bürgerschaft übertrat. Das Bürgerrecht vererbte sich vom Vater auf den Sohn, wenn dieser einer rechtsgültigen Ehe entsprossen war.

Wichtig war daher in Rom die streng geregelte Namengebung. Im allgemeinen hatte ein angesehener Römer drei Namen: einen der römischen Vornamen (*praenomen*), deren es überhaupt nur etwa $1\frac{1}{2}$ Dutzend gab und der auch bei den einzelnen Familien stereotyp wiederzukehren pflegte (*M.* = *Marcus*), einen weiteren Namen (*Tullius*), der bei verzweigten Familien aus einem Familien- zum Geschlechtsnamen (Gentilnamen) geworden war (*nomen*), und den aus einem oft wenig geschmackvollen Beinamen (daher *cognomen*) oder Spitznamen hervorgegangenen Namen der engeren Familie (*Cicero*). Besondere Verdienste konnten einem Manne auch noch einen Zunamen (*agnomen*) verschaffen, der als solcher noch empfunden wurde, wie Africanus, Magnus u. a. Die Töchter bekamen oft nur den Geschlechtsnamen und wurden dann als „ältere“ oder „jüngere“, ja „dritte“ und „vierte“ unterschieden; erst gegen Ende der Republik erhielten auch sie den Familiennamen hinzu, z. B. Caecilia Metella (zu Abb. 43). Auch die Freigelassenen bekamen den Gentilnamen ihres alten Herrn und führten ihren eigenen unrömischen als Cognomen weiter.

Ausnahmsweise konnte das Bürgerrecht durch Volksbeschluß oder durch einen damit beauftragten Feldherrn erteilt, vor allem aber durch Freilassung aus der Sklaverei erlangt werden. Die Freigelassenen galten aber erst in der dritten Generation den Bürgern völlig gleich. Trotzdem befand sich gerade unter den Freigelassenen, die man doch zunächst ihrer Brauchbarkeit wegen der Sklaverei entrissen hatte, viel Intelligenz. So waren sie vielfach als Rechnungsführer, Kaufleute und Handwerker, aber auch als Künstler und Gelehrte tätig und sind in ihrer sozialpolitischen Stellung nicht mit Unrecht den Juden des Mittelalters verglichen worden.

Die Gliederung der Bürgerschaft ist im Laufe der Zeit eine mannigfache gewesen.

Das Kennzeichen des alten Adels, des Patriziats, war der Grundbesitz. Neben dem alten patrizischen Adel, der nur noch in ideeller und vielleicht in religiöser Hinsicht einen gewissen Vorrang besaß, kam bald ein Amtsadel, die Nobilität, auf; zu ihr gehörten alle patrizischen und plebejischen Familien, deren Mitglieder die sog. kurulischen Ämter (S. 233) bekleidet hatten. Ihr Kennzeichen war das „Bilderrecht“; d. h. sie durften die von den Toten abgenommenen Porträtmasken aus Wachs mit den entsprechenden Inschriften darunter, die von den Taten der Verstorbenen kündeten (S. 53), in einer Ahnengalerie aufbewahren und damit einen gewissen Ahnenkult (S. 177) treiben. Im Anschluß an den Gegensatz zwischen Adligen, die nur ungern einen Neuling (*homo novus*) in ihre Koterie aufnahmen, und den Nichtadligen (*ignobiles*) bildeten sich später die politischen Parteien der Optimaten und Popularen.

Noch schärfer trat eine soziale Scheidung der Stände seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts hervor. Sie gibt eine Dreiteilung der Bürgerschaft, in der sowohl Besitz als Amtsehre sich geltend machten. Aus der Masse der Bürgerschaft, die auch jetzt wieder als Plebs bezeichnet wird, heben sich die Ritter heraus, zu denen alle im Besitze eines Vermögens von mindestens 400000 Sesterzen (etwa 75000 Mk.) Befindlichen gehören. Die große Bedeutung des Ritterstandes bestand darin, daß er den ganzen Groß- und Geldhandel, mit dem die Senatoren sich nicht befassen durften, in die Hände bekam. Als besonderes Abzeichen ihres Standes trugen die Ritter einen schmalen Purpurstreifen am Untergewand (S. 184f.) und einen goldenen Ring, an Festtagen die Trabea, einen Überwurf mit Purpurstreifen; auch war ihnen ein besonderer Platz im Theater angewiesen. Der höchste Stand war der Senatorenstand, von den Mitgliedern des Senats gebildet, der durch besondere Tracht, einen breiten Purpurstreifen am Untergewand und eigenartige Schuhe, sowie durch besondere Ehrenplätze bei den Spielen ausgezeichnet war.

VOLKSVERSAMMLUNG. Bisweilen stellte sich das ganze Volk zu einer Versammlung (*contio*) ein oder auch nur ein Teil desselben (*concilium*), um Mitteilungen der Beamten entgegenzunehmen und sich zu beraten. Von größerer Bedeutung aber waren die Zusammenkünfte, in denen abgestimmt wurde, die sog. Komitien. Nach der Art der bei der Abstimmung zugrunde gelegten Volksgliederung gab es drei Formen. Fast ganz außer Übung kamen die auf die alte patrizische Verfassung (S. 229) sich gründenden Kuriatkomitien. In späteren Zeiten waren nur noch die Büttel der Kurien bei der Scheinabstimmung zugegen, durch welche antretenden Beamten die Amtsgewalt bestätigt oder auch Familienrechtsfragen erledigt wurden. Die Hauptbedeutung hatten lange Zeit die das ganze Volk umfassenden Zenturiatkomitien (S. 210). Sie wählten auch später noch die Oberbeamten, d. h. die Konsuln, Prätores und Zensoren, und hatten ursprünglich die Gesetzgebung und die Gerichtsbarkeit bei Kapitalstrafen. Später blieb ihnen von Beschlußgebieten namentlich die Kriegserklärung.

Da das in den Zenturiatkomitien versammelte Volk eigentlich „das Volk in Waffen“ darstellte (S. 210), so wurde es von einem mit militärischer Machtfülle (S. 233) bekleideten Beamten, einem Konsul, Prätor oder Diktator, auf dem Marsfelde vor der Stadt zusammen-

gerufen, dann die rote Kriegsfahne auf der Burg aufgesteckt und in die Festung jenseits des Tiber (Ianiculum) eine Besatzung gelegt. Ehe die auf einen „erlaubten“ (*fastus*) Tag drei Markttage vorher angesagte Versammlung eröffnet werden konnte, mußten die Auspizien, die Befragung der Götter (S. 109, 233), vorgenommen werden, und es konnten dann Himmelserscheinungen die Versammlung verhindern wie nach ihrem Beginn unterbrechen, ein Brauch, der nicht selten zu Parteizwecken ausgenutzt wurde. Aus der beratenden Versammlung begab sich das Volk ursprünglich in militärischer Ordnung zum Platze der Abstimmung. Hier stimmten so viel Klassen der Zenturien, bis die Mehrheit erreicht war. Das konnte in alter Zeit schon nach der Abstimmung der Ritter und der ersten Vermögensklasse der Fall sein; später wurde die Abstimmung mehr demokratisch geregelt und den Rittern das Vorstimmrecht genommen. An Stelle der alten mündlichen Abstimmung trat eine schriftliche durch Stimmtäfelchen. Zum Schluß verkündete der leitende Beamte das Ergebnis.

Nach der lokalen Einteilung in Tribus sammelten sich ursprünglich nur die Plebejer, um ihre Volksbeschlüsse, ihre Plebiszite, zu fassen. Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts umfassen auch die Tributkomitien das ganze Volk, und ihre Beschlüsse haben seit dem Hortensischen Gesetz (287) ebenfalls Gesetzeskraft. Auf die Tributkomitien, in denen der Grundbesitz noch besser als in den Zenturiatkomitien zur Geltung kam, ging immer mehr die Gesetzgebung über. Die Anträge wurden vorher veröffentlicht (promulgiert) und nach ihrer Annahme verkündet (renunziert), um dann auf einer Bronzetafel in der Öffentlichkeit aufgestellt zu werden. In diesen Versammlungen wurden auch die niederen Beamten, d. h. die Ädilen, Quästoren, Kriegstribunen und andere gewählt, während die Wahl der plebejischen Beamten, der Volkstribunen und Volksädilen, den Versammlungen der Plebejer auch weiter vorbehalten blieb.

Dieser ganze wohlgeordnete Apparat der Volksversammlungen, in dem gewissenhaft das historisch Gewordene möglichst festgehalten wurde, war jedoch zu umständlich, als daß er in echt demokratischer Weise hätte funktionieren können, wie etwa die souveräne Volksversammlung in Athen (S. 221f.). Die eigentliche Staatsleitung forderte größere Stetigkeit. Mit der Entartung der Bürgerschaft, besonders seit Beginn der sozialen Revolution, seit dem Auftreten der Gracchen, mußten die Volksversammlungen der Schauplatz wüsten Parteikampfes werden und die Ausdehnung des Bürgerrechts über ganz Italien ihnen alle Bedeutung nehmen.

SENAT. Die Körperschaft, die vor allem berufen war, das römische Reich zu regieren, war der Senat. Waren doch unter normalen Verhältnissen die Senatoren auf Lebenszeit tätig, ein Umstand, der für ein die Tradition so hochhaltendes Volk, wie das römische, sehr in die Wagschale fallen mußte. Dem Senat von Rom, der sich in jener berühmten, schon abgekürzt jedem verständlichen Form vor dem römischen Volke als ihm gleich an Souveränität nannte (S. P. Q. R.), läßt sich keine beratende Versammlung der Griechen an Bedeutung und Würde vergleichen. Die trotz der tatsächlich oft schwankenden Mitgliederzahl normalerweise auf 300 Senatoren festgesetzte Körperschaft wurde nach der gewöhnlichen Annahme bereits bald nach Vertreibung der Könige durch Angehörige angesehener plebejischer Familien ergänzt. Schon seit alten Zeiten wird man sich aber die Erfahrung gewesener Beamten dadurch zunutze gemacht haben, daß man sie in diesen ehrwürdigen Staatsrat aufnahm. So geht der Senat schließlich indirekt aus Volkswahl hervor und läßt sich darin mit dem athenischen Areopag vergleichen, der freilich die entgegengesetzte Entwicklung genommen hat, da er vor der Volkssouveränität zum Schatten dahinschwand (S. 220f.). Es änderte sich daher nicht viel an der Sache, als den Zensoren seit der Mitte des 5. Jahrhunderts die Ergänzung des Senats übertragen

wurde, da ja auch sie durch die Sitte und später durch ausdrückliche gesetzliche Bestimmungen gehalten waren, die gewesenen unbescholtenen kurulischen Beamten aufzunehmen. Seit der Gracchenzeit traten auch die gewesenen Volkstribunen ein, und die Zahl der in Wirklichkeit „ernannten“ Senatoren war so unter normalen politischen Verhältnissen nur gering. Eher zeigte sich die Macht der Zensoren von Einfluß, wenn es galt, unwürdige Mitglieder aus dem Senate zu stoßen (*senatu movere*).

Eine Senatssitzung zeichnete sich natürlicherweise ganz besonders durch den dem Römer eigenen Sinn für strenge Ordnung und vornehme Würde aus. Mit den Abzeichen der kurulischen Würde (S. 233) angetan, sammelten sich die Senatoren auf die Berufung eines mit Imperium (S. 233) bekleideten Magistrats oder eines Volkstribunen hin auf dem Forum, um sich dann auf Heroldsruf in das am Markt gelegene Hostilische Rathaus (*curia*) Abb. 83, 11) zu begeben oder auch in einen in der Nähe gelegenen Tempel (S. 170f.). Durch Geldstrafen und durch gesetzliche Bestimmungen bewahrte man den Senat vor der in modernen Staaten leider so häufigen Beschlußunfähigkeit. Nach der Beschaffenheit des Gegenstandes richtete es sich, ob die Anwesenheit der Hälfte oder eines Drittels der Mitglieder erforderlich war. Die Kalenden (1. des Monats) oder die Iden (13. oder 15. des Monats) waren beliebte Versammlungstage (vgl. Cäsars Ermordung am 15. März 44). In der Mitte der Versammlung saß auf erhöhtem Sitze der Einberufer, die Volkstribunen saßen in ältester Zeit vor dem Sitzungssaal, später in demselben auf den für sie bestimmten Bänken, ringsum die übrigen Senatoren ohne feste Plätze. Nach Abhaltung der Auspizien folgte ein Referat (*ad senatum referre*), das der vorsitzende Beamte selbst erstatten konnte; daran schloß sich, wenn er selbst oder ein Senator es forderte, die Debatte, die in strenger Ordnung so erfolgte, daß die Beamten und die gewesenen Beamten der Reihe nach um ihre Meinung befragt wurden, an erster Stelle ein durch das Vertrauen des Senats dazu berufenes „Oberhaupt“ (*princeps*). Nachdem alle gesprochen oder sich kurz einem Vorredner angeschlossen hatten, erfolgte die Abstimmung dadurch, daß die Anwesenden außer den Magistraten auf verschiedene Seiten des Versammlungsraumes auseinandertraten. Scharf wurde zwischen einem wirklichen Senatsbeschluß (*senatus consultum*) und einem Senatsgutachten (*senatus auctoritas*) unterschieden, dem infolge eines Formfehlers oder eines Einspruchs die Gültigkeit fehlte. Der leitende Beamte machte darauf den Beschluß bekannt und übergab ihn den Quästoren zur Aufbewahrung im Archiv (*tabularium*).

In den Händen des Senats, der ursprünglich nur eine beratende Stellung einnahm, liefen zu Zeiten seiner höchsten Machtfülle alle Fäden der Staatsregierung zusammen. Immer mehr wurde es üblich, daß die Beamten ihn in allen wichtigen Sachen befragten. Das bedeutsamste Verwaltungsgebiet aber war das der auswärtigen Angelegenheiten. Das Verhältnis zu fremden Staaten und Fürsten, denen er Ehrentitel, wie „Bundesgenosse“ und „Freund“ oder „König“ verlieh, die Lage der Provinzialen war von ihm abhängig, ja auch, wenn es sich um Krieg oder Frieden handelte, worüber die Entscheidung beim Volke stand (S. 230), übte er seinen Einfluß aus. Wurde es doch immer mehr Brauch, dem Feldherrn eine Senatskommission von 10 Mann als Beirat beizugeben (vgl. die Ephoren Spartas S. 219). Aber auch direkt wurden reich ausgestattete Gesandtschaften aus der Zahl der Senatoren geschickt, wie der Senat selbst die Gesandtschaften fremder Völker und Könige, wenn nicht gar diese selbst, empfing. Über die Provinzen verfügte er, da er die Oberaufsicht über die Finanzen besaß. Über Einrichtung von Steuern und Abgaben, wie über außerordentliche Ausgaben, die Krieg, Religion und Ehrungen erforderten, traf er Bestimmungen. Er konnte daher auch Rechenschaft für die Verwaltung der Gelder von den Beamten fordern und diese gegebenenfalls dem Gerichte überliefern. Denn eine richterliche Tätigkeit stand ihm nur insofern zu, als er lange Zeit die Richter für die Gerichtshöfe stellte. Selbst auf die Kriegführung erstreckte

sich sein Einfluß, da er die Aushebung des Heeres bewilligte und seine Stärke bestimmte, den Feldherrn den Kriegsschauplatz zuwies, ihr Kommando verlängerte und ihnen Ehren zubilligte (S. 216). Auf die Gesetzgebung hatte er insoweit Einfluß, als für die Volksbeschlüsse seine Zustimmung vor der Antragstellung erstrebt werden mußte und durch die in seiner Mitte befindlichen Beamten Anträge eingebracht werden konnten. Auch ordnete er Feste an, um die Götter, besonders in ernstesten Zeiten, anzurufen oder die Bürger zu entsöhnen, und wachte über den Kultus, so daß er fremde Gottesverehrung bald einführte, bald ihr Umsichgreifen hinderte. Schließlich konnte er den Konsuln außerordentliche Gewalt übertragen (S. 236 f.).

MAGISTRATE. Die staatsleitende Beamtenschaft, die nur vom Volke zu bestellende Magistratur, hat sich in Rom aus dem Königtum in der Weise entwickelt, daß an die Stelle des alten Königs die beiden Konsuln traten und damit bald das merkwürdige Prinzip der römischen Kollegialität Geltung bekam, wonach jeder einzelne Beamte das volle Recht besitzt, selbständige Entschlüsse zu treffen (vgl. S. 234), und sich nur dem aufhebenden Einspruch des Amtsgenossen aussetzt. Infolge von Abzweigungen von der konsularischen Amtsgewalt oder durch Erhebung von niederen Beamten zu selbständigen Magistraten hat sich die große Mannigfaltigkeit der römischen Beamten herausgebildet. Daraus erklärt sich auch, daß wichtiger als der Geschäftskreis des römischen Beamten seine Amtsgewalt ist, die ihn auf seiner eigentlichen Aufgabe fernliegenden Gebieten sich betätigen lassen konnte. Die höchste, ursprünglich nur dem Könige eigene Amtsgewalt ist das Imperium, das Recht zu gebieten und zu verbieten, das sich größer im Felde darstellt als daheim, und das seinem Träger militärisches Kommando und Jurisdiktion verleiht. Da das Imperium nie ruhen durfte, so übernahm es beim Wegfall seiner Träger vorläufig ein aus der Mitte des Senats bestellter, alle fünf Tage wechselnder Zwischenkönig (*interrex*). — Die besondere Amtsgewalt (*potestas*) der Magistrate stufte sich mannigfaltig ab. Alle aber haben das Recht, die Götter zu befragen (*auspicia publica*), das Volk zur beratenden Versammlung zu berufen, Verordnungen oder Edikte für die Zeit ihrer Amtsdauer zu erlassen, denen die Dekrete, die Anwendung von Gesetzen oder Edikten auf Einzelfälle, an die Seite treten, und gegen den Amtsgenossen einzuschreiten. Das gegen den Beamten bei Verhängung der Todesstrafe oder einer größeren Vermögensbuße gestattete Recht der Berufung an das Volk (Provokation) bedeutete eine wichtige Einschränkung der Beamten Gewalt.

Man teilte die Magistrate ein in patrizische, die aber mit der Zeit auch den Plebejern zugänglich wurden (S. 229), und plebejische (Tribunat und plebejische Ädilität), die auch später nur aus der Plebs bestellt wurden. Magistrate mit Imperium waren die Konsuln und Prätores, auch der ausnahmsweise eingesetzte Diktator. Zu diesen „oberen“ Magistraten gehörte noch der Zensor. Sie alle, aber auch die kurulischen Ädilen und der Untergebene des Diktators, der Magister equitum, bekleideten „kurulische“ Ämter und benutzten den „kurulischen“ Sessel aus Elfenbein.

Im Gegensatz zu Griechenland wurden alle Ämter durch Wahl besetzt. Der „Kandidat“ (S. 184) meldete sich längere Zeit vor der Wahl bei dem wahlleitenden Magistrate, der über seine Zulassung entschied; der Zurückgewiesene konnte beim Senate Berufung einlegen. Wiederwahl und Lebensalter für die Bekleidung der bedeutendsten Ämter waren gesetzlich geregelt. Danach durfte das mittelste der kurulischen Ämter, die Prätur, gerade erst mit dem für die männliche Vollreife oft als typisch angesehenen 40. Lebensjahr bekleidet werden, die Ädilität drei Jahr früher, das Konsulat ebensoviel Jahre später. Vor den kurulischen Magistraten aber

mußte man die Quästur innegehabt haben. Wenig erfreulich war es, daß der Kandidat vor dem Volke um die Stimmen werben mußte (vgl. Shakespeares Coriolan), ja daß Bestechung und Stimmenkauf oft vorkamen.

Die fast ausnahmslos auf ein Jahr gewählten, zum Amt „designierten“ Beamten traten alljährlich am bestimmten Tage ihre Tätigkeit an, die Konsuln und die meisten anderen Magistrate seit dem Jahre 153 v. Chr. am 1. Januar, der dadurch auch für uns schließlich der Tag des Jahresanfangs geworden ist. Götterbefragung (Auspizien) und ein Schwur auf die Gesetze gingen dem Amtsantritt voran, wie ja auch der Schwur, den Amtseid gehalten zu haben, von dem abtretenden Beamten geleistet wurde. Machten Tod, freiwillige Amtsniederlegung oder nur durch Volksbeschluß herbeizuführende Amtsenthebung der Tätigkeit des Magistrats ein vorzeitiges Ende, so trat für den Rest des Amtsjahres ein nachgewählter (*suffectus*) an seine Stelle. Die gewesenen Beamten genossen nicht nur als „Konsulare“, „Prätorier“ usw. besonderes Ansehen im bürgerlichen Leben, sondern traten auch in den Senat ein (S. 231 f.). Für die Weiterführung eines Krieges, besonders aber in späteren Zeiten für die Provinzialverwaltung erschien bisweilen eine Verlängerung der Amtszeit notwendig. So entstand namentlich das sog. Prokonsulat.

Da alle Magistrate Ehrenämter waren, so erhielten die Beamten durchweg nicht einmal den besonders für die Ausrichtung der Spiele nötigen, oft sehr bedeutenden Aufwand ersetzt. Wohl aber standen ihnen eine Fülle von Ehren zu, auf deren äußeren Prunk der Römer im Gegensatz zu dem schlichten Griechen (S. 223) so großes Gewicht legte; namentlich das mit Purpursaum geschmückte Staatsgewand und die mit einem roten Riemen umwickelten, den Magistraten von den Liktores (12 bei Konsuln und Prokonsuln) vorausgetragenen Rutenbündel, in denen, solange die Magistrate außerhalb der Stadt auftraten, ein Beil steckte (S. 236).

Die für ein Jahr, das nach ihnen benannt wurde, an die Stelle der alten Könige tretenden obersten Beamten wurden zunächst nach ihrer militärischen (*praetores* = Herzöge) oder ihrer richterlichen Tätigkeit (*iudices* = Richter) benannt; erst allmählich bürgerte sich der bezeichnenderweise so schlichte, aber doch bedeutsame (S. 233) Name Konsuln ein, der nichts weiter als „Kollegen“ bedeutet. Von den verschiedenen Vollmachten des alten Königtums (S. 219) ist die militärische am spätesten und am wenigsten im Laufe der Zeiten geschmälert worden. Als Heerführer hatten die Konsuln das militärische Imperium, d. h. den Oberbefehl mit dem Recht über Leben und Tod außerhalb der Stadt (S. 236). Sie besorgten daher auch die jährliche Aushebung und ernannten anfänglich (S. 212) die Staboffiziere, die Militärtribunen; sie erklärten ursprünglich auch den Krieg und schlossen Waffenstillstand oder Frieden, wenn sie auch bald genötigt wurden, auf einen gewissen Beirat zu hören (S. 232). Bedenklich war es, wenn beide Konsuln auf demselben Kriegsschauplatze tätig waren, da dann der Oberbefehl täglich wechseln mußte. Von der alten richterlichen Tätigkeit des Königs verblieb den Konsuln als den höchsten Beamten vor allem das Recht, nicht nur Ordnungsstrafen zu verhängen, sondern auch die der anderen Beamten mit Ausnahme der Tribunen aufzuheben. Dazu kamen namentlich Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wie Freilassungen und Adoptionen. Die meisten richterlichen Befugnisse waren freilich auf die Prätores, die wichtigsten Verwaltungsgeschäfte auf den Zensor übergegangen. Auch für die Gesetzgebung behielten die Konsuln Bedeutung, da sie nicht nur Rat und Komitien beriefen (S. 230 f.), sondern auch Gesetzesanträge stellen konnten und für ihre Ausführung sorgten. Eine ehrwürdige Erinnerung an die priesterliche Tätigkeit des alten Königs ist die dem Konsul übertragene Veranstaltung des Latinerfestes auf dem Albanerberg (s. Abb. 43).

Statt der Konsuln traten seit der Mitte des 5. Jahrhunderts in kriegerischen und politisch ungeklärten Zeiten eine Zeitlang die zahlreicheren Kriegstribunen (S. 212) an die Spitze des Staates.

Bezeichnend für die Bedeutung, die die Römer von jeher der Rechtsprechung beimaßen, ist es, daß von der Machtfülle des Konsuls zuerst (367) die Prätur abgezweigt wurde. Denn die Prätores hatten sich vor allem mit der bürgerlichen Rechtsprechung zu befassen. Mit der Zeit wurde die Zahl der Prätores erhöht (durch Sulla auf 8, durch Cäsar auf 16), ohne daß sie etwa je, wie die Konsuln, eine kollegiale Behörde gebildet hätten.

Jeder von ihnen hatte seinen bestimmten Wirkungskreis. Der vornehmste derselben, der „Stadtprätor“ (*pr. urbanus*), entschied die Streitigkeiten zwischen Bürgern, der „fremde“ Prätor (*pr. peregrinus*) alle die, an denen Fremde beteiligt waren. Weitere Prätores wurden später bestellt für die Verwaltung der neugewonnenen Provinzen; dafür erhielten sie neben ihrer richterlichen Befugnis das volle militärische Imperium. Die Einrichtung der Geschworenengerichte beschränkte dann die Prätores wieder mehr auf die richterliche Tätigkeit.

Nach dem Vorbilde des entsprechenden plebejischen Amtes (S. 236) war zusammen mit der Prätur die kurulische Ädilität geschaffen worden. Sämtliche Ädilen versorgten das öffentliche Polizeiwesen.

Sie überwachten den Verkehr auf Straßen und Plätzen wie die öffentliche Sittlichkeit, sie sorgten für die Instandhaltung der Staatsgebäude und Denkmäler wie der Straßen; sie überwachten Maß und Gewicht auf den Märkten und schützten die Bürger vor Übervorteilung; besonders wichtig aber für die wirtschaftliche Entwicklung war es, daß sie gegen Teuerung des Getreides Vorkehrungen zu treffen hatten. Da ihnen auch die Besorgung der öffentlichen Spiele zufiel, so stellte das Amt später ganz bedeutende Ansprüche an die finanzielle Leistungsfähigkeit seines Trägers.

Als „Mordspürer“ waren zwei Quästoren schon Hilfsbeamte des Königs gewesen, und sie blieben auch zunächst von den Konsuln ernannte Unterbeamte. Seit dem Ende des 5. Jahrhunderts aber wurden sie in den Tributkomitien gewählt; ihre Zahl wuchs mit der Zeit: unter Sulla waren es 20, unter Cäsar gar 40. Ihre juristische Tätigkeit trat bald ganz hinter ihre Betätigung auf dem Gebiete der Finanzen zurück.

Sie behüteten den Staatsschatz, das Ärarium und das Staatsarchiv im Saturntempel (S. 171), sie überwachten die Zahlungen aus dem Staatsschatz, sie mahnten und verklagten die säumigen Schuldner. Bedeutung gewannen die Quästoren auch als Begleiter der Heerführer. Sie waren nicht nur deren Intendanten, sondern wurden bisweilen auch als Stellvertreter für die Kriegführung, Rechtsprechung und Verwaltung herangezogen. Besonders selbständig waren vier italische Quästoren, die es mit den Finanzverhältnissen der Bundesgenossen, zum Teil auch mit der für Rom so wichtigen Getreidezufuhr zu tun hatten und durch das Los ihre Amtsbereiche verteilten.

Nur alle fünf Jahre (*lustrum* s. u.), wenn eine Schätzung der Bürger stattfinden sollte, machte sich die Bestellung zweier in kollegialer Weise tätiger Zensoren nötig, die dann 1½ Jahre im Amte blieben, während 3½ Jahre lang das Amt ruhte. Seit der Mitte des 5. Jahrh. war es ihre Aufgabe, die bisher von den Konsuln vollführte Schätzung der Bürger und die Aufstellung der neuen Aushebungs- und Steuerlisten zu besorgen.

Vor dem Amtlokal der Zensoren auf dem Marsfelde wurden die Angaben der nach Tribus erschienenen Bürger über persönliche, militärische und Vermögensverhältnisse entgegengenommen und geprüft. Die Zensoren konnten einen Bürger aus seinem Stande austossen und hatten auf diese Weise sogar einen gewissen Einfluß auf die Zusammensetzung des Senats; schon ihre Rüge (*nota*) wegen Feigheit oder Versäumnis der Dienstpflicht wurde sehr gefürchtet. Das feierliche große Sühnopfer (*lustrum*) bildete den Abschluß der Schätzung. Aus der Aufgabe der Zensoren entwickelten sich allmählich noch weitere Befugnisse: einerseits die Verpachtung des Staatseigentums und der Staatsgefälle, andererseits ihr Einschreiten als Sittenrichter gegen Erscheinungen des Privatlebens, die man vom sittlichen oder religiösen Standpunkt aus für bedenklich hielt. Der bedeutende Einfluß der Zensur, in der sich in sittlich hochstehenden Zeiten so recht die dem Römertum eigene Würde und Sittenstrenge ausleben konnte, läßt es begreiflich erscheinen, daß dieses Amt, obwohl es kein Imperium be-

saß und in der Reihenfolge der Ämter erst hinter der Prätur kam, dennoch als besonderes Ehrenamt von gewesenen Konsuln erstrebt und bekleidet wurde. Mit dem Verfall der Republik ist auch die Zensur allmählich eingegangen (S. 237).

In merkwürdigem Gegensatz zu allen bisher behandelten Beamten stehen die für die Ausgestaltung der römischen Verfassung und damit für die Entwicklung des Verfassungsgedankens überhaupt so wichtigen Volkstribunen. Bald nach Begründung der Republik wurde offenbar der erste Erfolg der Plebs damit errungen, daß zwei Volkstribunen eingesetzt wurden; ihre Zahl stieg schon in der Mitte des 5. Jahrhunderts bis auf zehn.

Ursprünglich nicht so sehr als Obrigkeit wie als Vertretung des plebejischen Volkes gedacht, von dem und aus dem das Tribunat besetzt wurde, tritt es der Magistratur zunächst nur scharf entgegen, so daß es dem positiven Imperium gegenüber rein negativ wirkt. Die Tribunen hatten nämlich zunächst das Recht, ihre Standesgenossen gegen Übergriffe der patrizischen Magistrate zu schützen, besonders wenn es sich um Heranziehung zum Kriegsdienst oder Abführung in die Schuldknechtschaft handelte; sie konnten kraft des Rechts der „Interzession“ gegen jede Maßnahme eines Beamten Einspruch erheben (*veto*), Gerichtsverhandlungen und Versammlungen des Volkes wie des Senats unterbrechen. Der Ungehorsame war ihrer Macht verfallen; sie konnten sogar die Todesstrafe durch Sturz vom Tarpejischen Felsen an ihm vollstrecken lassen. Im Gegensatz dazu waren sie selbst unverletzlich (*sacrosancti*); nur gab es beim Rechtsverfahren auch gegen ihren Spruch Berufung. Aus der negativen Tätigkeit aber mußte sich alsbald eine höchst wichtige positive ergeben. Da sie das Recht hatten, die Plebs zu berufen, so konnten sie im Laufe der Entwicklung auch mit dem in den Tributkomitien versammelten Volke verhandeln und hier ihre Gesetzesvorschläge einbringen. Seit der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts durften sie auch den Senat berufen und hier Anträge stellen. Vermochten so die Tribunen, die nicht die Abzeichen eines hohen Amtes trugen, nicht das Recht hatten, Auspizien vorzunehmen und Edikte zu erlassen, das Imperium lahm zu legen, so gab es doch auch für sie wieder in dem festen Gefüge der römischen Verfassung, die dafür sorgte, daß ein Recht immer wieder durch das andere in Schranken gehalten wurde, manche Einengung ihrer Macht. Da die Tribunen sich nicht über den ersten Meilenstein hinaus aus der Stadt entfernen durften, vermochten sie nichts gegen das militärische Imperium, das freilich auch nur ausnahmsweise in der Stadt geübt wurde (S. 234). Ferner bildeten sie ein Kollegium, und unter der großen Zahl von zehn Mitgliedern fand sich leicht eins, das durch seinen Einspruch die Tätigkeit der übrigen Amtsgenossen aufhob. Treu seiner traditionellen Bedeutung als Opposition, die dem Ausdruck Volkstribun noch heute anhaftet, hat schließlich das Tribunat in der großen Revolution des letzten Jahrhunderts der römischen Republik den letzten großen sozialpolitischen Kampf geführt und die Überleitung der Republik in die Monarchie vermittelt.

Als Gehilfen den Volkstribunen beigegeben, hatte das Kollegium der zwei Ädilen, das sich nach dem das plebejische Archiv bergenden Ceres-tempel (*aedes Cereris*) benannte, später im Verein mit dem der kurulischen Ädilen, mit dem es völlig verschmolz (S. 235), alle polizeilichen Maßnahmen in Rom vorzunehmen.

Außerordentlicherweise erhielt das volle Imperium, besonders wenn es galt, einen Krieg gegen äußere oder auch gegen innere Feinde zu führen (aber auch für Besorgung von Wahlen, Leitung gerichtlicher Untersuchungen, ja für gewisse religiöse Maßnahmen) ein nur von einem der Konsuln auf Senatsbeschluß ernannter Diktator, der sich selbst als Helfer und Vertreter einen Reiterobersten (*magister equitum*) bestellte.

Alle Beamten waren ihm untergeordnet, soweit sie überhaupt funktionierten; gegen sein Gebot galt anfänglich nicht einmal der Einspruch eines Tribunen in der Stadt und die Berufung an das Volk. War aber das Geschäft des Diktators erledigt oder schied der Beamte, der ihm das Imperium wie eine reale Sache übertragen hatte, aus dem Amte, so mußte auch er abdanken; auf keinen Fall durfte er länger als sechs Monate im Amte bleiben. An Stelle dieser Einrichtung trat nach dem zweiten Punischen Krieg eine in kritischen Lagen den Konsuln erteilte Vollmacht, den Staat vor Schaden zu bewahren (*videant consules, ne*



118. DAS FORUM MIT DER REDNERBÜHNE (ROSTRA). Relief vom Konstantinsbogen. Rom.
Nach Photographie Anderson.

Die Rednerbühne ist durch ein Geländer abgeschlossen, das in der Mitte eine Öffnung läßt. An den Ecken sind sitzende Ehrenstatuen angebracht. Im Hintergrund sind durch Bogen und Säulen öffentliche Bauten angedeutet.

quid detrimenti respublica capiat“), d. h. das Standrecht auszuüben. Sullas und Cäsars Diktaturen sowie die bekannten beiden Triumvirate verlassen völlig den Boden der alten Verfassung, wie sie schon in alten Zeiten (451) einmal zugunsten der Zehnänner, die die Kodifikation des Rechts vornahmen, außer Kraft gesetzt wurde.

Unter den Kollegien niederer Beamten, die nach der Zahl ihrer Mitglieder benannt wurden, sind einige für das Rechtsleben wichtig; von den für außerordentliche Fälle eingesetzten sind die Kommissionen für Bodenweisung und Koloniegründung besonders hervorzuheben.

DER KAISER UND SEINE BEAMTEN. Trotz mancher Wandlung, die das römische Kaisertum durchgemacht hat, bietet es doch in den ersten drei Jahrhunderten im wesentlichen nichts weiter als eine Vereinigung aller republikanischen Amtsgewalten und Ehrenrechte auf Lebenszeit in der Person eines einzelnen. Der Kaiser war Princeps, der erste Bürger des Staates, der als *princeps senatus* (S. 232) seine Stimme zuerst im Senate abzugeben hatte und schon dadurch, zumal bei dessen Unterwürfigkeit, sein Leiter wurde. Als Imperator — eine Bezeichnung, die sogar stets vor dem Namen zu stehen hat — besaß er das militärische Imperium und damit prokonsularische Gewalt (S. 234) in allen Provinzen, wo Heere standen, und die Verwaltung dieser Provinzen, zu denen seit Trajan Italien selbst sich gesellte. Als oberster Kriegsherr, auf den die Truppen vereidigt wurden, der sie belohnte und entließ, hatte er aber auch das militärische Imperium in der Stadt und konnte sich in Italien eine Leibwache (S. 216) halten, ja er besaß auch das Oberaufsichtsrecht über die zunächst dem Senat zugewiesenen Provinzen. Ebenso fielen ihm zu: die Aufsicht über alle von Rom abhängigen Staaten, das Recht über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Vertretung des Staates nach außen. Ihm war endlich die in Rom militärisch organisierte Polizei, die auch für das Feuerlöschwesen sorgte, unterstellt (*praefectura urbis*). Wirkte das Imperium mehr nach außen, so verlieh dem Kaiser die volle tribunizische Gewalt, die er beständig innehatte, während er das Konsulat nur gelegentlich übernahm, den bedeutendsten Einfluß auf die innere Ausgestaltung des Staates. Der Kaiser ist dadurch geradezu der Vertreter des Volkes, auch gegenüber dem Senat, und hat nicht nur das Recht des Schutzes und der Anklage, sondern vor allem die Initiative in der Gesetzgebung ebenso wie das Recht des Einschreitens gegen alle staatlichen Potenzen außer ihm. Während ihm selbst Unverletzlichkeit nach altem, strengem Tribunenrecht zustand, war er selber unverantwortlich. Weiterhin standen ihm auch die alten Zensorenrechte zu (S. 235 f.); als „Sittenpräfekt“ hatte er den Zensus und damit Einfluß auf die Zusammensetzung des Senats, den er im Grunde allmählich immer mehr selbst ernannte. Manche

Aufgaben hingen mit den genannten Rechten zusammen: die Verwaltung der kaiserlichen Kasse (S. 239) und das Recht der Münzprägung (Abb. 29), die Fürsorge für Straßen, öffentliche Bauten, Wasserleitungen, Zufuhr der Lebensmittel (*praefectura annonae*) und damit für den Unterhalt des niederen Volkes, die ohne die Herrschaft zur See und über die Getreideländer nicht durchführbar war. Auch auf die Rechtspflege mußte der Kaiser Einfluß gewinnen. Seine richterlichen Entscheidungen wie seine Verfügungen auf dem Gebiete der Verwaltung hatten Gesetzesgeltung. Schließlich war der Kaiser auch ständiges Mitglied aller bedeutenden Priestertümer, wie der Auguren und Arvalen; vor allem aber hatte er als Pontifex Maximus maßgebenden Einfluß auf den Staatskult und war so in gewissem Sinne *summus episcopus*. Ein Ehrentitel war zunächst der Beiname als Augustus, der „Erhabene“, der später als typisch erscheint für den regierenden Herrscher, während die ursprünglich von allen Kaisern geführte Familienbezeichnung Caesar nur noch vom Thronfolger gebraucht wurde. Ein weiterer Ehrentitel ist schließlich die Bezeichnung als „Vater des Vaterlandes“.

Obwohl der Kaiser ursprünglich an die Gesetze gebunden war, wurden ihm vom Senat immer mehr Vorrechte eingeräumt. Aber erst Diokletian begründete das vom Senat völlig unabhängige absolutistische Kaisertum mit seinem äußeren Prunk in Gewändern und Krone, während sich der Herrscher früher mit der Feldherrntracht und dem Lorbeerkranz begnügt hatte. Die Apotheose freilich trat unter hellenistischem Einfluß schon früher ein (S. 100).

Während die alten republikanischen Magistrate immer mehr zu bloßen Auszeichnungen herabsanken, wuchs die Bedeutung der kaiserlichen Beamten, der Verwalter der Provinzen nach der militärischen und nach der finanziellen Seite, der Legaten und Prokuratoren. Dazu kamen Kuratoren für Straßenbauten, Flußregulierungen, Wasserleitungen, Staatsbauten aller Art. Von besonderer Bedeutung aber waren einige der Präfekten: der Stadtpräfekt (*praefectus urbi*), der neben der Stadtpolizei auch die Kriminalgerichtsbarkeit im Gebiete von Rom verwaltete und später Berufungsinstanz im kaiserlichen Rechtsverfahren war. Unter ihm stand der *praefectus vigilum*, der Kommandant der für den nächtlichen Sicherheitsdienst bestellten Leute und der Feuerwehr. Dem Stadtpräfekten aber steht gegenüber der Kommandant der kaiserlichen Leibwache (*praefectus praetorio*), gelegentlich Stellvertreter des Kaisers und nach ihm die oberste Instanz in der Kriminalgerichtsbarkeit außerhalb Italiens. Die für Rom so wichtige Getreideversorgung war dem *praefectus annonae* übertragen, und der *praefectus Aegypti* verwaltete das wichtigste Krongut der kaiserlichen Kasse.

Eine dritte Art von Ämtern entwickelte sich aus dem Hofdienste nach hellenistischem Vorbilde (S. 227f.). Besonders drei wichtige „Ministerien“ bildeten sich heraus: die Reichskanzlei (*ab epistulis*), das Reichsfinanzministerium (*a rationibus*) und das Ministerium für Bittschriften und Beschwerden (*a libellis*).

FINANZWESEN. Da nach römischer Anschauung alles Gemeindeland des besiegten Feindes rechtlich dem römischen Staate anheimfiel, so erschlossen diese Eroberungen die Hauptquelle aller Staatseinnahmen, auch wenn der Staat, wie es üblich war, nur ein Drittel des unterworfenen Landes in Anspruch nahm.

In eigene Verwaltung als Domänen nahm der römische Staat davon nur wenig; einen Teil der Ländereien gab er für Koloniegründungen an Bürger oder Italiker ab, einen Teil des Gemeindelandes (*ager publicus*) überließ er, anfänglich gegen Abgaben, Bürgern zur Aus-

nutzung. Unbebautes Land bot als Gemeindeweide Erträge, und auch Wälder, Flüsse und Seen mit ihrem Fischreichtum wurden für den Staat ausgenutzt.

Die Provinzialen blieben meist im Besitz des Bodens und zahlten dann nur Abgaben nach Rom, bald als Grund-, bald als Kopfsteuer. Alle übrigen Abgaben erscheinen dem ägyptischen Steuersystem gegenüber nur unbedeutend. Die wichtigsten waren gewiß die auf eingeführte Waren gelegten Zölle. Auch gab es eine Freilassungssteuer, die in erster Linie wohl das Überhandnehmen von Freilassungen verhindern sollte. Zu den außerordentlichen Einnahmen gehörte, wie in Athen, die direkte Vermögenssteuer in Kriegszeiten (*tributum*), die, da sie aus der Kriegsschädigung des Feindes zurückgezahlt zu werden pflegte, mehr den Charakter einer Staatsanleihe hatte. Kriegskontributionen und Vermögenskonfiskationen brachten bedeutende Summen ein, weniger offenbar die Strafgelder.

In der Kaiserzeit greift immer mehr eine allgemeine direkte Besteuerung Platz, schließlich sogar in dem früher davon befreiten Italien; daneben gibt es auch eine Grundsteuer. Zu den Eingangszöllen, den Abgaben auf Märkten, Brücken und Heerstraßen kommen Steuern bei Kauf, besonders von Sklaven, Freilassungen, Erbschaften, Grundbesitzwechsel und sonstigen Rechtsgeschäften. Trotz mancher anderer besonderer Leistungen der Untertanen waren die Zustände noch erträglich, solange die reichen Einkünfte namentlich aus den Krongütern Ägyptens zur Verfügung standen. Erst seit der Verarmung im 3. Jahrhundert begann die allgemeine Not und die massenweise Desertion der Steuerpflichtigen.

Die Ausgaben waren in republikanischer Zeit, an modernen Verhältnissen gemessen, recht gering. Die Staatsämter außer den Statthalterschaften galten als „Ehren“ (*honores*), während den niederen Beamten nur bescheidene Gehaltsbezüge gewährt wurden. Auch der Sold, der seit dem Ende des 5. Jahrhunderts für die Angehörigen des Heeres zu zahlen war, wurde vom besiegten Feinde wieder eingefordert, ebenso die Ausgaben für öffentliche Bauten zum Teil durch Abgaben der Benutzer wieder eingebracht, die kostspieligsten Aufwendungen für den Götterkult auf die Schultern von Beamten abgewälzt (S. 235). Seit der sozialen Reform der Gracchen aber erforderten die Getreidespenden an das Volk große Summen. In der Kaiserzeit betrafen die Hauptausgaben die Hofhaltung, die Verwaltung mit ihrer Beamten-schar und das Heer.

Die Finanzverwaltung lag in den Händen des Senats (S. 232), den die Zensoren und namentlich die Quästoren dabei unterstützten. Die letzteren hatten auch den Staatsschatz im Saturntempel zu überwachen (S. 235). Die verschiedenen Steuern wurden alle fünf Jahre an den Meistbietenden vergeben, und diese Steuerpächter (*publicani*), in der Regel dem Ritterstande angehörig, bemühten sich nun, dabei möglichst viel für sich herauszuschlagen, so daß der üble Ruf, der in den Augen der Provinzialen „Zöllner“ und „Sünder“ gleichsetzte, nur zu berechtigt war.

In der Kaiserzeit gingen die Staatsgelder meist durch die kaiserliche Kasse, den Fiskus, während das Ärar mit der Zeit zur dürftigen Stadtkasse zusammenschmolz. In den Provinzen werden jetzt die Steuern in der Hauptsache unmittelbar durch die Prokuratoren erhoben. Verpachtung, Monopole, Zölle sind jetzt einer scharfen Kontrolle unterworfen, so daß damit der schlimmste Krebschaden im öffentlichen Leben der Re-

publik beseitigt ist. Diokletian brachte schließlich die Steuererhebung in ein neues System, indem er seine Präefekten mit dem Ausschreiben der Steuern und mit ihrer Beitreibung die über die Provinzen gesetzten Präsidenten betraute.

RECHTSWESEN. Die erste Kodifikation des römischen Rechts, das Zwölftafelgesetz (S. 52, 199), konnte nicht genügen. Dazu kam das aus den Einzeledikten der antretenden Prätores erwachsene ständige Prätores edikt. Auch in Rom erscheint aber, wie in Griechenland (S. 224), bei den Magistraten richterliche Tätigkeit mit ihren Verwaltungsaufgaben verbunden. Der Römer hat zuerst die Gebiete der Rechtspflege so geschieden, wie sie noch heute gelten. Das Zivilrecht, das sich auf Einzelpersonen und deren Interessen erstreckt, beschränkte sich nur auf Bürger, während man mit Fremden auf Grund der mit ihnen abgeschlossenen Verträge verfuhr. Das Kriminalrecht nahm die Interessen des Staates wahr; als staatsgefährdende Verbrechen wurden ihm auch Mord, Brandstiftung, Unzucht, Zauberei zugerechnet. Verwaltungspflege der Beamten, freiwillige Gerichtsbarkeit, wie sie sich namentlich bei Freilassungen und Adoptionen betätigte, und auch ein Schiedsgerichtsverfahren, das nach Billigkeit zu entscheiden hatte, gingen nebenher. Das strenge Recht milderte sich allmählich durch Eindringen des auf dem Grundsatz der Billigkeit beruhenden Rechtes, dessen sich Nichtbürger bedienten, des sog. Völkerrechts.

Der Umstand, daß alle Rechtshändel mündlich in der Öffentlichkeit des Forums verhandelt wurden, daß es Sitte war, jedem Richter oder Schiedsrichter einen Beirat zuzugesellen, nicht minder die natürliche Begabung des Südländers für scharfsinnige Unterscheidung ließen das Rechtsleben in praktischer Betätigung seine sicheren Formen finden.

Die gesamte Leitung im Zivilprozeß stand lange Zeit den Prätores allein zu, bis dann für die Provinzialstädte besondere, von diesen selbst gewählte Beamte nötig wurden.

Wie im griechischen Recht (S. 224) mußte der Kläger selbst den Beklagten zur Stelle schaffen und durfte ihn durch Zeugen zum Erscheinen vor Gericht zwingen; in späteren Zeiten konnte der Beklagte durch Stellung von Bürgerschaft sein Erscheinen zusichern. Unter altertümlichen Formeln leitete der Prätor, der an den durch die religiösen Satzungen erlaubten Gerichtstagen im Komitium auf erhöhtem Tribunal unter freiem Himmel bis Sonnenuntergang die Klagen entgegennehmen mußte, den Prozeß ein. Bei klarem Sachverhalt konnte er selbständig entscheiden. Oft jedoch wies er die Rechtsfrage einem Einzelrichter oder einem Kollegium von drei oder fünf Richtern, die er nach dem von ihm angelegten Verzeichnis (*album*) im Einverständnis mit den Parteien auswählte, zur Entscheidung zu. Nach manchen Änderungen, wie sie die politischen Verhältnisse mit sich brachten, setzten sich seit 70 v. Chr. die Gerichte zu gleichen Teilen aus Senatoren, Rittern und den höchstbesteuerten Bürgern der Plebs zusammen. Nur für manche Gebiete, besonders für Freiheitsprozesse und Erbstreitigkeiten, gab es ständige Richterkollegien. Vor den Richtern kamen Kläger und Beklagter zu Worte. Sie konnten den Beweis oder die Widerlegung selbst führen oder sich auch eines Sachwalters (*patronus*) bedienen. Nach Beratung der Richter erfolgte die Abstimmung vermittels der mit den Buchstaben A (*absolvo*) und C (*condemno*) bezeichneten Täfelchen; dann wurde das Urteil verkündet. Es konnte aber die Sache an einem weiteren Termin nochmals verhandelt werden.

Auch im Kriminalprozeß hatten die Prätores einzugreifen, wie vor ihrer Einführung schon die Konsuln. Ein summarisches Verfahren war nur gegen gemeine Verbrecher niederen Standes vor einem besonderen Gerichtshofe gestattet. Durch das schon in der Königszeit begründete

Berufungsrecht, die Provokation an das Volk, entwickelte sich aus dem ursprünglichen Strafrecht der Beamten ein Verfahren vor der Volksversammlung, den Komitien (S. 230 f.), und zwar entscheiden die Zenturiatkomitien über Todesstrafe, die Tributkomitien nur über hohe Geldstrafen. Namentlich die Überlastung der Volksversammlung mit Geschäften brachte es mit sich, daß zunächst für Einzelfälle außerordentliche und seit 146 für bestimmte Verbrechen stehende Gerichtshöfe eingesetzt wurden. Mit der Zeit stieg die Zahl dieser Gerichtshöfe, die von Prätores oder gewesenen Ädilen verwaltet wurden, auf acht.

Der Ankläger ersuchte den Prätor um die Erlaubnis, klagen zu dürfen. Meldeten sich mehrere zur Klage, so mußte in einem Vorverfahren entschieden werden, wer die Anklage erheben sollte. Dann wurde der Beklagte vom Prätor in seine Liste eingetragen und zum Verhör vorgeladen. In klaren Fällen durfte der Prätor auch hier entscheiden, sonst wies er den Prozeß dem betreffenden stehenden Gerichtshofe oder, wenn es sich um Todesstrafe handelte, den Komitien zu. Im ersteren Falle hielten Kläger und Beklagter ihre Reden, dann fand die Beweisaufnahme statt, die Richter wurden vereidigt, und die Abstimmung erfolgte. Vor dem Volke aber wurde die Sache erst in drei Terminen zur völligen Klarheit gebracht, ehe man zur Abstimmung schritt. Urteils- und Strafverkündung beschloß das Verfahren. — Die Anwälte (*patroni*) spielten im Kriminalverfahren eine bedeutsame Rolle. Es wurde nämlich Brauch, daß sich die strebsame Jugend durch Verteidigung und Anklage angesehenen Männer bekannt machte und sich damit den Weg zu öffentlichen Ämtern bahnte. Außer den Anwälten erschienen oft auch gute Bekannte des Angeklagten vor Gericht (*advocati*) und traten durch das Gewicht ihrer Persönlichkeit für ihn ein. Durch Klagen, Tränen, Trauergewänder, Mitbringen von Kindern und Verwandten auf die Richter zu wirken, galt auch in Rom, wie in Griechenland, als völlig erlaubt.

Zu Beginn der Kaiserzeit hat sich das alte Recht der Stadt Rom schon völlig in ein Reichsrecht gewandelt. Das sog. Völkerrecht gilt geradezu als Naturrecht. Gleichwohl hat erst die neueste Forschung dargetan, daß auch in der Kaiserzeit der Ausgleich nicht in dem Maße erfolgt ist, wie man es früher geglaubt hat, daß neben dem Reichsrecht sich vieler Orten ein eigenartiges Volksrecht erhalten hat.

Auch auf dem Gebiete des Rechtslebens tritt das Kaisertum zunächst möglichst konservativ auf, es ist aber begreiflich, daß sich hier der Einfluß des Kaisers im Laufe der Zeiten steigerte. Er kann selbst nur als Einzelrichter auftreten, während die Aufstellung der Geschworenenliste von ihm abhängig ist. In die Kriminalgerichtsbarkeit teilt er sich mit dem Senat, so daß auch auf diesem Gebiete der Dualismus der Reichsregierung hervortritt. Neben Kaiser und Senat stehen als Drittes die ständigen Gerichtshöfe (Quästionen) der republikanischen Zeit. Es ist begreiflich, daß die Kaiser nicht selten Prozesse namentlich gegen die eigenen Offiziere und Beamten persönlich entschieden oder auch sich dabei durch Stadt- oder Gardepräfekten vertreten ließen (S. 238).

Die Zivilgerichtsbarkeit, für die der Kaiser nur die oberste Instanz darstellte, stand auch weiterhin dem Prätor zu. Er bestellte die Geschworenen, deren Zahl nach der Bedeutung der Fälle wechselte, und leitete den Prozeß.

In den Provinzen waren die Statthalter im Namen des Kaisers Verwalter des Gerichtswesens, denen gelegentlich noch ein Juridicus vom Kaiser zur Seite gestellt wurde. In gewissen Fällen mußten sie die Bestätigung des Kaisers nachsuchen, der sonst nur bei Appellationen einschritt. Alljährlich hielten sie ihre Konvente ab, wo sie Recht sprachen. Oft verwiesen sie

auch die Prozesse an Unterbeamte. In geringeren Rechtssachen hatten offenbar auch die **municipalen Behörden** Gerichtsbarkeit.

Für die Handhabung des Rechts in der Kaiserzeit bedeuten manche neue Strafen eine wenig erfreuliche Entwicklung: die Verbannung (Deportation) neben der bloßen, nicht entehrenden Verweisung (Relegation), die Verurteilung zur Bergwerksarbeit und die immer üblicher werdende scheußliche Verurteilung zum Gladiatoren- oder Tierkampf im Amphitheater.

In dem Maße, wie der Stand des Rechtsanwalts, dem Claudius als Höchsthonorar immer noch 10000 Sesterzen (über 2000 Mark) zugebilligt hatte, mitsamt der gerichtlichen Beredsamkeit zurückging, glänzte die letzte maßgebende Erscheinung der antiken Kultur, die Rechtswissenschaft, mehr und mehr hervor (S. 94).

Additional material from *Die antike Kultur in ihren Hauptzügen Dargestellt von Franz Poland · Ernst Reisinger Richard Wagner*, ISBN 978-3-663-15564-5, is available at <http://extras.springer.com>



Die altklassische Welt. Neubearb. von M. Wohlrabs Altclass. Realien i. Gymnasium. 11. Aufl. (2. Aufl. d. Neubearb.) Von H. Lamer. Mit 3 Plänen. Kart. M. 10.20

„Der Hinweis auf die Kulturzusammenhänge zwischen Altertum und Gegenwart, wobei nicht nur die griechisch-römische Literatur, sondern die gesamte Kultur des Altertums zugrunde gelegt wird, bedeutet neben der Nachprüfung des Textes auf sachliche Richtigkeit und seiner Ergänzung nach Maßgabe der heutigen Forschung den wesentlichen Fortschritt des ungeheuer reichhaltigen Lammerschen Buches gegenüber seiner Vorlage.“ (Südwestd. Schulbl.)

Die Götter des klassischen Altertums. Von H. W. Stoll. 8. Aufl. Neu bearb. von H. Lamer. Mit 92 Abb. Geb. M. 26.40

„... Das Buch bietet eine vorzügliche Einführung in die griechische und römische Mythologie. Zahlreiche Illustrationen nach klassischen Vorlagen bilden eine Schule für das Verständnis antiker Kunstwerke.“ (Pestalozzianum.)

Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, L. Curtius, A. Dopsch, E. Fraenkel, W. Goetz, E. Goldbeck, P. Hensel, K. Holl, J. Ilberg, R. Imelmann, W. Jaeger, V. Klemperer, H. Lietzmann, E. von Lippmann, A. von Martin, Ed. Meyer, L. Mitteis, C. Müller, E. Norden, J. Partsch, Leipzig, J. Partsch, Bonn, A. Rehm, G. Roethe, Wilh. Schulze, E. Spranger, H. Stadler, A. Wahl, M. Wundt, J. Ziehen. 2., vermehrte Aufl. Geh. M. 50.—, geb. M. 60.—

Geschichte der Philologie. Von U. von Wilamowitz-Moellendorf. Geh. M. 21.40, geb. M. 26.70

In vorliegendem Buche wird der Versuch gemacht, in möglichster Kürze darzustellen, wie sich aus der Grammatik, wie sie die Schule aus dem sinkenden Altertum übernahm, allmählich die das ganze Leben in allen seinen Äußerungen umfassende Wissenschaft vom griechisch-römischen Altertum herausgebildet hat.

Grundriß der Geschichte der klass. Philologie. Von A. Gudeman. 2., vermehrte Aufl. Geh. M. 17.60

„Wer rasch Belehrung über die alten Grammatiker, die Überlieferung, Handschriften, Scholien und die kritische Behandlung der römischen Schriftsteller, über Leben und Tätigkeit der hervorragenden Philologen der Vergangenheit sucht, wird reiche Anregung und genaue Anweisung zu tiefgreifender Einzelforschung mitnehmen.“ (Jahresber. üb. d. Fortschr. d. roman. Philologie.)

Imagines Philologorum. 160 Bildnisse klassischer Philologen von der Renaissance bis zur Gegenwart. Gesammelt und herausgegeben von A. Gudeman. Steif geh. M. 12.80, geb. M. 16.—

„... Ein schönes Erbauungsbuch; wer immer, Christ oder Nichtchrist, sich mit Andacht in diese tiefe Gedankenwelt versenkt, fühlt aufs lebhafteste seine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert.“ (Neue Jahrbücher.)

Fr. Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums. 8. Aufl., in vollst. Neubearbeitung hrsg. von Prof. Dr. J. Geffcken und Prof. Dr. E. Ziebarth. In Verbindung mit B. A. Müller und unter Mitwirkung von E. Hoppe, W. Liebenam, E. Pernice, M. Wellmann u. a. Mit 8 Plänen. Geb. M. 152.—. Ausgabe mit Schreibpapier durchsch. in 2 Bänden geb. M. 248.—

Einleitung in die Altertumswissenschaft. Herausgeg. von A. Gercke und E. Norden. 3 Bände.

I. Methodik. Sprache. Antike Metrik. Griech. u. röm. Literatur. 3. Aufl. [U. d. Pr. 1922.]

Daraus einz.: U. v. Wilamowitz-Moellendorf, *Gesch. d. Philologie*. M. 21.70, geb. M. 26.70

II. Griech. u. röm. Privatleben (E. Pernice). Kart. M. 28.—. Münzkunde (K. Regling). Kart. M. 12.—.

Griech. Kunst (F. Winter). Kart. M. 30.—. Griech. u. röm. Religion (S. Wide u. M. P. Nilsson). Kart. M. 32.—.

Exakte Wissenschaften u. Medizin (J. L. Heiberg). Kart. M. 15.—. Geschichte der Philosophie. 3. Aufl. (A. Gercke). Kart. M. 36.—. kompl. geb. M. 120.—, geb. M. 150.—

III. Griechische Geschichte bis zur Schlacht von Chaironeia. Griechische Geschichte seit Alexander. Röm. Geschichte bis zum Ende der Republik. Die römische Kaiserzeit. Griechische Staatsaltertümer. Röm. Staatsaltertümer. 2. Aufl. Geb. M. 40.—, geb. M. 48.—

Vorträge u. Aufsätze. V. H. Usener. M. einem Bilde Useners. M. 20.—, geb. M. 32.—

Die griechische u. lateinische Literatur u. Sprache. (Die Kultur der Gegenw., hrsg. v. P. Hinneberg. Teil I, Abt. 8.) 3. Aufl. Geh. M. 80.—, geb. M. 112.—

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorf. — Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. — Die griechische Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die röm. Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die latein. Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die lateinische Sprache: F. Skutsch.

Homer. Von G. Finsler. 2., vermehrte Aufl.

I. Teil: Der Dichter und seine Welt. Geh. M. 20.—, geb. M. 36.—

II. Teil: Kritisch-ästhetische Erläuterungen zu den Gedichten. Geh. M. 20.—, geb. M. 36.—

... hervorgegangen aus innigster Vertrautheit mit dem Dichter, bis ins letzte liebevoll durchdacht und ausgedacht, ja, man möchte sagen, erlebt, und in jeder Zeile getragen von einer edlen Begeisterung für die unvergängliche Schönheit homerischer Dichtung.“ (Neue Zürcher Ztg.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die griechische Tragödie. Von J. Geffcken. 2. Aufl. Mit 1 Plan des Theaters des Dionysos zu Athen. Geh. M 20.—, geb. M. 32.—

„Es ist eine solid begründete und klar aufgebaute Geschichte dieser Einzelgebiete helle- nistischer Kunst, von kritischem, doch warmem Urteil.“ (Schweizer Lehrerzeitung.)

Vergils epische Technik. Von R. Heinze. 3. Aufl. Geh. M. 48.—, geb. M. 56.—

„Das Buch ist, soweit ich die Literatur kenne, das Beste, was bisher über Vergil geschrieben worden ist. Es hat allgemeine Bedeutung als durchgeführtes Beispiel der Analyse und wissen- schaftlichen Würdigung eines der großen literarischen Kunstwerke.“ (F. Leo i. d. Dtsch. Literaturztg.)

Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Von Ed. Schwartz.

Kart. je M. 14.—, zus. geb. in Geschenkausgabe M. 28.—

I. Reihe: 1. Hesiod und Pindar. 2. Thukydides und Euripides. 3. Sokrates und Plato. 4. Polybios und Poseidonios. 5. Cicero. 5. Aufl. II. Reihe: 1. Diogenes der Hund und Krates der Kyniker. 2. Epikur. 3. Theokrit. 4. Eratosthenes. 5. Paulus. 3. Aufl.

„... Schwartz beherrscht den Stoff in ganz ungewöhnlicher Weise: das Reinstoffliche aber tritt allmählich ganz in den Hintergrund, dafür erglänzt jede einzelne der Erscheinungen um so klarer und mächtiger im Lichte ihrer Zeit.“ (Das literarische Echo.)

Römische Charakterköpfe in Briefen. Vornehmlich aus Cäsarischer und

Trajanischer Zeit. Von C. Bardt. 2. Aufl. Geh. M. 80.—, geb. M. 90.70

„... Bardt erschließt das Verständnis oft recht schwieriger Stücke, macht nach Charakterisie- rung der Lage, der Briefschreiber geradezu gespannt auf die Dokumente und läßt so ein lebens- volles Bild der Zeiten und ihrer Männer sich vor unseren Augen entrollen.“ (Das hum. Gymn.)

Geschichte der Autobiographie. Von G. Misch. I. Band: Das Altertum.

Geh. M. 32.—, geb. M. 48.—

„Der Verf. zieht alle Formen heran, in denen sich die Äußerungen des menschlichen Innern bewegt haben: wie Gebet, Lyrik, Reichte, Brief, rhetorische Deklamation usw. und schenkt uns ein stattliches Stück einer Geschichte des Individualismus.“ (Berliner phil. Wochenschr.)

Die oriental. Religionen im röm. Heidentum. Von F. Cumont. Autoris.

deutsche Ausgabe von G. Gehrich. 2. Aufl. Geh. M. 20.—, geb. M. 40.—

„Cumont, der verdienstvolle Erforscher des Mithraskultus, war auch ganz der Mann dazu, diesen prächtig orientierenden Einblick in das brodelnde Durcheinander des Geisteslebens im Zeitalter der Religionswende zu geben. Ein Buch, zu dem man gerne zurückgeht.“ (Straßb. Post.)

Antike Technik. Sieben Vorträge von H. Diels. 2., erw. Aufl. Mit 78 Abb.,

18 Tafeln u. 1 Titelbild. Geh. M. 30.—, geb. M. 40.—

„... Mit erstaunlicher Beherrschung auch abgelegener kulturgeschichtl. Gebiete aller Zeiten, hat Diels es verstanden, ein Stück großer Vergangenheit wieder zu erschließen.“ (Neue Jahrb.)

AUS NATUR UND GEISTESWELT

Jeder Band kartoniert M. 10.—, gebunden M. 12.—

Zur Altertumswissenschaft sind erschienen:

- | | |
|---|---|
| Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. Von Geh. Postrat Prof. Dr. Fr. Preisigke. Mit 1 Tafel (Bd. 565.) | Das alte Rom. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Richter. Mit Bilderanhang u. 4 Plän. (Bd. 386.) |
| Griechische Weltanschauung. Von Prof. Dr. M. Wundt. 2. Aufl. (Bd. 329.) | Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. J. Kromayer. Mit 4 farbigen Karten (Bd. 368.) |
| Die griechische Philosophie v. Thales bis Platon. (Geschichte der Philosophie I.) Von Studienrat Dr. E. Hoffmann. (Bd. 711.) | Die römische Republik, von Privatdozent Dr. A. Rosenberg. (Bd. 719.) |
| Die Religion der Griechen. Von Prof. Dr. E. Samter. Mit Bilderanhang. (Bd. 457.) | Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Dr. L. Bloch. 4. Aufl. (Bd. 22.) |
| Das Griechentum in seiner geschichtl. Entwicklung. Von Hofrat Prof. Dr. R. v. Scala. Mit 46 Abbildungen . . . (Bd. 471.) | Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 3. Aufl. Mit 62 Abb. im Text u. auf 1 Tafel sowie 1 Plan. (Bd. 114.) |
| Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Prof. Dr. Erich Ziebarth. 3. Aufl. Mit 21 Abbildungen und auf 16 Tafeln. (Bd. 131.) | Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. 2. Aufl. (Bd. 258.) |
| Die griechische Komödie. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. A. Körte. Mit Titelbild u. 2 Taf. (Bd. 400.) | Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum. Von Prof. Dr. J. L. Heiberg. 2. Aufl. Mit 2 Fig. (Bd. 370.) |
| Die griechische Tragödie. Von Prof. Dr. J. Geffcken. Mit 5 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel (Bd. 560.) | Das Altertum, seine staatliche u. geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen. Von Studienrat H. Preller (Bd. 642.) |
| Griechische Lyrik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe (Bd. 736.) | Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Provincialschul- und Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Paul Cauer. 2. Aufl. (Bd. 356.) |
| Die Homerische Dichtung. Von Rektor Dr. G. Finsler (Bd. 496.) | Deutschum und Antike in ihrer Verknüpfung. Ein Überblick von Oberstudienrat Konrektor Prof. Dr. E. Stemplinger und Konrektor Prof. Dr. H. Lamer . . . (Bd. 689.) |
| Die dekorative Kunst des Altertums. Von Dr. F. Poulsen. Übersetzt von Dr. O. Gerloff. Mit 122 Abbildungen . . (Bd. 454.) | |

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Philosophische Propädeutik im Anschluß an Probleme der Einzelwissenschaften. Hrsg. von Geh. Reg.-Rat und Oberreg.-Rat Dr. G. Lambeck. Geh. M. 22.40, geb. M. 32.—

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Von Geh. Rat Prof. Dr. A. Riehl. 6. Aufl. Geh. M. 18.70, geb. M. 24.—

„... So steigt ein Stück geistiger Menschheitsgeschichte in seinen wesentlichen Umrissen mit herauf, und indem wir uns um die Sache bemühen, lernen wir große Menschen kennen, die für uns gelebt haben und uns einladen, mit ihnen zu leben.“ (Tägliche Rundschau.)

Aus der Mappe eines Glücklichen. Von Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Ministerialdirektor Dr. R. Jahnke. 5. Aufl. Kart. M. 20.—

„... Diese Blätter können allen denen nicht warm genug empfohlen werden, die über wertvolle Fragen des Lebens nachdenken und sich anregen wollen.“ (Monatsschr. f. höh. Schul.)

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Dilthey. 8. Aufl. M. 1 Titelbild. ca. M. 60.—, geb. ca. M. 80.—

„Den Aufsätzen Diltheys gebührt ein ganz einziger Platz in allem, was jemals über Dichtung und Dichter geschrieben ist. Aus den tiefsten Blicken in die Psyche der Dichter, dem klaren Verständnis für die historischen Bestimmungen, in denen sie leben, kommt Dilthey zu einer Würdigung poetischen Schaffens, die jenseits aller Kritik und Literaturhistorie eine selbständig-freie Stellung einnimmt. Dies Buch muß wie eine Befreiungstat wirken.“ (Die Hilfe.)

Geschichte der deutschen Dichtung. Von H. Rühl. 3., verb. u. bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Geb. M. 20.—. Geschenkausgabe geb. M. 45.—

„Mit großem Geschick weiß der Verf. in knappen Worten einen Zeitabschnitt, das Wirken einer Persönlichkeit trefflich zu charakterisieren, ein Dichtwerk zu analysieren oder die Beziehung zwischen Leben und Werken bei dem einzelnen Dichter hervorzuheben.“ (Südwest. Schulbl.)

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgewählt und eingeleitet v. Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer. 3. Aufl. Mit 12 Abb. Geb. M. 46.70

„Hrsg. hat sich liebevoll in diese Frauenseelen eingefühlt und ihr Urteil immer voll abgewogen; besonders in den Worten über Fr. v. Stein und Christiane Vulpius tritt dies wohlthuend hervor.“ (Südwestdeutsche Schulblätter.)

Schaffen und Schauen. I: Volk und Vaterland. 4. Aufl. Geb. M. 46.70
Auch in 2 Teilbänden: I. Das Deutsche Reich. Land, Volk, Staat M. 26.70
2. Das Wirtschaftsleben Volkswirtschaft, Wirtschaftspolit. Im Beruf M. 33.40
II. Des Menschen Sein und Werden. 3. Aufl. Geb. M. 46.70. Auch in 2 Teilbänden: I. Menschenleben. Leib und Seele. Lebensführung. M. 20.—
2. Geistesleben. Kultur, Wissenschaften, Philosophie, Kunst, Religion. M. 26.70

„Ich habe lange kein Buch gelesen, das mit solcher Kraft und Zuversicht erfüllt, das so anspricht, sich mit allen Kräften für sein Vaterland einzusetzen. Das Buch ist wie ein Stahlbad, das stärker macht zum Kampfe gegen sich selber, das vom Ich-Standpunkt fortführt zum gemeinsamen des Volkes, zum Schaffen am Vaterland. Ein Führer ins Leben will es sein und wird es hoffentlich unzähligen werden.“ (Werden und Wirken.)

Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Hrsg. von Dr. W. Hofstaetter. 3. Aufl. Mit 42 Tafeln und 3 Karten. Geb. M. 46.70

„Das Geheimnis dieses Buches liegt darin, daß es uns die Kraft und Weisheit im Allernächsten sehen lehrt. Es zeigt uns den Weg in unser eigenes Reich und Leben, in Land und Dorf und Haus der Deutschen. Das ist nicht wenig und zugleich ist es ein Weg in unbekanntes Land fast auch für die meisten unter unseren Gebildeten.“ (Histor. Zeitschrift.)

Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlagen einer praktischen Ästhetik von Prof. Dr. H. Cornelius. 3. Aufl. Mit 245 Abbildungen und 13 Tafeln. Geh. M. 60.—, geb. M. 80.—

„Wir haben hier zum ersten Male eine zusammenfassende, an zahlreichen einfachen Beispielen erläuterte Darstellung der wesentlichsten Bedingungen, von denen namentlich die plastische Gestaltung in Architektur, Plastik u. Kunstgewerbe abhängt.“ (Ztschr. f. Ästhetik.)

Die Renaissance in Florenz und Rom. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. K. Brandi. 5. Auflage. Geh. M. 37.40, geb. M. 46.70

„Anmutiger und lebensvoller als in diesem Buche könnte das Wiedererwachen der Geister aus den erstarrten Formen des Mittelalters zu einer zweiten Jugend, ihr unwiderstehlicher Zauber, ihre unvergängliche Schönheit schwerlich dargestellt werden.“ (Dtsche. Rundschau.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die Kultur der Gegenwart

Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Professor Paul Hinneberg
In 4 Teilen. I—II. Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. III. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen
und medizinischen Kulturgebiete. IV. Die technischen Kulturgebiete.

Teubners kleine Fachwörterbücher

Teubners Fachwörterbücher geben klare u. zuverlässige Auskunft über alle wichtigen Gegenstände u. Sachausdrücke
Bisher erschienen: **Philosophisches Wörterbuch.** Von Dr. P. Thormeyer. 2. Aufl. (Bd. 4.) Geb. M. 36.— **Psychologisches Wörterbuch.** Von Dr. F. Giese. (Bd. 7.) Geb. M. 32.— **Zoologisches Wörterbuch.** Von Dr. F. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) Geb. M. 32.— **Botanisches Wörterbuch.** Von Dr. D. Gerte. (Bd. 1.) Geb. M. 32.— **Physikalisches Wörterbuch.** Von Prof. Dr. G. Berndt. (Bd. 5.) Geb. M. 36.— **Geologisch-mineralogisches Wörterbuch.** Von Dr. E. W. Schmidt. (Bd. 6.) Geb. M. 36.— **Geographisches Wörterbuch.** Von Prof. Dr. D. Kende. (Bd. 8.) Geb. M. 36.— **Wörterbuch der Warenkunde.** Von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) Geb. M. 36.— **Wörterbuch zur deutschen Literatur.** Von Studentat Dr. S. Köhl. (Bd. 14.) Geb. M. 36.— **Handelswörterbuch.** Von Dr. V. Sittel u. Justizrat Dr. M. Strauß. (Bd. 9.) Geb. M. 35.—
(Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.)

Mathematisch-Physikalische Bibliothek

Gemeinverständliche Darstellungen aus der Mathematik und Physik. Hrg. von Direktor Dr. W. Liehmann
und Studentat Dr. A. Wittig. Fast alle Bändchen enthalten zahlreiche Figuren. Kart. je M. 6.—
Die Sammlung bezweckt, allen denen, die Interesse an den mathematisch-physikalischen Wissenschaften haben,
es in angenehmer Form zu ermöglichen, sich über das gemeinlich in den Schulen Gebotene hinaus zu belehren.

Teubners Naturwissenschaftliche Bibliothek

Die Sammlung will Lust und Liebe zur Natur wecken und fördern, indem sie in leichtfaßlicher Weise über
die uns umgebenden Erscheinungen aufklärt und die Selbsttätigkeit anzuregen sucht. Zugleich soll der Leser
einen Einblick gewinnen in das Leben und Schaffen großer Forscher und Denker. — Alle Bände sind reich
illustriert und geschmackvoll gebunden. (Preis je M. 6.40 bis M. 30.70.)

Ausführl. Prospekt der Sammlungen sind auf Wunsch vom Verlag umf. u. postfr. erhältlich

Einführung in die Biologie

Von Prof. Dr. K. Kraepelin. 5., verb. Aufl. Bearb. von Prof. Dr. E. Schäffer.
Große Ausgabe. Mit 461 Textbildern, 1 schwarzen Tafel, 4 Tafeln in Buntdruck
und 3 Karten. Geb. M. 46.70. Kleine Ausgabe. Mit 333 Abbildungen,
1 schwarzen Tafel sowie 4 Tafeln und 2 Karten in Buntdruck. Geb. M. 21.60

„Jeder wird dieses Buch mit hohem Genuß lesen und zugeben müssen, daß hier ein Schatz kostbarer
Gedanken ausgebreitet liegt, von dem der Gebildete mehr, als es heute der Fall zu sein pflegt, mit ins
Leben hinausnehmen müßte.“ (Deutsche Literatur-Zeitung.)

Tierbau und Tierleben

in ihrem Zusammenhang betrachtet. I.: Der Tierkörper als selbständiger Organismus. Von Prof. Dr. K. Hesse. II.: Das Tier als Glied des Naturganzen.
Von Prof. Dr. F. Dofflein. Mit 1220 Abb. u. 35 Tafeln in Schwarz-, Bunt- u. Eichdruck
nach Originalen erster Künstler. Beide Bände in Original-Halbfranz zus. M. 650.—
Band I wird nicht gesondert abgegeben. Band II in Halbleinen geb. M. 225.—

„Ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Werk. Es vereinigt sachliche, streng wissenschaftliche
Behandlung des Gegenstandes mit klarem, jedem, der in rechter Mitarbeit an das Werk herantritt, verständlicher
Darstellung. Jeder wird das Buch mit großem Gewinn und trotzdem großem Genuß lesen und Einblick
in den Ernst der Wissenschaft gewinnen. Das schöne Werk darf als Muster vollstündlicher Behandlung
wissenschaftlicher Probleme bezeichnet werden.“ (Literar. Jahresber. d. Dürerbundes.)

Streifzüge durch Wald und Flur

Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Von weil.
Prof. B. Landsberg u. weil. Rektor Prof. Dr. W. B. Schmidt. 6. Aufl., vollst. neubearb.
von Dir. Dr. A. Günthart. Mit zahlreichen Originalzeichnungen und Abb. Geb. M. 36.—

Die rasche Folge der Auflagen beweist, welchen Anklang das Buch gefunden hat, das jung und alt
im Wechsel der Jahreszeiten in unsere heimische Natur geleiten will, um in lebensvollen Schilderungen das
Wissen zu erschließen, das erst zum wahren Naturgenuß befähigt.

Physik und Kulturentwicklung

durch technische und wissenschaftliche Erweiterung der menschlichen Naturanlagen. Von
Geb. Hofrat Prof. Dr. Otto Wiener. 2. Aufl. Mit 72 Abb. Geb. M. 24.—, geb. M. 35.20

„Es ist konzentriertes Wissen, das uns hier geboten wird, die Zusammenfassung der Erkenntnisse und
der bisher erzielten höchsten Leistungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft und Technik, ein Spiegel-
bild des Kulturfortschrittes der Menschheit, soweit es mit Physik zusammenhängt.“ (Seltios.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin